

Großeltern erzählen geographisch von ihrer Familie

Zur Bedeutung von Raumsemantiken für die Konstitution
kommunikativ vermittelter Sinnwelten

Zur Erlangung des akademischen Grades einer
DOKTORIN DER NATURWISSENSCHAFTEN
von der Fakultät für Bauingenieur-, Geo- und Umweltwissenschaften
des Karlsruher Instituts für Technologie (KIT)
genehmigte
DISSERTATION
VON
Dipl.-Geogr. Giulia Montanari
aus München

Tag der mündlichen Prüfung: 21. Dezember 2015

Referentin: Prof. Dr. Caroline Kramer

Korreferentin: Prof. Dr. Carmella Pfaffenbach

Karlsruhe, 2016



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung –
Weitergabe unter gleichen Bedingungen 3.0 Deutschland Lizenz
(CC BY-SA 3.0 DE): <http://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/de/>

Kurzfassung der Dissertation

Diese Arbeit handelt von der Frage, wie Menschen über ihr Familienleben und ihren Alltag reden, und sie sich uns dabei ganz selbstverständlich Begriffen und allgemein einer Sprache bedienen, die implizit und explizit ein Wissen darüber offenbart, in welchem Zusammenhang Raum und die Gesellschaft stehen. Dieses Wissen ist sehr vielgestaltig und erscheint sowohl in Aussagen wie „Meine Kinder wohnen weit weg, deswegen sehen wir uns selten.“, aber auch in räumlichen Metaphern wie „familiäres Hinterland“. Hinter diesen Verwendungsweisen stehen unterschiedliche Verständnisse von Raum, die hier zum Ausgangspunkt der Arbeit gemacht werden. Bereits von GeographInnen wie Benno Werlen, Judith Miggelbrink oder Peter Weichhart wurden unterschiedliche Raumverständnisse zusammengetragen, deren alltagsweltliches Auftreten hier aufgezeigt werden soll.

Empirische Grundlage der Dissertation sind 14 Einzelgespräche mit Großmüttern und -vätern, die den Familienalltag und insbesondere die Beziehung zu den Enkelkindern thematisierten. Ausgewertet wurden die Gespräche zunächst unter Verwendung der dokumentarischen Methode, mit deren Hilfe unterschiedliche Arten des Sprechens über Familie identifiziert wurden. Diese „kommunikativen Milieus“, wie sie hier genannt werden, decken sich teilweise mit den Milieus anderer sozialwissenschaftlicher Ansätze und repräsentieren unterschiedliche soziale Gruppen, deren Mitglieder das jeweils selbe Wissen um, und die selbe Perspektive auf Familie teilen. In der weiteren Analyse zeigt sich zudem, dass die gleichen räumlichen Wissens Elemente (wie z. B. die Beobachtung, dass mit zunehmender Entfernung zwischen den Wohnorten die Häufigkeit des Kontakts abnimmt), in unterschiedlichen thematischen Kontexten angesprochen werden und milieuspezifische Bilder von Familie entstehen lassen.

Neben diesem empirischen Befund wurde die Analyse unterschiedlicher Textsorten (Erzählung, Beschreibung, Argumentation und Bewertung), die im Rahmen der dokumentarischen Methode vorgenommen wurde, mit zeitgeographischen Methoden der visuellen Darstellung von Bewegungen im Raum mittels Raumzeitpfaden verknüpft. Dies ist möglich, da in den beiden Textsorten der Erzählung und Beschreibung das den Raumzeitpfaden zugrunde liegende absolute euklidische Raumverständnis jeweils unterschiedlich eingelassen ist und daher nach einem dafür sensibilisierten Umgang mit den Raumzeitpfaden verlangt. Dem wurde hier mittels unterschiedlicher graphischer Darstellungsformen Rechnung getragen. Auch hier deuten sich Typen an, deren Raumzeitpfade sich aufgrund der im Gespräch verwendeten Textsorten unterscheiden. Die identifizierten Unterschiede machen deutlich, dass Menschen sich auf verschiedene Art und Weise in absoluten Raum- und Zeitkoordinaten bewegen, wenn sie über Familie sprechen.

Diese Arbeit einen Beitrag zu im weitesten Sinne sozialkonstruktivistischen Ansätzen in der Geographie dar und bezieht sich theoretisch einerseits auf wissenssoziologische Grundlagen (insb. Karl Mannheim, Alfred Schütz, Peter L. Berger/Thomas Luckmann), andererseits auch auf geographische Arbeiten, die einen sprachpragmatischen Zugang systemtheoretisch begründen. Zudem soll eine raumsensible Methodik zur Diskussion gestellt werden, die Interviews als Kommunikationspraxis interpretiert und aus dieser Perspektive darauf aufmerksam macht, wie mit Hilfe unterschiedlicher Verständnisse von Raum über alltagsweltliche Themen wie Familie gesprochen wird. Da Interviews in der Geographie eine etablierte und beliebte Methode zur Datenerhebung darstellen, die Auswertungsverfahren allerdings weitgehend in anderen Disziplinen entwickelt wurden, ermöglicht die vorliegende Arbeit daher eine ergänzende geographische Sensibilisierung für methodologische Fragen.

Abstract of PhD-thesis

This dissertation elaborates on the question of how we talk about our everyday family life, in what way we use spatial words as a matter of course, and how we in general adopt a language that implicitly and explicitly reveals spatial knowledge. This type of knowledge is very diverse, and manifests itself in statements like “my children live far away, therefore we see each other only occasionally”, or even in spatial metaphors. Therefore, this thesis draws on different notions of space that are relevant not only in scientific contexts, but also in everyday life, and which have already been identified by geographers such as Benno Werlen, Judith Miggelbrink or Peter Weichhart.

Empirically, fourteen in-depth interviews with grandparents were conducted; they focused on everyday family life and especially on the grandparents’ relationship to the grandchildren. The material was analysed with the documentary method and, as a result, different ways of talking about family were identified. Those “communicative milieus”, as they were named here, can be linked to other social scientific approaches that investigate milieus. The communicative milieus represent different social communities that share the same knowledge of, and perspective on family. The analysis will show that the same spatial elements of knowledge (e. g. that you cannot see each other that often when living far apart) were contextualised in very different manners, and constitute quite contrasting ideas of how family life works.

Besides that finding, an analysis of different sorts of texts that we use when talking (narration, description, argumentation, evaluation) was conducted as part of the documentary method. This was also combined with time-geographical methods of visualising movement in space. The time-space paths build upon an absolute, Euclidian space, which is coopted in different text sorts in specific ways. That insight was accounted for graphically when drawing time-space paths for each interview. Even here, different ways of communicating appear. These differences highlight the fact that we use the knowledge of Euclidian space in different manners when talking about our family life.

The thesis draws on the theoretical work of Karl Mannheim, Alfred Schütz, as well as Peter L. Berger’s and Thomas Luckmann’s “The Social Construction of Reality”. It not only wants to contribute to social constructivist approaches within geography but also relates to geographical work that developed a linguistic-pragmatic perspective out of Systems Theory. Furthermore, it discusses the possibilities of a method that is sensitive to space and understands interviews as a communicative practice. Out of this frame of reference, it draws attention to how we use spatial terms to talk about the everyday, and especially about our family life. Interviews are a customary method to collect data in geography, but the methods to analyse them are still imported from other disciplines. Therefore, this work also seeks to add some geographical sensitivity to this broader field of social scientific expertise on methodology.

Inhaltsverzeichnis

Abbildungsverzeichnis	I
Tabellenverzeichnis	II
Vorwort	III
1 Mit Raum über Familie sprechen	1
1.1 Die geographische Hinwendung zur Sprache	1
1.2 Geographische Perspektiven auf Familie	6
1.3 Zur Fragestellung der Arbeit und ihrem konzeptionellem Ausgangspunkt	7
1.4 Aufbau der Arbeit	7
2 Raumsemantiken als Sinnelemente –	
Zum Zusammenhang von Raumbegriffen und gesellschaftlichen Wissensstrukturen	11
2.1 Die Geographie und der Raum – Versuche, einen Begriff einzufangen	12
2.1.1 Systematisierungen von (zeitlosen) Raumbegriffen	12
2.1.1.1 Überblicksdarstellung von Michael R. Curry	13
2.1.1.2 Überblicksdarstellung von Benno Werlen und Wolfgang Zierhofer	14
2.1.1.3 Überblicksdarstellung von Kirsten Simonsen und Judith Miggelbrink	16
2.1.1.4 Überblicksdarstellung von Peter Weichhart	19
2.1.2 Ansätze zur Erfassung eines dynamisierten Raumes – Die Zeit im Raum	21
2.1.3 Zum Umgang mit Vielfalt – Die sprachpragmatische Wende der Geographie	23
2.2 Wissen und Sinn aus wissenssoziologischer Perspektive	25
2.2.1 Mannheims Handlungsorientierung –	
Raumbegriffe als Elemente der Weltanschauung	25
2.2.1.1 Die Untersuchung der „Weltanschauungstotalität“ als Aufgabe einer dynamischen Kultursoziologie	25
2.2.1.2 Objektiver Sinn, Ausdruckssinn, Dokumentensinn	26
2.2.1.3 Die Dynamik der Weltanschauungen –	
„Das Problem der Generationen“	27
2.2.1.4 Zur Rezeption Mannheims	29
2.2.2 Denk- und Sinnstrukturen bei Schütz, Berger und Luckmann	30
2.2.2.1 Die natürliche Einstellung der Alltagsrealität – Der Lebensweltbegriff	30
2.2.2.2 Räumliche und zeitliche Aufschichtung der Lebenswelt –	
Die Bedeutung kopräsender Situationen	32
2.2.2.3 Struktur des subjektiven Wissensvorrats: Typisierungen und Relevanzen	34

2.2.2.4	Die soziale Genese und Bedingtheit des Wissens	36
2.2.2.5	Wissen ist ungleich verteilt	38
2.2.2.6	Die Dialektik des Sozialen und der Einfluss der Wissensstrukturen auf das Handeln	39
2.2.2.7	Der wissenssoziologische Raum bei Schütz, Berger und Luckmann – Leiblichkeit als Alltagswissen	40
2.2.2.8	Rezeption in der Geographie	41
2.3	Raubegriffe als Sinnelemente, sprachlich objektiviert als Raumsemantiken	42
3	Die Bedeutung von <i>Raum</i> in spätmodernen Selbstbeschreibungen der Gesellschaft	45
3.1	Zur Bedeutung der sozialen Differenzierung in der soziologischen Theoriebildung . .	46
3.1.1	Die Ausbildung von Teilsystemen und kommunikativer Anschlussfähigkeit . .	46
3.1.2	Die Individualebene: Zur Ausdifferenzierung der (institutionellen) Rollen . . .	48
3.2	Individualisierung und Pluralisierung des Sozialen	49
3.2.1	Georg Simmels Kreise	49
3.2.2	Ambivalenzen der Individualisierung	50
3.2.3	Exkurs: Methodisch-praktische Probleme mit der Pluralisierung der Lebensformen	51
3.3	Rationalisierungsprozesse in der Reflexiven Moderne	52
3.3.1	Rationalisierungslogiken	52
3.3.2	Die Radikalisierung der Reflexivität in der Zweiten Moderne	52
3.3.3	Die Auflösung bisheriger Binaritäten und Entgrenzungsprozesse	53
3.4	Die Entgrenzung von Arbeit: Zur Subjektivierung, Aktivierung und Flexibilisierung .	54
3.4.1	Flexibilisierung von Arbeit	55
3.4.1.1	Flexible Alltagsgestaltung	55
3.4.1.2	Betriebliche Flexibilisierung und fragmentierte Lebensläufe	56
3.4.2	Aktivierung und Subjektivierung – Die Isolierung des Subjekts	57
3.5	Zeit und Raum in Bewegung: Die Beschleunigung von fast allem	60
3.5.1	Beschleunigungsbefunde	60
3.5.2	Subjektive Folgen der sozialen Beschleunigung – Situative Identitäten	64
3.6	Raumformeln als Selbstbeschreibung? Der Raum in spätmodernen Wissensbeständen	65
4	Spätmodernes Familienleben & Großelternschaft	67
4.1	Die Relevanz der Familie in der Spätmoderne	67
4.1.1	Familiensoziologische Perspektiven und wissenschaftliche Ambivalenzen . . .	67
4.1.1.1	Aspekte der soziologischen Diskussion um Familie	68
4.1.1.2	Theoretisch-konzeptionelle Perspektiven der Familiensoziologie . . .	70
4.1.1.3	Die multilokale Mehrgenerationenfamilie in Deutschland – Die Erweiterung der Kernfamilie	72
4.1.2	Generationenbeziehungen – Familiäre Ambivalenzen	74
4.1.2.1	Die historisch-gesellschaftlichen Generationen	74
4.1.2.2	Generationen als gesellschaftliche Selbstbeschreibungsformel	75
4.1.2.3	Generationenbeziehungen in Familien	76

4.1.3	Großeltern als Thema der soziologischen Familienforschung	78
4.1.3.1	Solidarität und Transfers in der multilokalen Mehrgenerationenfamilie	79
4.1.3.2	Konflikte und Ambivalenzen	80
4.1.3.3	Großelternstile und Handlungsorientierungen	82
4.2	Der Raum und die Familie	84
4.2.1	Familie – eine Black Box in der Geographie?	85
4.2.2	Multilokalität als interdisziplinäres Forschungsfeld	87
4.2.3	Kopräsenz als notwendige Bedingung zur Konstitution von Familie?	89
4.2.4	Raumsemantiken in Kommunikation über Familie	91
5	Methodologische Ausgangspunkte & empirisches Vorgehen	95
5.1	Die Untersuchung von Raumsemantiken als methodologische Herausforderung . . .	95
5.2	Narrative Gespräche mit Großeltern: Skizzierung des empirischen Vorgehens	99
5.3	Zur Auswertung:	
	Die dokumentarische Methode zur Rekonstruktion von Gesprächstexten	102
5.3.1	Zur methodologischen Perspektive der dokumentarischen Methode	103
5.3.1.1	Die Bedeutung des Vergleichs in der dokumentarischen Methode . .	104
5.3.1.2	Zur Bedeutung von Erzählungen	105
5.3.2	Vorgehen zur Auswertung narrativer Gespräche	106
5.3.2.1	Formulierende Interviewtranskription	106
5.3.2.2	Reflektierende Interviewinterpretation	108
5.3.2.3	Sinn- und soziogenetische Typenbildung	110
5.3.2.4	Generalisierung empirischer Interpretationen	111
5.4	Charakterisierung des Samples	112
5.4.1	Allgemeine Beschreibung des Gesprächssamples	112
5.4.2	Einzelbeschreibungen der Fälle	113
5.5	Ergebnisse auf unterschiedlichen Sinnebenen	115
6	Raumzeitpfade zur Visualisierung des absoluten Raumes	
	im großelterlichen Erzählen	119
6.1	Die Zeitgeographie – Eine visuelle Perspektive auf Raum	120
6.1.1	Zur Zeitgeographie nach Torsten Hägerstrand	120
6.1.2	Raumzeitpfade zur Visualisierung des dynamisierten Containers	123
6.2	Raumzeitpfade zweier lebensweltlicher Kontexte	124
6.2.1	Alltagspfade	124
6.2.2	Wohnbiographiefade	130
6.3	Zeitgeographische Visualisierungen als Sprachanalyse? Bewertung eines Versuch . . .	134
6.3.1	Raumzeitpfade als analytisches Werkzeug	136
6.3.2	Visuelle Methoden zur Auswertung in der Geographie?	137

7	Von Gesprächsinhalten zu kommunikativen Milieus:	
	Ergebnisse der Auswertung nach der dokumentarischen Methode	139
7.1	Worüber wird gesprochen? Die kommunikative Sinnebene	139
7.1.1	Von A wie Alltagsmobilität bis Z wie Zeitordnungen – Die Gesprächsinhalte	140
7.1.2	Der Raum im großelterlichen Erzählen	141
7.1.2.1	Voraussetzungen von Großelternschaft – Raumstruktureller Kontext als Bedingung	141
7.1.2.2	Die Übersetzbarkeit von Raum in Zeit – Der absolute Raum in semantischen Spielarten	146
7.1.2.3	Raumzeitdualismen	149
7.1.3	Der kommunikativ-semantische Raum des großelterlichen Familienlebens	156
7.2	Wie wird kommuniziert? Die konjunktive Sinnebene	156
7.2.1	Das spätmoderne Familienleben aus zwei Perspektiven	157
7.2.1.1	Formale Logik – Modern und traditionell orientiert?	157
7.2.1.2	Offene Logik – Spätmodern und alles verhandelbar?	160
7.2.2	Thematisches Beispiel: Familienalltag als Balanceakt	163
7.2.2.1	Exkurs: Kinder, Eltern oder Großeltern – Wessen Bedürfnisse?	163
7.2.2.2	Der formale Vergleich mit anderen und abstrakte Familienideale	165
7.2.2.3	Situativ-offene Kontextualisierung	167
7.2.3	Kommunikative Umgangsformen mit spätmodernen Gesellschaftsformationen	168
7.3	Von Umgangsweisen zu milieutypischen Werthaltungen	168
7.3.1	Sieben kommunikative Haltungen	169
7.3.2	Kommunikative Milieus schaffen Sinn	175
7.4	Kommunikationsmilieus verhandeln Raumwissen	178
7.4.1	Kommunikationstypen und Raumzeitpfade	178
7.4.2	Das Milieu und das Wissen um die Bedeutung „räumlicher Nähe“	180
7.4.2.1	Zwei milieuübergreifende Verständnisse der Bedeutung von Distanzen	181
7.4.2.2	Milieuspezifische Einbettung von Raumwissen	183
7.5	Zusammenfassung: Mit der dokumentarischen Methode „Raumfragen“ untersuchen	185
8	Alles nur Gerede? Eine sprachpragmatische Perspektive auf Familie & Raum	187
8.1	Sprechen über Familie und Raum:	
	Ergebnisresümee zur Beantwortung der Forschungsfrage	187
8.1.1	Raumsemantiken als Elemente familienbezogener Kommunikation	187
8.1.2	Kommunikative Milieus als formschaffende Entitäten	193
8.1.3	Beantwortung der Forschungsfragen	195
8.2	Zur forschungspraktischen Relevanz	196
8.3	Ein geographischer Beitrag zur Untersuchung spätmoderner Wissensbestände	197
8.3.1	Die kommunikative Bedeutung von Raum in der Spätmoderne	198
8.3.2	Ansätze zu einer raumsensiblen Familienforschung	199
8.3.3	Ausblick: Familiäre Geographien	200
	Literaturverzeichnis	202

Anhang		219
A	Raumzeitpfade	220
A.1	Alltagspfade	220
A.1.1	Beschreibend, häufige Besuche	220
A.1.2	Beschreibend, übrige	221
A.1.3	Erzählend, eindeutig zuzuordnen	221
A.1.4	Erzählend, nicht eindeutig zuzuordnen	222
A.2	Wohnbiographiefade	223
A.2.1	Erzählend, eindeutig zuzuordnen	223
A.2.2	Erzählend, nicht eindeutig zuzuordnen	223
A.2.3	Beschreibend	224
B	Leitfaden	226
C	Transkripte	228

Abbildungsverzeichnis

1.1	Mental maps zur Untersuchung subjektiver Raumwahrnehmung	3
1.2	Hägerstrands Raumzeitpfade	4
6.1	Raumzeitpfade auf Alltags- und biographischer Ebene	121
6.2	Raumzeitpfade zur Begriffsentwicklung	123
6.3	Raumzeitpfade zur Beschreibung des Alltags aller GesprächspartnerInnen	125
6.4	Stefan Meyers Alltagspfad, ein schlichtes Muster	126
6.5	Maria Barton, ein komplexes Muster mit vielen Erzählungen	128
6.6	Maria Barton, ein komplexes Muster mit sich ausdünnender Vergangenheit	131
6.7	Michael Reiser, schlicht und viel erzählt	132
6.8	Stefanie Engler, komplex und mit vielen Erzählungen, trotzdem lückenhaft	133
8.1	Raumzeitpfade zur Darstellung von Erzählungen und Beschreibungen	189

Tabellenverzeichnis

4.1	Stile von Großelternschaft in verschiedenen Untersuchungen	83
5.1	Übersicht über das Gesprächssample	114
5.2	Relevante Sample-Merkmale und die ihnen zugrunde liegenden Thesen	115
5.3	Empirische Erfassbarkeit unterschiedlicher Sinnebenen	117
6.1	Anhand der Raumzeitpfade rekonstruierte Sprachmodi	134
7.1	Themen der Gespräche	140
7.2	Kommunikative Milieus unter Großeltern	175
7.3	Versuch eines Abgleichs der kommunikativen Milieus mit sozialen Milieukonzepten .	176
7.4	Versuch eines Abgleichs der kommunikativen Milieus mit Großelternstil-Konzepten .	177
7.5	Kommunikative Milieus und ihre Alltagspfade	179
7.6	Kommunikative Milieus über „räumliche Nähe“	181

Vorwort

Da auch diese Arbeit nicht im luftleeren Raum entstanden ist, gebührt an dieser Stelle einigen Menschen mein Dank. Zunächst möchte ich Dr. Michaela Schier danken, die mich dazu ermuntert hat, eine Promotion im thematischen Umfeld ihrer am Deutschen Jugendinstitut in München angesiedelten Schumpeter-Nachwuchsgruppe „Multilokalität von Familie“ zu beginnen. Nicht nur durch ihre Unterstützung bei der Erarbeitung des Exposés, sondern auch mit Empfehlungsschreiben war sie gerade zu Beginn eine treibende Kraft im Promotionsprozess. Indem sie ein regelmäßiges Kolloquium für interessierte NachwuchswissenschaftlerInnen ins Leben gerufen hat, hat sie einen wertvollen Anker geschaffen, der zu einem nun schon jahrelangen Austausch über inhaltliche und methodologische Fragen geführt hat.

Ebenso geht ein sehr großer Dank an Prof. Dr. Caroline Kramer, die die Arbeit betreut und nicht nur größere inhaltliche „Umbaumaßnahmen“ ermutigend begleitet hat, sondern mich ebenfalls mit Gutachten unterstützt hat. Ihre Hinweise und Anmerkungen zur Ausarbeitung der Dissertation haben Wichtiges zur Klarheit derselben beigetragen. Den Mitgliedern ihrer Arbeitsgruppe, insbesondere Sandra Gleich, danke ich für die anregenden Diskussionen während der Doktorandenkolloquien und darüber hinaus. Prof. Dr. Carmella Pfaffenbach danke ich außerdem herzlich für die Bereitschaft zur Zweitbegutachtung der Arbeit.

Ein weiterer Dank geht an Kajsa Ellegård, die mich für einen zweimonatigen Aufenthalt an die Linköpinger Universität eingeladen hat, wo ich mich Anfang 2013 dank eines DAAD-Stipendiums der Zeitgeographie widmen konnte. Dem Leibniz-Institut für Länderkunde in Leipzig danke ich zudem für die Gewährung einer siebenmonatigen Abschlussförderung, die mir in der so wichtigen letzten Phase die Konzentration auf die Dissertation ermöglichte.

Meinen KollegInnen am IfL möchte ich für viele heitere Mittagsstunden danken, insbesondere Lea Bauer, Kristine Beurskens, Jutta Faehndrich, Tim Leibert und Frank Meyer, die mir mit nicht nur fachlichen Gesprächen den Leipziger Alltag versüßt haben. Ein besonderer Dank geht auch an Dr. Karin Wiest für ihre Unterstützung in den unterschiedlichsten Belangen und die Schaffung einer menschlich-heiteren Arbeitsatmosphäre. Ebenso möchte ich Sven Wörmer von der Uni Bonn nicht nur für die gute, sondern auch heitere Zusammenarbeit danken. Den Kolleginnen der Nachwuchsgruppe – insbesondere Maya Halatcheva-Trapp, Anna Monz und Petra Schmidt – danke ich nicht nur inhaltlich fruchtbare Kolloquiumsstunden, von denen die Arbeit ganz wesentlich profitiert hat, sondern auch viele vergnügliche Stunden darüber hinaus. Gleiches gilt für Tino Schlinzig, der ebenfalls ein wichtiger Kolloquiumsdiskutant und inhaltlicher Impulsgeber war, mit dem ich die letzten Jahre zudem auch die Begeisterung für bergsteigerischen Eskapismus teilen konnte. Dr. Frank Schröder verdanke ich nicht nur ein für die Bedeutung von Sprache geschärftes Auge, sondern erhielt von ihm gerade zu Beginn viele ermutigende Worte. Javier Toscano, der den Satz „Nächsten Monat gebe ich dann aber ab.“ im letzten Jahr einige Male zu oft anhören musste, danke ich zuletzt für seine Geduld, unermüdliche Ermutigungen sowie seine emotionale und inhaltliche Unterstützung.

Widmen möchte ich die Arbeit meinen Eltern und meinem Bruder sowie natürlich und insbesondere:
meiner Großmutter.

Leipzig, im Oktober 2015

Kapitel 1

Mit Raum über Familie sprechen

Und dann waren wir noch einmal Ende Juni, in Kroatien. Dann sind wir halt vom Meer in diese Ortschaft reingefahren, wo sie halt in der Schule ist. Haben wir nicht viel von ihr gehabt, weil sie war ja mit ihrer Klasse und Schulfreundinnen und und und. Wir sind 200 Kilometer gefahren, [lacht] naja. Es ist halt so.
Erika Nagy, 70 Jahre (GM2-7)¹

Der Knackpunkt ist, ich möchte meine Enkelkinder sehen und wir müssen uns da irgendwie auf halber Strecke treffen.
Stefanie Engler, 60 Jahre (GM4-9)

Ich hob jetzt selber eigentlich a mein Leben. Und da sind ja die Kindern wahrscheinlich a froh. Des würden sie ja gar nicht wollen, wenn i da ständig so, klammern würde.
Angelika Michler, 63 Jahre (GM3-5)

Aber die Mutter is die Mutter, und die Mutter bleibt die Mutter. Konnte gor nix machan, da stehst du vor einer Wand als wia vor der Benediktenwand.
Alexandra Hüttner, 80 Jahre (GM1-9)

Wir ham die Kinder, sind runtergefahren, ham die Kinder geholt. Sind sonntags ham wer se wieder zurückgebracht. Alle 14 Tage. Ham wir wunderschöne, also, klar, die Wohnung sah aus wie 'n Schlachtfeld, wenn die Kinder denn wieder drau-, aber des war mir egal, des war ne wunderschöne Zeit.
Stefanie Engler, 60 Jahre (GM4-4)

1.1 Die geographische Hinwendung zur Sprache

Diese Arbeit handelt im weitesten Sinne von der Frage, wie wir über unser Familienleben und unseren Alltag reden, und wie wir uns dabei einer „räumlichen“ Sprache bedienen. Ganz selbstverständlich formulieren wir Aussagen darüber, wie weit ein Kindergarten entfernt ist oder verwenden räumliche Metaphern wie „familiäres Hinterland“ – das Repertoire hierfür ist sehr reich. Dass nicht jede/r die uns zur Verfügung stehenden sprachlichen Mittel auf dieselbe Art nutzt, ist uns bereits auf einer Alltagsebene bewusst – „Plappermäuler“ und „stille Wasser“ sind nur zwei Ausdrücke, mit denen wir unterschiedliche Redestile unterscheiden. Aber auch jenseits von Quantität differiert unsere sprachliche Praxis. Diese Unterschiede haben verschiedene Ursachen, die von individuellen Neigungen über familiäre und schulische Sozialisation reichen. Aus einer sozialwissenschaftlichen Perspektive stellt

¹Im Folgenden wird mit diesen Kürzeln auf die jeweilige Textpassage verwiesen, der das Zitat entnommen ist. Die Transkripte der Textpassagen finden sich im Anhang C.

sich dabei u. a. die Frage, welche Weltansichten oder Lebenswelten sich offenbaren durch die Art und Weise, *wie* wir über alltägliche Dinge – und eben auch mittels Raumbegriffen – sprechen. Es geht also um die Filter oder Brillen, durch die wir auf die Welt und auf uns selbst blicken, und mit der wir dem Gesehenen Sinn verleihen, den Anblick sozusagen schärfen. Diese Brillen sind keineswegs individuell, sondern werden von unterschiedlichen Gemeinschaften geteilt. Mit diesen Filtern (die zumeist in Form *sozialer Milieus* untersucht werden) beschäftigen sich zahlreiche Fachdisziplinen aus je eigener Perspektive: u. a. verschiedene Teilbereiche der Psychologie, die Betriebswirtschaftslehre und Marktforschung, Philosophie, Kunst- oder Kommunikationswissenschaften – und eben auch die Sozialgeographie. Insbesondere die raumwissenschaftlich und praxisorientierte Aktionsraumforschung war und ist es, die sich unter Bezugnahme auf die Arbeiten von Gerhard Schulze oder Pierre Bourdieu den sozialen Milieus (zumeist in Form von „Lebensstilen“) in der Hoffnung zuwendet, hiermit ein empirisch handhabbares Konzept gefunden zu haben, das Raumverhalten² erklären kann. Während hier im weitesten Sinne „räumliche Praktiken“ (wie Alltagsmobilität oder Wohnstandortentscheidungen) fokussiert werden, wird es in dieser Arbeit um eine räumliche Sprachpraxis gehen, die zwar grundsätzlich ein relevantes Forschungsfeld der Geographie darstellt, aber bislang noch nicht mit Milieukonzepten verknüpft wurde.

Untersuchungen, die sich mit Milieus beschäftigen, berühren eine ganz wesentliche Frage hinsichtlich unseres sozialen Daseins: wie orientieren wir uns in der Welt, welcher Interpretationsanleitung bedienen wir uns, und welches Wissen über die Welt steht uns damit zur Verfügung? Nur aufgrund dieses Wissensvorrats – weil wir etwas über die Dinge, die uns umgeben und die Situationen, denen wir begegnen, wissen – sind wir überhaupt handlungsfähig und können Entscheidungen treffen. Forschungspraktisch ist uns dieses Wissen allerdings nicht ohne weiteres zugänglich. Wir sind auf die Beobachtung von Lebensäußerungen unserer Mitmenschen im weitesten Sinne angewiesen – auf ihr *praktisches Tun*, um Hinweise auf dieses Wissen zu erhalten. Sprache stellt eine ganz wesentliche solche Äußerung dar: „In der Sprache einer Kultur sind die kollektiven Bedeutungen der Phänomene abgelagert. Die Sprache ist eine implizite Theorie der Welt“ (ABELS 2009:99). Mittels sprachlicher Kommunikation tauschen wir Informationen aus und gestalten unsere sozialen Beziehungen, womit sie auch zu einem relevanten Forschungsfeld der Sozialwissenschaften werden (vgl. SCHÜTZE 1975a:27ff). Wichtig ist an dieser Stelle der Hinweis, dass die in die Kommunikation eingelassenen Weltansichten und Theorien insbesondere *implizit* zu finden sind – das Gesprochene selbst und dessen Inhalte sind nicht alleine unmittelbares Abbild des Wissens, da sich dieses auch darin ausdrückt, *wie* wir uns der Sprache bedienen. Und so wird es in dieser Arbeit nicht nur darum gehen, zu zeigen, *dass* Raumbegriffe alltagssprachlich zur Anwendung kommen (und damit Teil unseres Alltagswissens sind), sondern auch *wie* das der Fall ist und auf welche Sinnwelten dabei verwiesen wird.

Raum als Objekt der Wissenschaft: Streit um Raumbegriffe in der deutschsprachigen Geographie – Innerhalb der Sozialgeographie waren es einerseits die am französischen Poststrukturalismus interessierten GeographInnen, die die Bedeutung von Sprache und Diskursen zur Diskussion brachten (vgl. WEICHHART 2008:338ff), und andererseits eine systemtheoretisch und sprach-

²Wie das u. a. für die Wohnstandortwahl unternommen wurde (bspw. KLEE 2001 oder GEBHARDT 2012).

pragmatisch³ informierte Geographie, die ebenfalls nicht mehr nach Bewegungen im Raum fragte, sondern stattdessen den Blick auf die Kommunikation eben darüber lenkte (vgl. Abb. 1.1).

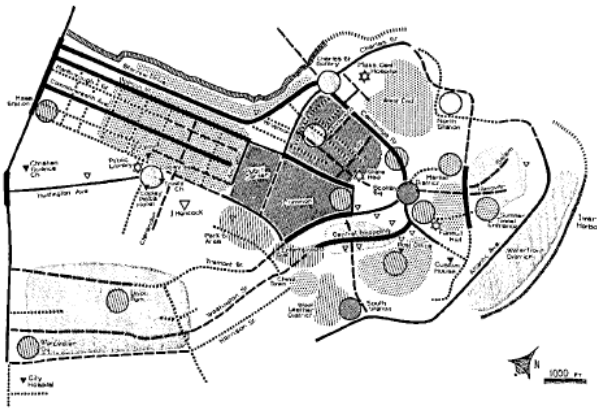


FIG. 35. *The Boston image as derived from verbal interviews*

FIG. 36. *The Boston image as derived from sketch maps*

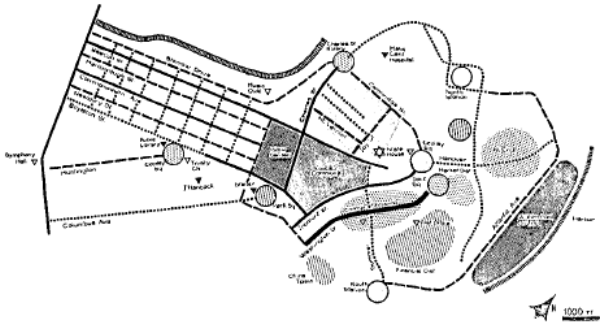


Abbildung 1.1: Mental maps zur Untersuchung subjektiver Raumwahrnehmung (Quelle: LYNCH 1960:46)

Kevin Lynch gilt als Begründer der Mental-map-Forschung. Er produzierte Karten, die lediglich auf Grundlage mündlicher Aussagen (oben) oder Zeichnungen (unten) erstellt wurden und damit keinen Anspruch erheben, unmittelbares Abbild physischer Raumstrukturen zu sein.

an der subjektiven Perspektive und Wahrnehmung von Raum interessierten Geographie verschoben hat (BUTTIMER 1984:21).⁶ Methodisch hat sich in diesem Kontext, angelehnt an Kevin Lynchs „The image and the city“ (1960), die sog. „mental map“ etabliert, die die subjektivi-

Einer solchen an Sprache orientierten Perspektive ging innerhalb der Geographie ein Streit um die besseren, angemesseneren Raumkonzepte voraus (der bei weitem nicht abgeschlossen ist und vermutlich kaum je sein wird; vgl. HARD 2008, insb. 265), der mit Benno Werlens Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Geographie vorläufig kulminierte. Werlen lenkte im Rahmen seiner Habilitation den Blick von einem ontologischen Raumbegriff (der beschreibt, was Raum ist) hin zu der Frage, welche Bedeutung „räumliche Klassifikationen“ (und damit *unterschiedliche* Verständnisse davon, was Raum ist) im sozialen Handeln haben (vgl. z. B. WERLEN 2013:6).⁴ Raum wird auch in der vorliegenden Arbeit als Klassifikation, genauer gesagt als *sprachliche* Klassifikation behandelt, die in Form unterschiedlicher Raumverständnisse kommunikativ relevant wird.

Nun ist für die vorliegende Arbeit nicht nur dieser deutschsprachige „Streit um das beste Raumkonzept“ (s. auch REDEPENNING 2008:328) relevant, sondern auch ein etwas anders gelagerter im englischsprachigen Raum, den ich aufgrund der später erfolgenden methodischen Bezugnahme auf die Zeitgeographie hier erwähnen möchte. Denn es war auch die sich seit den 1970er Jahren entwickelnde humanistische Geographie, die ebenfalls den Fokus von „objektiven Raumstrukturen“⁵ hin zu einer

³Die Sprachpragmatik ist ein Teilbereich der Linguistik, der sich mit Sprache als kontextgebundenes Sprachhandeln beschäftigt, und daher nicht nach sprachlichen Strukturen und Wortbedeutungen fragt, sondern nach dem, was mit sprachlichen Handlungen „gemeint“ ist, welchen Sinn sie haben (s. BUSCH und STENSCHKE 2014:216f, vgl. auch WEICHHART 2008:76).

⁴Dass er dabei nicht völlig konsequent vorgeht, darauf verweisen u. a. HARD 1999, ECKHARDT 2013:20 oder SCHROER 2013:67.

⁵Im Sinne des raumwissenschaftlichen Paradigmas (s. WEICHHART 2008:8).

⁶So hat sich neben der irischen Geographin Anne Buttimer beispielsweise Yi-Fu Tuan mit emotionalen Bezügen zu Orten beschäftigt (mit den Stichworten „topophilia“ und „topophobia“ ist seine Grundintention bereits recht gut erfasst, s. TUAN 1974).

ve Repräsentation physischer Raumstrukturen abfragt – und damit eine bestimmte Vorstellung von Raum, nämlich als intersubjektiv meß- und repräsentierbar, in Frage stellt⁷ (s. Abb. 1.1). Ebenfalls eine Hinwendung zum Subjekt, allerdings unter gänzlich anderen Prämissen, hat der Schwede Torsten Hägerstrand mit der Begründung der Zeitgeographie vollzogen, indem er die Frage nach den raumzeitlichen Beschränkungen der Gestaltungsmöglichkeiten des Alltags aus Perspektive des Individuums stellte⁸. Er bemühte sich um alternative Visualisierungsformen jenseits der in der Geographie üblichen 2-D-Karte (s. Abb. 1.2), und hat sich damit bis heute seine Rezeption gesichert, die im Zuge neuer technologischer Entwicklungen im Bereich Geographischer Informationssysteme in den letzten Jahren auch wieder einen Aufwind erfahren hat (PERSSON und ELLEGÅRD 2012:254).

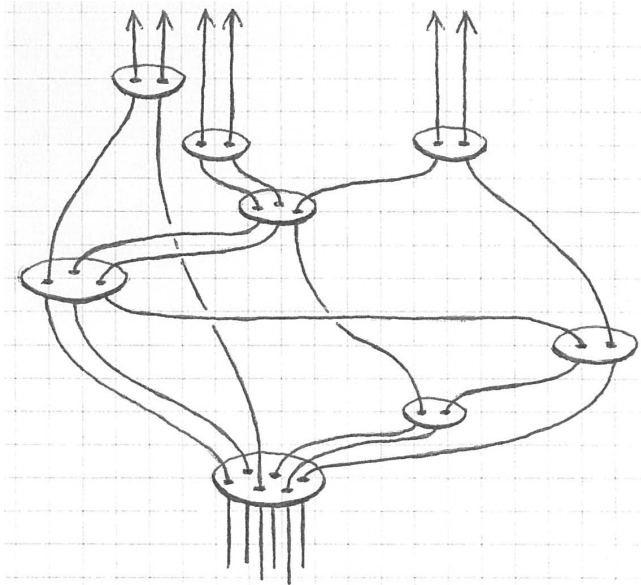


Abbildung 1.2: Hägerstrands Raumzeitpfade
(Quelle: HÄGERSTRAND undatiert)

Torsten Hägerstrand entwickelte ein Notationssystem zur Visualisierung der Bewegungen im absoluten Raum. Den Linien entsprechen z. B. Menschen, die sich über die Zeit (Y-Achse) von Ort zu Ort (hier dargestellt als Plattformen bewegen).

oder Raumzeitpfade zulässt oder nicht.⁹ Nun ist nicht neu, dass man sich als GeographIn vor dem Hintergrund bestimmter Raumkonzepte mit spezifischen Fragestellungen befasst, und dass diese nicht unbedingt miteinander kompatibel sind. So stellt Wolfgang Zierhofer mit Blick auf den die Geographie konstituierenden Begriff des Raumes fest: „Denn der Begriff des Raumes war schon immer so nichtssagend, dass auch die traditionelle Raum-Semantik für präzise und empirisch einigermassen gehaltvolle Aussagen auf Begriffe wie Standort, Distanz, Verteilung, Fläche, Gebiet, Dauer, Bewegung, Form usw. zurückgreifen musste. Anders gesagt: Noch nie war der Raumbegriff dazu geeignet

Sowohl die Anhänger einer humanistischen Geographie wie auch die der Zeitgeographie stellen die Notwendigkeit einer Individualperspektive hin zur Sichtweise der Menschen heraus. Am Beispiel dieser beiden Forschungsstränge zeigt sich aber, vor welcher unterschiedlichen konzeptionellen Hintergründen – genauer gesagt: Raumkonzepten – eine solche Perspektive begründet werden kann. Wenn die Geographin Anne Buttmer Hägerstrand erklärt, dass dessen Welt sie an einen „dance macabre“ erinnere, und gerade die Raumzeitdiagramme verdeutlichen, dass die Seite der Wahrnehmung in der Zeitgeographie völlig vernachlässigt werde (HÄGERSTRAND 1983:254), wird ersichtlich, dass hier nicht nur verschiedene Vorstellungen über das Funktionieren der menschlichen Lebenswelt kollidieren, sondern eben auch die Begriffe „Raum“ und „Zeit“ anders gedacht werden, was zudem – und dieser Aspekt wird noch genauer zu betrachten sein – jeweils unterschiedliche Visualisierungsformen wie mental maps

⁷Aber dabei selbst einem spezifischen Raumkonzept verpflichtet ist, in der ein wahrnehmbarer materieller Raum nach wie vor den Ausgangspunkt darstellt – siehe hierzu Kap. 2.1.1.

⁸Aber nicht nur die physische Struktur unseres Daseins in Raum und Zeit betont Hägerstrand, sondern überhaupt die Bedeutung von Materie und von Dingen bei der Konstitution von wiederkehrenden Situationen und Routinen (s. hierzu auch KRAMER 2012).

⁹Die Zeitgeographie, die Hägerstrand auf die Kritik von Buttmer hin selbst als „trying to walk on only one leg“ bezeichnet hat, wird Thema von Kapitel 6.1 sein (HÄGERSTRAND 1983:254).

gewesen, geographischen Klartext zu reden. Gerade darin liegt wohl seine Bedeutung“ (ZIERHOFER 1999:177).

Was in diesen Diskussionen nun auffällt ist, dass es bei den Auseinandersetzungen zur Klärung grundsätzlich unterschiedlicher Raumverständnisse meist implizit um die Fortentwicklung *eines* Konzeptes geht, das dem Alltag angemessen(er) erscheint und das Anschluss an aktuelle sozialtheoretische Überlegungen findet (auch Werlen stellt seinen Raumbegriff als Höhepunkt einer evolutionären Entwicklung dar, vgl. 2.1.1.2). Ein lehrreiches Beispiel hierfür zeigt sich in der Diskussion um die stadtsoziologische Forschungsrichtung der „Eigenlogik der Städte“ um die Soziologin Martina Löw, die in einem – vorwiegend von GeographInnen besetzten – Sammelband einer Kritik unterzogen wurde (KEMPER und VOGELPOHL 2011b), und in dem dem Eigenlogik-Ansatz u. a. ein unangemessenes und veraltetes Raumkonzept bescheinigt wurde¹⁰, das man in der Geographie schon seit langem als unzulänglich erkannt habe und – wenn überhaupt noch – viel differenzierter zur Anwendung bringe (s. insbesondere die Beiträge von DIRKSMEIER 2011; KEMPER und VOGELPOHL 2011a; ROSKAMM 2011). In der geographischen Praxis (insbesondere der empirisch arbeitenden) sind aber nach wie vor (fast) alle Raumzeitkonzepte zu finden (s. hierzu z. B. HARD 1999, HARD 2008:307). So beschäftigen sich GeographInnen mit der Frage, wie Räume wahrgenommen werden, wie physischer Raum (z. B. als Distanz oder Baustruktur) Handlungsmöglichkeiten einschränkt, oder wie Regionen konstruiert werden. Und so kann man nicht behaupten, dass sich die Geographie auf ein Begriffsverständnis geeinigt hätte. So ist also auch der hier verwendete (und in Kapitel 2.3 noch zu begründende) Begriff der Raumsemantiken nur einer von vielen zur Verfügung stehenden, mit dem allerdings insofern ein Sonderstatus beansprucht wird, als dass er als Metabegriff konzipiert ist, von dem aus die kommunikative Verwendung unterschiedlicher Begriffsverständnisse beobachtet wird.

Raum als Objekt des Alltags: Zur Untersuchung der alltäglichen Verwendung von Raumbegriffen – Es gibt bereits einige empirische Arbeiten, in denen untersucht wurde, welche Bedeutung Raum in Kommunikation einnimmt. Zumeist wurde hier *einer* bestimmten Raumsemantik und ihrer kommunikativ-diskursiven Einbettung nachgegangen. Untersuchungsobjekt sind dabei sowohl die alltägliche wie aber auch wissenschaftliche Kommunikation.¹¹ So widmen sich Schlottmann und Felgenhauer der sprachlichen Hervorbringung und Funktion der Konstruktion des Raumausschnittes „Ost-“ und „Mitteldeutschlands“ in Medien (SCHLOTTMANN 2005, FELGENHAUER 2007), Mattissek beschäftigt sich mit der Diskursivität von Stadtimages in Printmedien (MATTISSEK 2008), und Wintzer geht dem diskursiven Zusammenhang von Raum und Geschlecht im wissenschaftlichen Kontext nach (WINTZER 2014).

Hier wird dagegen der Versuch beispielhaft und explorativ unternommen, *verschiedenen* Raumverständnissen empirisch nachzugehen, wobei hier wiederum keine fixe Liste unterschiedlicher Raumbegriffe erarbeitet wurde, nach denen dann im empirischen Material gesucht wurde (bspw. mittels eines kodierenden Auswertungsverfahrens).¹² Stattdessen sind unterschiedliche Raumverständnisse auf anderem Wege, zu unterschiedlichen Momenten im Auswertungsprozess zutage getreten, wie

¹⁰Damit ist ein deterministisches Raumverständnis gemeint, das menschliches Tun lediglich als Anpassung an räumliche Bedingungen interpretiert (s. DIRKSMEIER 2011:92).

¹¹Die Trennung von wissenschaftlichen und alltäglichen Sinnkontexten, die nach Alfred Schütz keine grundsätzliche ist (vgl. Kap. 2.2.2.1), ist in dem Moment aufgehoben, in dem wissenschaftliches Tun zum Objekt der Untersuchung wird, wie das im Rahmen der Science and Technology Studies (STS) der Fall ist (vgl. hierzu WINTZER 2014:42ff).

¹²Dies wäre bspw. der Fall, wenn man nach Zitatstellen suchen würde, in denen von Distanzen die Rede ist, und Zitatstellen, in denen Orten bestimmte Eigenschaften zugeschrieben werden.

im Laufe der Arbeit zu zeigen sein wird. Veranschaulicht wird deren kommunikative Einbettung beispielhaft am thematischen Feld der „Familie“, da der Arbeit erzählgenerierende Gespräche mit Großeltern über ihr Familienleben zugrunde lagen.

1.2 Geographische Perspektiven auf Familie

An dieser Stelle möchte ich einige Worte über die Genese der Fragestellung verlieren, denn dass das Thema Großelternschaft und Familie fokussiert wurde, hatte zunächst keineswegs damit zu tun, dass hier ein besonders dankbares Feld für die Untersuchung der kommunikativen Bedeutung von Raumsemantiken zu erwarten war. Meiner empirischen Arbeit ging die Beschäftigung mit familiensoziologischen Befunden zur Bedeutung von Großelternschaft voraus, und meine ursprüngliche Intention war, mich mit der Gestaltung von Großelternschaft aus Perspektive der Großeltern zu beschäftigen, vor einem geographisch geprägten konzeptionellen Hintergrund.¹³ In diesem Sinne hatte ich genau das vor, was ich obig erläutert habe: zu zeigen, inwiefern (unter impliziter Verwendung *eines* bestimmten Raumbegriffs) ich als Geographin Neues über Großelternschaft in Erfahrung bringen kann, indem ich mich bspw. mit raumzeitlichen Praktiken wie Alltagsmobilität beschäftige. Je mehr ich mich allerdings aus dieser praxistheoretisch orientierten Perspektive mit meinem empirischen Material beschäftigt habe, desto inadäquater erschien mir die ursprüngliche Fragestellung, da Unklarheiten bei der methodischen Bearbeitung und Interpretation des Materials aufschienen, die ganz grundsätzlich die alltagsweltliche Relevanz meines eigenen (zeitgeographisch orientierten) „Raumzeitdenkens“ in Frage stellten (insbesondere bei der Erstellung von Raumzeitpfaden, s. Kap. 6). Der Grund hierfür war, dass meine ursprüngliche Fragestellung noch vergleichsweise allgemein eine „raumzeitliche Alltagspraxis und Wahrnehmung von Familienalltag“ zum Thema hatte, und weil die Wahl der Methode zur Auswertung der geführten Gespräche – die dokumentarische Methode, s. Kap. 5.1 –, die ein sehr spezifisches theoretisch-methodologisches Gepäck mit sich führt, diese Unklarheiten erst hervorbrachte. Die Verwendung der dokumentarischen Methode¹⁴ hatte daher später eine für mich überraschende, und wie ich hoffe zeigen zu können, fruchtbare Wendung zur Folge – eben hin zur hier vorgestellten Fragestellung, in deren Mittelpunkt unterschiedliche Raumverständnisse und deren Relevanz für das Kommunizieren über Familienalltag stehen. Anders als in anderen sprachpragmatisch orientierten geographischen Arbeiten (bspw. SCHLOTTMANN 2005, FELGENHAUER 2007 oder WINTZER 2014) kamen hier keine explizit linguistischen Auswertungsmethoden zum Einsatz, sondern ein für die Auswertung narrativer Gespräche entwickeltes Verfahren, das aber ebenfalls eine Beschäftigung mit Kommunikation und Sprache erlaubt, wie im Verlauf der Ausarbeitung gezeigt wird.

¹³In der Familiensoziologie wird Großelternschaft insbesondere in der Diskussion um familiäre Unterstützungsnetzwerke aufgegriffen. Im Zuge der Frage nach der Vereinbarkeit von Arbeit und Familie erfährt sie zudem vermehrt Aufmerksamkeit, da Großeltern als wichtige private Betreuungspersonen ungenügende staatliche Betreuungsleistungen ergänzen und damit den Alltag arbeitender Eltern wesentlich erleichtern (vgl. BIEN ET AL. 2007). Während diesem Befund in der Soziologie zumindest mittels quantitativer Untersuchungen Rechnung getragen wird (vertiefende qualitative Untersuchungen sind auch hier rar), ist Großelternschaft als explizites Thema in der deutschsprachigen Geographie praktisch nicht existent. Vgl. hierzu Kapitel 4.1.3 sowie 4.2.1.

¹⁴Die Entscheidung war aufgrund der Nähe zu praxistheoretischen Fragestellungen gefallen, die mir bei anderen Auswertungsverfahren zu wenig berücksichtigt zu sein schien.

1.3 Zur Fragestellung der Arbeit und ihrem konzeptionellem Ausgangspunkt

In dieser Arbeit wird mich die Frage beschäftigen, *wie wir über Familie sprechen und uns dafür räumlicher Begriffe bedienen*. Raumbegriffe werden dabei in Anlehnung an systemtheoretische Vorschläge als *Raumsemantiken* konzipiert, die als intersubjektive Sinnelemente (vgl. REDEFENNING 2006:72) Kommunikation über alltagsweltliche Themen wie z. B. Familie ermöglichen, indem sie auf ein spezifisches Wissen über den Zusammenhang von Raum und Gesellschaft verweisen. Da hier angenommen wird, dass der Art und Weise über Familie zu sprechen auch ein spezifisches Wissen über Familie zugrunde liegt, das sich milieuspezifisch unterscheidet, lässt sich die Fragestellung auch umformulieren: *Wie gestaltet und unterscheidet sich kommunikativ vermitteltes Wissen über Familie, und welche Rolle kommt Raumsemantiken in diesen Alltagstheorien zu?* Diese Frage(n) werden in Kapitel 4.2.4 nochmals präzisiert.

Auch der Soziologie Gunter Weidenhaus hat sich im Rahmen seiner Doktorarbeit mit einer ähnlichen Fragestellung befasst, nämlich der Frage, ob es eine soziale Raumzeit gäbe bzw. ob theoretische Konzepte von Raum und Zeit alltagsweltlich relevant sind – eine Frage, die seines Erachtens nur empirisch beantwortet werden könne (WEIDENHAUS 2015:12). Während er vergleichsweise offen an sein empirisches Material – mit Hilfe narrativ-biographischer Interviews – herangegangen ist und hier sog. Raumzeittypen¹⁵ herausgearbeitet hat, werde ich unterschiedliche Raumkonzepte zum Ausgangspunkt nehmen, die bereits in der Geographie identifiziert und skizziert worden sind, und im davon unabhängig rekonstruierten und typisierten Material deren Auftreten aufzeigen. Ein weiterer Unterschied zu Gunter Weidenhaus 'Arbeit ist in der Empirie zu finden: er geht von biographischen Gesprächen aus, während der Kontext meiner Gespräche das Thema Familie, und genauer Großelternschaft ist (wobei auch hier biographische Fragen relevant sein werden). Dieses Thema spielt in dieser Arbeit vorwiegend die Rolle einer lebensweltlichen Rahmung der Gespräche, das für praktisch jeden auf die eine oder andere Weise alltagsweltlich von Relevanz ist. Forschung über Familie gibt es grundsätzlich reichlich – insbesondere auch in der Soziologie –, umso erstaunlicher ist es, dass der Aspekt der Familie in der Geographie noch vergleichsweise stiefmütterlich behandelt wird (vgl. 4.2.1). In diesem Sinne soll die vorliegende Arbeit auch einen kleinen Beitrag dazu leisten, die geographische Forschung über Familie zu ergänzen.

1.4 Aufbau der Arbeit

Die Arbeit beginnt mit der theoretischen Auseinandersetzung und Begründung der Fragestellung, an die eine Erörterung methodologischer Aspekte anschließt. Danach werden die Ergebnisse der empirischen Untersuchung dargestellt und im abschließenden Kapitel zusammengefasst und reflektiert. Im Anhang befinden sich die Fotografien der Raumzeitpfad-Zeichnungen, der Gesprächsleitfaden sowie die vollständigen zitierten Gesprächsabschnitte.

Zum Einstieg in **Kapitel 2** werden in 2.1 die Beiträge verschiedener AutorInnen dargestellt, die den Versuch unternommen haben, unterschiedliche Verständnisse von Raum (in Wissenschaft und Alltag)

¹⁵Diese Raumzeittypen interpretiert er allerdings nicht wie hier als unterschiedliche Kommunikationstypen, die sich auf spezifische Weise räumlicher Semantiken bedienen, sondern als „Konstitutionsformen von Lebensgeschichtlichkeit und Lebensraum“ (WEIDENHAUS 2015:224).

nachzuzeichnen und zu inventarisieren. Diese dienen hier zur Orientierung für die theoretische und empirische Untersuchung, um ein Vokabular zur Verfügung zu haben, wenn es um die Frage geht, um welchen Raumbegriff es sich im empirischen Material handelt. Auch die Frage nach der Konzeptionalisierung von „Zeit“ wird als eigener Abschnitt behandelt, da die Zeit mitunter als Aspekt von Raum betrachtet wird und beide damit zu einer einzigen Dimension zusammengeführt werden. Abschließend wird ein sprachpragmatischer Umgang mit „Raum“ begründet, der den konzeptionellen Rahmen dieser Arbeit darstellt und unterschiedliche Raumsemantiken als gesellschaftlich verfügbare Elemente von Kommunikation begreift, die sinnvolle Kommunikation ermöglichen.

Im zweiten Teil dieses Kapitels (2.2) beschäftige ich mich mit wissenssoziologischen Ansätzen, um insbesondere in den Arbeiten von Alfred Schütz (sowie seinen Nachfolgern Peter L. Berger und Thomas Luckmann) und Karl Mannheim auf die Suche nach Auseinandersetzungen mit der Frage zu gehen, wie „Sinn“ zu verstehen ist, in welcher Form er zugänglich ist, und welche Rolle dabei Sprache einnimmt. Zweck dieser Erörterungen ist es, zwischen dem sprachpragmatischen Rahmen der Arbeit und dem später erfolgenden methodischen Vorgehen eine theoretische Brücke zu schlagen, die die methodologisch konsistente Anwendung der dokumentarischen Methode und Interpretation der Ergebnisse sichern soll.

In **Kapitel 3** werden mich anschließend verschiedene modernisierungstheoretische Befunde zur Beschleunigung, Pluralisierung, sowie Flexibilisierung und Entgrenzung der Gesellschaft beschäftigen. Diese Darstellungen sind weniger als theoretische Erörterungen zu verstehen, sondern stattdessen als Gesellschaftsdiagnosen, die ihrerseits vor dem Hintergrund unterschiedlicher theoretischer Anknüpfungspunkte erfolgen. Dabei geht es mir hier zum einen um die zumindest grobe Diagnose und Einordnung des aktuellen „Zeitgeistes“ (in Anlehnung an Mannheims Forschungsinteresse), und darum, Hinweise darauf zu finden, welche Raumbegriffe dabei aufscheinen bzw. explizit diskutiert werden. Hier sind auch die Milieu- und Lebensstilforschung einzubetten, die ebenfalls Befunde zu sozial unterschiedlichen Ausprägung von „Sinn“ liefern (wobei hier keine sehr ausführliche Darstellung der Milieuforschung erfolgt, die aber im empirischen Teil nochmals aufgegriffen wird, Kap. 7.3.2).

Kapitel 4 widmet sich dann vertieft der lebensweltlichen Sphäre der Familie und hat eine Übersichtsdarstellung familiensoziologischer Arbeiten zum Ziel, die die geographisch eher dünne Literaturlage zur „Familie“ ergänzen soll. Familiensoziologische Diskussionen über die „multilokale Mehrgenerationenfamilie“ ebenso wie interdisziplinäre Auseinandersetzungen mit „multilokalem Wohnen“ werden hier zum Ausgangspunkt einer Auseinandersetzung über die häufig konstatierte Bedeutung von Präsenzen und Absenzen im Familienkontext gemacht, und münden im Thema der Ko-Präsenz, das teilweise auch in den wissenssoziologischen Arbeiten von Berger und Luckmann und an wenigen Stellen auch bei Karl Mannheim zu finden ist. „Kopräsenz“ wird an dieser Stelle ebenfalls als *Aspekt gesellschaftlicher Selbstbeschreibungen* begründet.

Im nun folgenden **Kapitel 5**, das methodologischen Fragen und der Darstellung des empirischen Vorgehens gewidmet ist, werde ich zunächst die sich u. a. auf Karl Mannheim beziehende dokumentarische Methode vorstellen, die in der Geographie erst allmählich Beachtung findet und an eine systemtheoretisch-sprachpragmatische Konzeption anschlussfähig ist (vgl. BOHNSACK 2010a, VOGD 2010). Den Schwerpunkt werde ich dabei auf Arnd-Michael Nohls Vorschlag für die Analyse von Gesprächsmaterialien legen, der zu Beginn der Analyse eine Textsortentrennung vorschlägt, und sich dabei an Fritz Schützes Auswertungsvorgehen für narrative biographische Interviews NOHL (2012) anlehnt. Mit einer Charakterisierung des Gesprächssamples und einer konzeptionellen Übersicht über die Ergebnisse schließt das Kapitel ab.

Im nachfolgenden **Kapitel 6** werde ich meine Anwendung der Raumzeitpfade vorstellen und anhand der Ergebnisse deren analytischen Wert diskutieren. Ich möchte zeigen, dass in die Textsortenanalyse bereits ein spezifisches Raumzeitkonzept eingelassen ist, das im Zusammenhang einer zeitgeographischen visuellen Methodologie fruchtbar gemacht werden kann, um die Relevanz eben dieses Raumzeitkonzeptes für die Gespräche aufzuzeigen.

In **Kapitel 7** werden nun die Ergebnisse, die unter Anwendung der dokumentarischen Methode entstanden sind, dargestellt. Zunächst werden die thematischen Aspekte ausgeführt, die in den Gesprächen unter Anwendung bestimmter Raumsemantiken zur Sprache gekommen sind. Anschließend wird gezeigt, dass diese thematischen Aspekte auf unterschiedliche Art und Weise kommuniziert wurden und es werden unterschiedliche Typen herausgearbeitet, die als „kommunikative Milieus“ interpretiert werden. Dass erst auf dieser Ebene „Sinnwelten“ entstehen, in denen Raumsemantiken die Rolle kontingent eingebetteter Bausteine einnehmen, wird Fazit dieses Kapitels sein.

Mit einer zusammenfassenden Bewertung der Ergebnisse sowohl im Hinblick auf die Fragestellung der Arbeit, als auch im Hinblick auf methodologische Aspekte des empirischen Vorgehens, sowie mit einem Ausblick auf eine geographische Familienforschung endet diese Arbeit (**Kapitel 8**).

Kapitel 2

Raumsemantiken als Sinnelemente – Zum Zusammenhang von Raumbegriffen und gesellschaftlichen Wissensstrukturen

Dieses Kapitel hat zum Ziel, einen theoretisch-konzeptionellen Rahmen zu entwickeln, der einerseits auf einem in der Geographie verankerten sprachpragmatisch-konstruktivistischem Zugang zum Sozialen beruht, gleichzeitig aber auch methodologisch anschlussfähig an die dokumentarische Methode ist, die hier als Auswertungsmethode zur Anwendung kam. In einem ersten Teil wird hierfür zunächst die Frage beleuchtet, welche unterschiedlichen Raumverständnisse in der Geographie identifiziert worden sind, einer Disziplin, die sich „Raum“ als Gegenstandsbereich gesetzt und sich daher auch stets mit der Frage beschäftigt hat, was Raum überhaupt ist oder bezeichnet. Während es dabei manchen AutorInnen um eine theoretisch-philosophische Begründung eines fundierten, „sauberen“ Begriffs geht, der sozialtheoretisch kompatibel ist und methodologisch greifbar gemacht werden kann, haben andere AutorInnen versucht, eine Meta-Perspektive zu entwickeln und auf diesem Weg unterschiedliche Begriffsverständnisse zu integrieren. Diese Sichtweise, der auch die vorliegende Arbeit verpflichtet ist, wird in Kapitel 2.1 entwickelt.

Im Anschluss erfolgt eine Auseinandersetzung mit sozialkonstruktivistisch-wissenssoziologischen Ansätzen. Zunächst wird hierfür das Gedankengerüst von Karl Mannheim skizziert, der einen bedeutenden Bezugspunkt der dokumentarischen Methode darstellt und der insbesondere in den 1920er Jahren einige wichtige wissenssoziologische Überlegungen verfasst hat. Darauf folgt eine Darstellung des Theoriegebäudes von Alfred Schütz sowie von Peter L. Bergers und Thomas Luckmanns „Social Construction of Reality“, die als ein wichtiges Grundlagenwerk des Sozialkonstruktivismus eine sozialtheoretische Interpretation gesellschaftlicher Wissensstrukturen und ihrer kommunikativen Vermittlung anbieten. Ziel des Kapitels ist es daher auch, das begriffliche Vokabular der Arbeit zu schärfen, bevor im darauf folgenden Kapitel modernisierungstheoretische Gesellschaftsdiagnosen dargestellt werden.

2.1 Die Geographie und der Raum – Versuche, einen Begriff einzufangen

Im Folgenden soll es in einem ersten Schritt in Kapitel 2.1.1 zunächst darum gehen, einige Ansätze zur Inventarisierung von Raumbegriffen darzustellen. Ergänzend hierzu wird in Kapitel 2.1.2 der Umgang mit und Versuche zur Integration der Dimension „Zeit“ skizziert und anschließend erörtert, wie in der vorliegenden Arbeit mit „Raum“ theoretisch-konzeptionell umzugehen ist, wenn die Arbeit sich vorwiegend mit dem *kommunikativen* Umgang mit Raum beschäftigt (Kapitel 2.1.3).

2.1.1 Systematisierungen von (zeitlosen) Raumbegriffen

Die im Folgenden nachgezeichneten Arbeiten, die sich unterschiedlichen Raumbegriffen widmen, stellen nur eine kleine Auswahl an geographischen Inventarisierungsansätzen dar, die in den letzten Jahren und Jahrzehnten vorgelegt wurden¹.

Während es innerhalb der Geographie nicht nur viele, sondern auch vom Anliegen her sehr unterschiedliche Möglichkeiten gibt, unterschiedliche Verständnisse von Raum zu unterscheiden (so verweist bspw. Blotvogel einerseits auf die Unterscheidung von alltagsweltlichen und wissenschaftlichen Raumkonzepten, andererseits zeigt er Raumkonzepte auf, die sich nach ihren theoretischen Standpunkten unterscheiden, s. BLOTEVOGEL 2005), möchte ich nachfolgend vier Ansätze zur Unterscheidung von Raumbegriffen etwas genauer skizzieren. Die Auswahl hat die Darstellung unterschiedlich angelegter Systematisierungen zum Ziel, und führt daher erstens Beispiele für Begriffssystematisierungen aus dem deutschsprachigen, aber auch angloamerikanischen Sprachraum auf, da letzterer nochmals in andere theoretisch-konzeptionelle Diskussionen eingebunden ist. Zweitens decken die hier aufgeführten Ansätze eine Breite dahingehend ab, als dass sich hier sehr verdichtete Systematisierungen finden lassen, die insbesondere auf die jeweilige Raumontologie abzielen (Curry, Werlen/Zierhofer), aber andererseits auch pragmatische Ansätze, die stärker von „Verwendungszusammenhängen“ ausgehen (Simonsen/Miggelbrink, Weichhart).

Die Ansätze differieren aber auch anderweitig: Michael Curry unterscheidet lediglich vier philosophisch begründete Raumbegriffe, Benno Werlen bringt die philosophischen Begriffe zudem in eine Entwicklungslinie, die er um ein handlungstheoretisches Raumverständnis ergänzt (s. Darstellungen in Kap. 2.1.1.2; Zierhofer ergänzt Werlens Darstellungen nochmals um drei Raumbegriffe). Kirsten Simonsen, deren Darstellungen hier um die Ergänzungen von Judith Miggelbrink erweitert werden, nimmt die Unterscheidungen vor einem kulturgeographischen Hintergrund vor und geht von „Verwendungszusammenhängen“ aus. Auch Peter Weichhart geht pragmatisch vor, bezieht sich aber deutlicher auf den disziplinären Kontext der deutschsprachigen Geographie.

Nach der nachfolgenden genaueren Skizzierung der jeweils identifizierten Raumbegriffe, schließt das Kapitel mit einem Vorschlag zum sprachpragmatischen Umgang mit den unterschiedlichen und vielschichtigen Raum-Taxonomien (Kapitel 2.1.3).

¹So legen u. a. BARTELS und HARD (1977/2003), BLOTEVOGEL (2005), MIGGELBRINK (2009) oder WARDENGA (2006) Inventarisierungen des Raumbegriffs vor. Z. B. bei Weichhart (2008:76) als auch bei Miggelbrink (2002a:43f) finden sich zudem Hinweise auf noch weitere AutorInnen, die Versuche zur Systematisierung unternommen haben.

2.1.1.1 Überblicksdarstellung von Michael R. Curry

Michael R. Curry 1996 legt eine der schlichtesten Systematisierungsansätze geographischer Raum-begriffe vor und macht in seinem Beitrag zu dem Buch „Key Concepts in Human Geography“ vier Verständnisse bzw. Konzeptionen von Raum aus, auf die sich seines Erachtens bei der Frage nach der ontologischen Beschaffenheit von Raum alle anderen Begriffe zurückführen lassen.

Der aristotelische Raum als natürliche Ordnung der Dinge: Aristoteles beschreibt einen Raum, der „static, hierarchical, and concrete“ ist (CURRY 1996:5). In dieser Vorstellung haben Dinge und Menschen die Tendenz, sich an ihre Herkunftsorte zurückzubewegen, sie haben also einen *natürlichen* Platz in der Welt – was dem später mit dem Begriff „place“ diskutierten Konzept entspricht (CURRY 1996:6-9; ausführlicher siehe Miggelbrinks „Raum als gesellschaftliche Räumlichkeit“). Aristoteles hielt diesen Begriff für den bedeutendsten, weil er der Wahrnehmung zugänglich sei (CURRY 1996:7f) – es handelt sich in diesem Sinne um *erlebte Räumlichkeit*.

Newtons absoluter Raum: Hiermit wird ein eher technologischer und rationaler Begriff umrissen (CURRY 1996:8f), der Raum als leeres Koordinatensystem beschreibt (CURRY 1996:9), und der quantifizierbar – und damit insbesondere wissenschaftlich – zugänglich sei (CURRY 1996:12). Diese Vorstellung entspricht wiederum dem Container-Raum, der allerdings zu abstrakt sei, um wahrgenommen zu werden, daher würden wir in anderen Raumbegriffen denken (Newton nach CURRY 1996:12).

Der mechanistisch-relationale Raumbegriff nach Leibniz: Leibniz nun dreht die Argumentation Newtons um und argumentiert, dass es stattdessen eine Tendenz gibt, einen absoluten Raum zu postulieren, und das sei der Fall aufgrund unserer Beobachtung von Bewegung. Für ihn beruhe Raum daher nur auf den (materiellen) Relationen, und auf nichts anderem – was auch für die Zeit gelte (CURRY 1996:12f). Ohne die Beziehungen der Objekte und Körper zueinander existiert dieser Raum nicht.

Kant und der Raum als Anschauungsform der äußeren Dinge: Kant argumentiert, dass Raum kein zu beobachtendes Objekt, sondern stattdessen eine Eigenschaft (oder Ordnungsfähigkeit) des Beobachters sei: „[Kant] argues in the case of space, however, that if we did not already have built into us in some way the notion of space, the possibility of ordering things in spatial terms, we would be unable to say, ‚This is next to this‘“ (CURRY 1996:14). Damit wird „Raum“ zum Differenzbegriff. In Kants Worten: „Raum und Zeit [sind] nur Formen der sinnlichen Anschauung, also nur Bedingungen der Existenz der Dinge als Erscheinungen“ (KANT 1787:Vorrede). Interessant erscheint hier, dass Kant Raum und Zeit zwar die gleiche Funktion im Wahrnehmungs- und Denkkapparat der Subjekte zuweist, sie aber als zwei verschiedene *Formen* vorstellt: Raum unterscheidet ein außer- und nebeneinander, Zeit das zugleich und nacheinander (KANT 1787:§2.1, §4). Es stellt sich zuletzt durchaus die Frage, ob Currys Einschätzung, dass „it would not be going too far to say that all studies of culture today are a footnote to Kant“ (1996:14) uneingeschränkt geteilt werden kann, denn Versuche, die kategoriale Trennung von Raum und Zeit aufzuheben, hat es durchaus gegeben (s. Kap. 2.1.2).

So hat Curry den Versuch unternommen, im historischen Rückblick zu ontologischen „Kernverständnissen“ von Raum zu gelangen, die sich seiner Meinung nach bis heute nicht wesentlich geändert hätten. Und in der Tat berufen sich auch andere AutorInnen für ihre Systematisierungsansätze auf die Raumbegriffe von Aristoteles, Newton, Leibniz und Kant, identifizieren aber noch weitere Raumverständnisse. Benno Werlen, den ebenfalls die *Raumontologie* beschäftigt, entwickelt zudem einen weiteren Raumbegriff, der handlungstheoretisch begründet ist.

2.1.1.2 Überblicksdarstellung von Benno Werlen und Wolfgang Zierhofer

Werlen geht von ontologisch unterschiedlichen Raumbegriffen (bzw. Gruppen von Raumbegriffen) aus, die sich evolutionär weiterentwickeln. So ist es hier insbesondere die Unterscheidung prä-moderner und modernen Raumkonzeptionen, die hier von Interesse ist und die nochmals einen anderen Akzent als Currys Darstellung setzt.² Zudem begründet er, anknüpfend an Anthony Giddens Modernisierungstheorie, einen handlungstheoretischen Raumbegriff, um auf diesem Weg einen Umgang mit „Raum“ zu finden, der aktuellen sozialtheoretischen Diskussionen angemessen erscheint.

Prä-moderner Raum – Als prä-modern bezeichnet Werlen zunächst philosophische Raumkonzeptionen, die „die handelnden Subjekte nicht radikal als Zentren der sinnhaften Konstitution ‚weltlicher‘ Wirklichkeit“ betrachten (WERLEN 1995:192) und stattdessen Materie in ihrer Wirkmächtigkeit fokussieren.

Absolute/substantialistische Raumkonzeptionen: Sowohl Aristoteles, wie auch Descartes und Newton verortet Werlen hierunter (WERLEN 1995:152ff), und führt so zwei der bei Curry distinkten Begriffe (Aristoteles und Newton) zusammen. Gemeinsam ist diesen Begriffen, dass ein Objekt besteht, das unabhängig von den „Dingen darin“ ist (WERLEN 1995:152f). Aristoteles vertritt eine solches substantialistisches Konzept der „Ordnung der physischen Dinge, in denen jedes seinen natürlichen Platz hat (den es aber nicht notwendigerweise einnimmt)“ (ZIERHOFER 1999:177). Die Elemente haben im Raum jeweils „ihren“ Ort, sie „gehören irgendwo hin“ (womit dem Raum als solchen eine unmittelbare Wirkkraft zugesprochen wird, s. WERLEN 1995:159). Dagegen ist für Descartes der Raum die Summe der materiellen Substanzen (die „Gesamtheit des Materiellen“, ZIERHOFER 1999:177), die jeweils eine dreidimensionale Ausdehnung besitzen – dies entspricht einer kartesischen Konzeption (WERLEN 1995:162-5). Und zuletzt geht auch Newton davon aus, dass es einen „leeren“ Raum gebe, mit dessen Hilfe den Objekten darin Koordinaten zugewiesen werden können – dieser Raum ist ein „Behälterraum“, der ganz oder teilweise mit Materie gefüllt ist, also auch leer bestehen bleibt (ZIERHOFER 1999:177f).

Relationales Konzept: Leibniz und weitere Vertreter verabschieden sich indessen von einem Raum als real existierender Entität und betonen, dass „die Beziehungen lediglich zwischen ausgedehnten Objekten bestehen können, nicht aber zwischen einem Objekt und ‚Raum‘“ (WERLEN 1995:179, im Original hervorgehoben). Raum, wie auch Zeit sind ungegenständlich (ZIERHOFER 1999:178) und den Dingen äußerlich, sie stellen lediglich eine Lagebeschreibung der Objekte zueinander dar – was sich insbesondere in der Gleichsetzung von Raum mit „Beisammen“ und Zeit mit „Nacheinander“ ausdrückt (WERLEN 1995:186), und die Meßbarkeit der Ausdehnung, Lage und Bewegungen der Dinge ermöglicht (ZIERHOFER 1999:178). Mit seiner Monadenlehre nimmt Leibniz wiederum eine Wendung zum Göttlichen hin, indem er den in den Körpern befindlichen Monaden Wirkkräfte zugesteht, in denen sich Gott ausdrückt (s. hierzu ausführlich WERLEN 1995:180-7).

Bei all diesen Konzeptionen kommt nach Werlen an der einen oder anderen Stelle Gott ins Spiel, so dass sich häufig die Auseinandersetzung zwischen den Philosophen darauf beziehen, was das jeweilige Konzept für die Rolle von Gott bedeute (WERLEN 1995:190ff).

²Wolfgang Zierhofer, der selbst eine Begriffsübersicht anbietet, bezieht sich sehr stark auf Benno Werlens Unterscheidungen, weswegen seine Erörterungen hier mit zitiert werden. Er stellt in seiner Raumbegriffsübersicht bei Werlen zusammengefasste Begriffe einzeln dar und ergänzt drei Begriffe (s. ZIERHOFER 1999), die hier am Schluss ebenfalls mit aufgelistet werden.

Moderner Raum – Die moderne Raumkonzepte setzen – ganz im Sinne der Aufklärung – nun das Subjekt in den Mittelpunkt der Betrachtung, und konzipieren das Physische vom Menschen her, was eine „Trennung zwischen Bezeichnetem und Bezeichnenden“ ermöglicht (WERLEN 1995:203). „Dabei wird die Natur subjektzentriert räumlich geordnet und in dieser Form dargestellt und erfahrbar gemacht“ – die Welt wird „entzaubert“ (WERLEN 1995:205).

Kant: Als bekanntesten Vertreter nennt Werlen Kant, der davon ausgeht, dass die Anschauung des „Äußerlichen“ bereits verräumlicht ist, und Raum als Apriori, als Ordnungsstruktur unserer Wahrnehmung vorausgeht (WERLEN 1995:218). Damit begründet er eine erkenntnistheoretische Raumkonzeption³, die sich allerdings nach wie vor auf die physische Welt bezieht („die Anschauung äußerlicher Dinge“, bzw. nach Werlen „eine Form der Gegenstandswahrnehmung“ (1995:221). So sind „Raum und Zeit als Kategorien bzw. Ordnungsschemata, die jeder sinnlichen Wahrnehmung vorausliegen [zu verstehen]. Für Kant sind sie der Erfahrung absolut vorgegeben [...]“ (ZIERHOFER 1999:178).⁴

Handlungskompatibler Raumbegriff: Werlen nennt drei Bedingungen, die ein angemessener Raumbegriff – der für die Sozialgeographie nutzbar ist – erfüllen muss: die Kompatibilität von Sozialtheorie mit dem Raumbegriff; der Bezug zur physischen Welt; sowie drittens die Klärung der Raumontologie (WERLEN 1995:150).

Dies einzulösen versucht er nun vor dem Hintergrund einer handlungstheoretischen Konzeption des Sozialen, in der er sich sehr stark auf Schütz bezieht, aber auch auf Giddens' modernisierungstheoretische Überlegungen zur „Entankerung“ Bezug nimmt und damit die „Entbindung“ von Bedeutungsträger und Symbol sowie die Konsequenzen der Möglichkeiten raum-zeitlicher Distanzierungen“ berücksichtigt (WERLEN 1995:223). In Ablehnung humanistischer Ansätze, die die „Bedeutung von Orten“ betonen (vgl. die Diskussion um „place“, Kap. 2.1.1.3) – womit der Raum als Forschungsobjekt erhalten bleibe (WERLEN 1995:230) –, möchte er sich zur Untersuchung der „Räumlichkeit“ des Sozialen bewegen, zur „Bedeutung [von Orten] für Handlungen oder als Ausdruck der symbolischen Aneignung über das Handeln der Subjekte“ (WERLEN 1995:234, Hervorhebung im Original). Anknüpfend an Kant geht Werlen von einem „formal-klassifikatorischen“ Begriff aus, der allerdings kein Apriori unserer Erfahrung darstellt, sondern erfahrungsabhängig ist und einen „Begriff“ darstellt, mit dem wir physische Begebenheiten benennen (was Werlen mit z. B. kulturellen Unterschieden bei der Anwendung von Raumkonzepten begründet, s. WERLEN 1995:235). Der Raum ist „eine Art von Grammatik für die Orientierung in der physischen Welt“. Damit besteht die Frage „auf welche Art von Erfahrungen der Ausdruck ‚Raum‘ Bezug nimmt“ (WERLEN 1995:236), und Werlen sieht die Antwort in der Erfahrung von Leiblichkeit, so dass in Anlehnung an Schütz der Körper zwischen subjektiver und physischer Welt vermittelt (WERLEN 1995:237). Werlen schließt dabei explizit an die Drei-Welten-Lehre Poppers an, die er auch bei Schütz findet (s. Kap. 2.2.2.7). Relational bleibt dieses Raumverständnis, denn: „Handelnde stellen eine Relation zu anderen physisch-materiellen Körpern her, indem sie Ableitungen von der Erfahrung der eigenen Körperlichkeit vornehmen“ (WERLEN 1995:238). Werlen schließt damit, „daß ‚Raum‘ immer nur als eine Kurzbeschreibung von Problemen, die sich in Handlungsvollzügen im Zusammenhang mit der Körperlichkeit des Handelnden und den Orientierungen in der physischen Welt ergeben, begriffen werden kann“ (WERLEN 1995:240).

³Werlen weist allerdings darauf hin, dass sich diese Perspektive nicht durchgehend in Kants Werk wiederfindet, sondern erst in seiner „Kritik der wahren Vernunft“ (s. 1995:207/219).

⁴Abstrakter dagegen sind phänomenologische Raumbegriffe (die Zierhofer getrennt aufführt), die ohne expliziten Bezug zur physischen Welt auskommen, es handele sich um die „Ordnungen der Welt, die sich durch die Erfahrungsweise jedes einzelnen unserer Sinne oder auch durch ihr Zusammenwirken ergeben“ (ZIERHOFER 1999:178).

Wolfgang Zierhofer schließt sich Werlens Systematisierung weitgehend an, ergänzt aber nochmal drei Begriffe, die seines Erachtens andere Schwerpunkte setzen:

„Verschiedene Verständnisse von Raum im Sinne des **Weltalls**. Es handelt sich um ein veränderliches Volumen mit Form, das für die Ausdehnung der Materie, des Lichts oder der Erfahrungsmöglichkeiten steht“ (ZIERHOFER 1999:178, Hervorhebung GM). Desweiteren findet sich der „**mathematisch abstrakte Raum**, der aus einer oder mehreren Dimensionen besteht, die unterschiedliche Skalenniveaus aufweisen können, und die voneinander abhängig oder unabhängig sein können. Von ihm leitet sich der Spezialfall des (euklidischen) Raumes mit drei vollkommen unabhängigen Dimensionen der Distanz ab“ (ZIERHOFER 1999:178).⁵ Und zuletzt: „In der Geographie wird ‚Raum‘ häufig als **Ausschnitt der Erdoberfläche** betrachtet. Er fällt dann mit einem Gebiet zusammen, verweist möglicherweise auf eine Anordnung materieller Gegebenheiten oder sogar auf deren subjektive und intersubjektive Bedeutung. Im Falle anthropogener Anordnungen ist dann auch die Rede von der ‚Planung‘ oder ‚Produktion‘ des Raumes. Darauf aufbauend werden auch am selben Ort verschiedenartige Räume unterschieden“ (ZIERHOFER 1999:178).

Werlen plädiert nun dafür, Raum im Rahmen der Geographie lediglich die Zuständigkeit für die physische Welt zuzugestehen (1995:239), womit er phänomenologische Raumbegriffe, die sich abseits der physischen Welt bewegen, ausschließt (vgl. ZIERHOFER 1999:180). Die Trennung von ontologischen Welten in Anlehnung an Alfred Schütz ist in dieser Konzeption Voraussetzung, die bspw. nach Ansicht Gerhard Hards für eine handlungstheoretische Grundlegung der Geographie gar nicht nötig wäre (s. HARD 1999:134).⁶ Aber hierzu komme ich später noch genauer (Kap. 2.2.2.7).

Bereits nach Darstellung dieser beiden Systematisierungsansätze wird deutlich, dass die identifizierten Raumbegriffe und Begriffsfamilien stark differieren, je nachdem, welche Aspekte berücksichtigt werden (so z. B. bei Werlen der Gottes- und Subjektbezug) – auch wenn beide an der Raumontologie interessiert sind. Wieder anders gestalten sich die Begriffsdarstellungen bei einer Betrachtung wissenschaftlicher und alltäglicher *Verwendungs-* und *Thematisierungszusammenhänge*, wie in den nachfolgenden Darstellungen.

2.1.1.3 Überblicksdarstellung von Kirsten Simonsen und Judith Miggelbrink

Judith Miggelbrink stellt in ihrer Dissertation verschiedene *Umgangsweisen* mit dem Raumbegriff dar und beruft sich insbesondere auf wissenschaftliche Diskussionen innerhalb der Geographie. Sie nimmt einen Inventarisierungsansatz Kirsten Simonsens zum Ausgangspunkt (1996)⁷, der

⁵Wirft man einmal einen Blick in Überblicksarbeiten zu mathematischen Raumbegriffen, wird tatsächlich erst deutlich, was hier noch alles an Raum- und Zeitbegriffen zu finden wäre. Die Diskussion um die Feststellung von Einstein, dass Zeit nicht nur relativ ist, sondern auch durch Gravitationskräfte „gebogen“ werden kann, zeigt, dass physikalische Entdeckungen Eingang in geistes- und sozialwissenschaftliche Diskussionen finden können. Allerdings stellt sich hierbei auch die Frage, inwiefern lediglich die Einsteinsche Entdeckung besonders geeignet dafür ist, weil sie noch im Rahmen unserer alltäglichen Wissensstruktur zugänglich ist, während das bei manch anderen mathematischen Räumen nicht mehr der Fall ist (vgl. KRECK 2001, und zur Kritik an einer sozialwissenschaftlichen Bezugnahme auf mathematische Modelle HARD 2008:265).

⁶Ich werde für die vorliegende Arbeit ebenfalls auf Wolfgang Zierhofers und Gerhard Hards Vorschlag zurückgreifen, die beide die Beschränkung des Raumbegriffs auf physisch-materielle Sachverhalte ablehnen (s. ZIERHOFER 1999:182, HARD 1999) und somit den Weg frei machen für einen sprachpragmatischen Umgang mit Raum. In Anlehnung an die Systemtheorie schlägt Zierhofer eine Konzeption von Räumen 1. und 2. Ordnung vor (s. Abschnitt 2.1.3).

⁷In Auseinandersetzung mit der Hinwendung der Humangeographie zu sozialtheoretischen Ansätzen und deren unzureichender Berücksichtigung von „räumelnden“ Aspekten des Sozialen macht Kirsten Simonsen 1996 die Beobachtung, dass selbst in der Geographie oft implizit Raumkonzepte zur Anwendung kommen, die nicht reflektiert werden, obwohl sie „influence and connect with the way we think about social theory itself“ (SIMONSEN 1996:494).

drei Begriffsfamilien unterscheidet, und ergänzt ihn dann um drei weitere Verwendungskontexte (MIGGELBRINK 2002a:44-78).

Raum als materielle Umwelt: Bei dieser Begriffsfamilie steht das Verhältnis des Sozialen mit dem Materiellen im Fokus, und beinhaltet die Stichworte der Produktion und Nutzung des Materiellen sowie Bedeutungszuschreibungen. Diesen Raumbegriff in seiner „Reinform“ identifiziert Simonsen zunächst in der Architektur und in der traditionellen Regionalgeographie⁸ (SIMONSEN 1996:495). Während sich erstere mit Formen, Nutzwerten und Ästhetik beschäftigt, gehe es bei zweiterer um Kulturlandschaften – sei es als Bedingung menschlichen Handelns oder als dessen Produkt (SIMONSEN 1996:495). Die Diskussion um die Integration des Materiellen in die sozialwissenschaftliche Diskussionsbildung schließe hier an (SIMONSEN 1996:496) und münde in drei Modi des Verhältnisses des Materiellen mit dem Sozialen, deren vermittelndes Moment *Praktiken* sind: die Produktion der materiellen Umwelt, ihre Nutzung, sowie die Zuschreibung von Bedeutung (SIMONSEN 1996:497f). Sie resümiert in Anlehnung an Heidegger, dass in diesem Verständnis die materielle Umwelt eine Art Werkzeug („Zeug“) ist, mit einem situationsabhängigen Nutzwert (SIMONSEN 1996:498).

Raum als Differenz: Dieses Raumverständnis hat auf den ersten Blick große Nähe zum Kantischen Raumbegriff, der Ordnung anzeigt. Allerdings werden hier sehr unterschiedliche Raumbegriffe subsumiert und weiter unterschieden. Simonsen kommt auch hier zu drei „Versionen“: erstens einer realistischen, die der Tatsache Rechnung trage, dass ähnliche Prozesse an unterschiedlichen Orten nicht identisch verlaufen können. So wird dem physischen Raum eine eigene – wenn auch nur kontingente, keine kausale – Wirkmächtigkeit zugesprochen (SIMONSEN 1996:500). Zweitens findet sich eine postmoderne Variante des Differenzbegriffs, die insbesondere das Lokale als das Besondere (das Andere, Differente) betrachtet, das allem anderen (so auch sozialen Prozessen) vorrangig ist und das es zu feiern und betonen gelte – nach Simonsen der einzige Unterschied zu der realistischen Variante, 1996:501). Und drittens gebe es ein poststrukturalistisches Verständnis, in dem insbesondere die metaphorische Verwendung von „räumelnden“ Begriffen im Mittelpunkt der Betrachtung steht, die jeweils Differenz anzeigen sowie Orte politischen Handelns ausweisen – welche Raumbegriffe jeweils hinter diesen Metaphern stehen, hat also politische Bedeutung (SIMONSEN 1996:502).⁹ Miggelbrink betont, dass es sich hierbei um ein Begriffsverständnis handelt, in dem es keine ontologisch unabhängige Kategorie von Raum gibt, sondern Raum stattdessen „Produkt und Medium sozialer Praxis“ zu verstehen ist (MIGGELBRINK 2002a:46) – und hiermit ähnlich wie Weichharts Raum_{6S} dualistisch konzipiert ist (s. Kap. 2.1.1.4).

Raum als gesellschaftliche Räumlichkeit: Zum einen geht es um die Zusammenhänge von physischem Raum und sozialem Raum, so dass sich insbesondere die Frage stellt, wie zwischen „Materialität, räumlicher Semantik und ‚Gesellschaft‘“ vermittelt wird (MIGGELBRINK 2002a:47). Dabei wird dann Raum sowohl in seiner Zeichenhaftigkeit wie auch als „Palimpsest“ (Hard 1973 nach MIGGELBRINK 2002a:49), als Registrierplatte menschlichen Tuns (vgl. WERLEN 2000:143-66) thematisiert. Ein zweiter Aspekt bezieht sich auf die Produktion des Raumes, wie sie insbesondere von Henri Lefebvre ausgearbeitet worden ist, der materielle räumliche Praktiken, Repräsentationen des Raumes sowie Räume der Repräsentation unterscheidet (MIGGELBRINK 2002a:49ff). Einen dritten Aspekt (oder Diskussionszusammenhang) stellt die Unterscheidung zwischen einem konkreten und abstrakten Raum

⁸In deren Kontext verortet sie auch die deutschsprachige Landschaftsgeographie (SIMONSEN 1996:495).

⁹Dies ist auch eines der Argumente Doreen Masseys, mit deren Raumbegriff ich mich noch an anderer Stelle auseinandersetzen werde (Kap. 2.1.2).

dar (MIGGELBRINK 2002a:53ff). Die Trennung von *place* und *space* wird hier genannt, die mit *place* auf die Bedeutungsebene abzielt, während *space* auf einen abstrakten (euklidischen) Raum verweist (MIGGELBRINK 2002a:53 und ff). Zudem wird hierunter auch *Raum als Kontext* verstanden, der auf einer lokalen Ebene situativ wirksam wird (MIGGELBRINK 2002a:62). In einer vierten Bedeutungsdimension beschäftigt sich Miggelbrink mit Masseys Konzeption von Raum als „Möglichkeit der Existenz von Vielfalt“ (MIGGELBRINK 2002a:62), in der Zeit nicht mehr getrennt von Raum betrachtet wird und die politische Bedeutung von Raumverständnissen thematisiert wird (wiederum: s. Kap. 2.1.2). In fünfter und letzter Perspektive thematisiert Miggelbrink die Räumlichkeit, wie sie in Netzwerkansätzen – insbesondere der Akteur-Netzwerk-Theorie – aufscheint (MIGGELBRINK 2002a:66ff), und wiederum Raum Ergebnis der Beziehungen (Konfigurationen) von Objekten ist (Law / Hetherington 2000 nach MIGGELBRINK 2002a:69) und der kartesische Raum lediglich eine Projektion darstellt (MIGGELBRINK 2002a:70).

Raum als formal-klassifikatorischer Ordnungsbegriff: In Anlehnung an Benno Werlens Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen verweist Miggelbrink auf dessen handlungstheoretischen Raumbegriff, der analog zum Kant'schen Begriffsverständnis beschrieben werden kann als „Ordnungsbeschreibung materieller Objekte“ (MIGGELBRINK 2002a:70).

Raum als Element von Kommunikation: Diesen konstruktivistischen Raumbegriff veranschaulicht Miggelbrink am Beispiel systemtheoretischer Überlegungen und betont, dass diese Begriffe „erstens im Hinblick auf ihre Funktionalität [im Rahmen von Kommunikation, Anmerkung GM] und zweitens im Hinblick auf die Voraussetzungen ihrer Entstehung und Verwendung im Rahmen von Interaktion, Organisationen und Gesellschaften“ thematisiert werden können (MIGGELBRINK 2002a:72). Eine systemtheoretische Herangehensweise ermögliche die Frage danach, „in welchem Bereich gesellschaftlicher Praxis welche Raumkonzepte eingesetzt und zur Aufrechterhaltung und Stabilisierung funktional notwendig sind“ (MIGGELBRINK 2002a:74). Dabei wird angenommen, dass „soziale Systeme jeweils eigene Raumkonzepte verwenden“ (MIGGELBRINK 2002a:74, Hervorhebung im Original).

Raum als Metakonzept: In Anlehnung an Wolfgang Zierhofer und als Konsequenz der Überlegungen zu systemtheoretischen Fundierung des Raumbegriffs schließt Judith Miggelbrink mit einem Raumkonzept ab, „in das sich alle anderen inner- wie außerwissenschaftlich zirkulierenden Raumkonzepte einfügen lassen“ (MIGGELBRINK 2002a:76). Dies führt zu einem abstrakten Raumbegriff 1. Ordnung, der lediglich die „*Bedingung der Möglichkeit von Unterscheidungen*“ (MIGGELBRINK 2002a:77, Hervorhebung im Original) benennt, und führt zu Räumen 2. Ordnung, die im Grunde alle anderen Begriffsverständnisse umfassen (vgl. MIGGELBRINK 2002a:77).

Miggelbrink plädiert für die Beschäftigung mit der Frage, „*wie* ‚Raum‘ als Differenzkriterium [der Wahrnehmung] eingesetzt wurde, inwiefern also Dinge in einer räumlichen Sprache, mit Hilfe eines räumlichen Schemas abgebildet wurden und nicht mit Hilfe einer anderen Form der Repräsentation, die vielleicht auch möglich gewesen wäre (MIGGELBRINK 2002b:298, Einfügung im Original). Mit dieser Hinwendung zu sprachlichen Praktiken ist daher auch Miggelbrink zu den AutorInnen zu zählen, die eine sprachpragmatische Wende vorschlagen, bzw. einen „linguistic turn“ (MIGGELBRINK 2002c:339; siehe hierzu ausführlich in Kap. 2.1.3).

Anders als bei den Darstellungen von Werlen und Curry fällt es hier nun deutlich schwerer, distinkte Begriffsverständnisse zu identifizieren, stattdessen finden sich in den Beschreibungen der Begriffsverständnisse teilweise Überschneidungen (so z. B. zwischen der postmodernen und poststrukturalistischen Begriffsvariante, s. o.). Dies ist der Fokussierung auf den theoretisch-konzeptionellen Verwendungskontext geschuldet, weswegen sich diese Systematisierung auch am deutlichsten von den übrigen hier dargestellten unterscheidet.

2.1.1.4 Überblicksdarstellung von Peter Weichhart

Auch der österreichische Geograph Peter Weichhart hat in einem Aufsatz 1999 sowie in ergänzter Fassung 2008¹⁰ in seinem Sozialgeographie-Lehrbuch eine Überblicksdarstellung für verschiedene Raumbegriffe vorgelegt. Er geht dabei pragmatisch in dem Sinne vor, dass er zwar implizit ontologisch unterschiedlichen Raumverständnissen herausarbeitet, dies aber vor dem Hintergrund ihres *Verwendungskontextes*, so dass er die Begriffe auf diesem Weg im disziplinären Diskurs verortet. Im Folgenden möchte ich kurz auf die sechs Raumbegriffe eingehen, die er identifiziert und in Nuancen weiter unterscheidet. **Raum₁** findet sich in allen Kontexten, in denen von einer territorialen Einheit jeglicher Größe die Rede ist, die als materieller „Ausschnitt der Erdoberfläche“ zu verstehen ist (WEICHHART 2008:76). Das können Stadtteile sein, Städte, Regionen oder Nationalstaaten, aber auch Landschaftseinheiten. Die Abgrenzung dieser Entitäten werden im Sprachgebrauch nicht weiter problematisiert und *bezeichnen* im Sinne einer sprachlichen Konvention (vgl. WEICHHART 2008:90) einen flächenhaften Ort (WEICHHART 2008:76f). Diesem „Erdraumausschnitt“ werden mitunter bestimmte Eigenschaften zugeschrieben, und er wird auf bestimmte Art und Weise wahrgenommen, die dann auch als Typik in Erscheinung treten kann (z. B. als „Gebirgsraum“, WEICHHART 2008:77). Im Kontext einer alltagssprachlichen Verwendung, in der den benannten Räumen Bedeutungen und subjektive Inhalte zugewiesen werden, spricht Weichhart von **Raum_{1e}** (WEICHHART 2008:82), hier verortet er auch die mental map (WEICHHART 2008:83, vgl. Einleitung).

Raum₂ bezeichnet nun den vielzitierten Containerraum, der sich von R_1 dadurch unterscheidet, dass es sich zwar wieder um den physisch-materiellen Raum handelt, nun aber insbesondere abzielt auf dessen „dreidimensionale Ausdehnung [...], in der Objekte und Ereignisse vorkommen, die eine relative Position und Richtung besitzen“ (WEICHHART 2008:77). Standorte und Bewegungen in diesem Raum lassen sich kartographisch darstellen.¹¹

Mit **Raum₃** identifiziert Weichhart einen abstrakten Raumbegriff, der auf einer sprachlich-kommunikativen Ebene auf eine „logische Struktur [verweist], innerhalb derer die gegebenen Elemente gedanklich eingepasst oder *verortet* werden“ (WEICHHART 2008:78, Hervorhebung im Original). Weichhart benennt hier „Merkmalsräume“ oder „Begriffsräume“ als Beispiel für solche Ordnungsrelationen, die keine Gegenständlichkeit als solche aufweisen würde (WEICHHART 2008:78), stattdessen handele es sich eher um den „Akt des Ordnen“ (WEICHHART 2008:78, Hervorhebung im Original). Dies entspricht einem Verständnis von Raum als Differenzkategorie, die sprachlich als Metaphorik in Erscheinung treten kann.¹²

Den nächsten Raumbegriff, **Raum₄**, hält Weichhart für den für die Geographie am bedeutendsten. Hierbei geht es um einen relationalen Raumbegriff, der die Beziehungen von Körpern und Dingen zueinander im Blick hat, und damit die „materielle[n] Aspekte sozialer Phänomene und Prozesse“ (2008:81, Hervorhebung im Original). Raum erscheint hier nicht als Objekt, sondern „als Eigenschaft der physisch-materiellen Dinge“ (WEICHHART 2008:79), weswegen er hier mit Verweis auf Doreen Masseys Begriff der *spatiality* auch den Begriff „Räumlichkeit“ für treffender hält (WEICHHART 2008:79f).

¹⁰Der noch zu erläuternde Raumbegriff R_{6s} findet sich 1999 noch nicht.

¹¹An dieser Stelle möchte ich vorweg nehmen, dass meines Erachtens auch dieser Raumbegriff, den Weichhart im wissenschaftlichen Kontext verortet, im Alltag eine Rolle spielt (s. Kap. 6).

¹²Problematisch erscheint mir an Weichharts Erläuterungen zu R_3 das Beispiel der Erdraumdarstellungen (wie sie auf Karten erfolgt), die Weichhart als Ausdruck von R_3 betrachtet, die ich – je nach Darstellungsform – dagegen als Abstraktion von R_1 oder R_2 betrachten würde (quasi als R_{1a} oder R_{2a}). Mit visuellen Abstraktionen und deren dahinter liegenden Raumverständnissen werde ich mich in Kapitel 6.3.2 genauer befassen.

Hier besteht ein Zusammenhang zu R_1 (bzw. R_{1e}), da Lagerrelationen und Eigenschaften gerne auf R_1 projiziert und reifiziert werden würden (WEICHHART 2008:86) – was aber gleichzeitig bereits auf $Raum_{6S}$ verweist (s. u).

Mit **Raum₅** nun identifiziert Weichhart in Anlehnung an Kant einen epistemologischen Raumbegriff, der eine „Form der Anschauung [beschreibt], mit deren Hilfe Wahrnehmungsinhalte organisiert werden“ (WEICHHART 2008:84) – wobei Kant hier auf die den Menschen *äußerlichen* Dinge verweist, die nur räumlich erfasst werden können. Dieser Raumbegriff behält anders als R_3 einen physisch-materiellen Bezug bei (vgl. auch Kap. 2.1.1.2).

Zuletzt identifiziert Weichhart noch einen **Raum_{6s}**, der insbesondere Beziehungen zu R_1 und R_4 aufweist (WEICHHART 2008:326f). Wird mit der Benennung einer räumlichen Entität (R_1) in der sprachlichen Praxis mehr als nur eine Adressangabe transportiert, und werden auf diese Entität stattdessen auch Bedeutungen und soziale Zusammenhänge projiziert, handelt es sich nicht mehr nur um den subjektiv wahrgenommenen R_{1e} , sondern um ein sozial konstruiertes, in der sozialen Praxis reifiziertes Objekt (WEICHHART 2008:326) – das wissenschaftlich erst wieder dekonstruiert werden muss. In einer zweiten Bedeutungsvariante verweist R_{6S} zudem auf die Materialisierung sozialer Praxis, sprich den physisch-materiellen Niederschlag der „Intentionalitäten individueller und/oder kollektiver Akteure“ (WEICHHART 2008:327), durch den R_4 erst geschaffen wird – hier verweist Weichhart auf Giddens' Begriff der „locales“ sowie Goffmans „vorder- und rückseitige Regionen“ (WEICHHART 2008:327). Die Unterscheidung der Begriffsvarianten impliziert somit ein dualistisches Raumkonzept, wie es bereits in Judith Miggelbrinks Ausführungen zum Raum als Differenz anklingt (s. 17): einmal geht es um materielle Lagerrelationen als materialisierte soziale Prozesse (und damit Bedingungen menschlichen Handelns), andererseits Raum als Medium sozialer Beziehungen (WEICHHART 2008:326). Dass dieser Dualismus in alltagsweltlichen Theoretisierungen eine besondere Rolle spielt, wird meine Empirie zeigen, s. Kap. 7.1.2.3.

Mit dieser Übersicht bietet Weichhart insbesondere eine Systematisierung der Raumbegriffe, wie sie innerhalb der (Human-)Geographie Verwendung finden. R_2 weist er explizit eine wissenschaftliche Bedeutung zu (WEICHHART 2008:80), allerdings würde ich ihm hier widersprechen, da sich in der Empirie auch die Bedeutung für alltägliche Kommunikation zeigt – aber hierzu später (Kap. 8.1.1).

Anhand der skizzierten Systematisierungsansätze lässt sich wie bereits angemerkt zeigen, dass sich je nach Fokussierung unterschiedliche Raumbegriffe finden lassen; einen neuerlichen Versuch zur Systematisierung von Raumbegriffen zu unternehmen, versprach vor diesem Hintergrund keinen Mehrwert.¹³ Stattdessen werden die hier aufgeführten Systematisierungen, die sowohl einen wissenschaftlichen wie auch alltäglichen Umgang mit Raum thematisieren, zum Ausgangspunkt für die weiteren Betrachtungen genommen, und erst gegen Ende der Arbeit wird sich zeigen, dass sich drei Raumbegriffe, die sich in den obigen Darstellungen wiederfinden, empirisch als bedeutend erwiesen haben: ein absolutes Raumverständnis im Sinne des Containers; ein choristisches Verständnis, das materielle Lagerrelationen thematisiert, sowie zuletzt ein handlungstheoretisch-dualistisches Raumkonzept, das Raum als Produkt sowie Bedingung sozialer Beziehungen begreift (vgl. Kap. 8.1.1). Die Ergebnisse der empirischen Untersuchung zeigen auch, dass die Dimension der Zeit, die in den hier aufgeführten Ansätzen lediglich am Rande erwähnt wurde bzw. auf die als ein Aspekt *mancher* Raum-

¹³Mehr Aussichten auf Erfolg scheint dagegen grundsätzlich der Ansatz zu haben, „Logiken der Verräumlichung“ zu unterscheiden, wie Miggelbrink vorschlägt (2009:75); bei ihr erfolgt dies allerdings eher mit Blick auf die wissenschaftlichen Diskussionen, hier wären auch alltägliche Logiken von Relevanz.

begriffe verwiesen wurde (so beim Kantschen Raumkonzept¹⁴), kommunikativ oft zusammen mit Raum aufgegriffen wird – einer der Gründe, weswegen die Zeit nun nochmals eigens thematisiert wird.

2.1.2 Ansätze zur Erfassung eines dynamisierten Raumes – Die Zeit im Raum

Bevor nun abschließend der Umgang mit Raumbegriffen in der vorliegenden Arbeit skizziert wird (Kap. 2.1.3), möchte ich mich zuvor in diesem Abschnitt damit beschäftigen, welche Rolle *Zeit* in dieser Diskussion spielt. Denn wenn manche AutorInnen auf einen Raumbegriff hinarbeiten, der sich von Zeit nicht mehr trennen lässt (insbesondere MASSEY 2005 und MAY und THRIFT 2001)¹⁵, stellt sich die Frage, inwiefern damit ein Begriff begründet wird, der sich in obig aufgeführte Schemata nicht mehr ohne weiteres einfügen lässt. Im Folgenden möchte ich daher kurz sechs Zeitkonzepte skizzieren, die in den oben aufgeführten Raumbegriffen (oft implizit) mitgeführt werden, ohne aber an dieser Stelle eine erschöpfende Liste an Zeitkonzepten aufzuführen zu wollen.

Lineare Zeit – Dieser Begriff stellt das Pendant zum absoluten, euklidischen Raum dar, dem die Zeit – wie bei Newton – als vierte Dimension hinzu gestellt wird, dem griechischen „*chronos*“ entsprechend (s. SUI 2012, TREML und WEIGEL 2006). In dieser Konzeption ist der Raum statisch (er lässt sich dreidimensional darstellen¹⁶), während die Zeit das Dynamische ist und unhaltbar stets voranschreitet. Massey hat diese Vorstellung beschrieben als „*space as slice through time*“ (u. a. MASSEY 2005:264). Die Vorstellung vom „*Container*“, der sich *in der Zeit* verändert, veranschaulicht dies, und kann durch eine sequentielle Darstellung des selben Erdräumausschnitts visualisiert werden. Obwohl sich Raum und Zeit hier unterscheiden, hängen diese Dimensionen eng miteinander zusammen, wie Begriffe der „*Erreichbarkeit*“ oder Ausdrücke wie „*Zeit für Mobilität*“ (KRAMER 2005) veranschaulichen, und die deutlich machen, dass Raum in Zeit übersetzt werden kann (KRAMER 2005:2/18; vgl. auch SCHWARZE 2007:16). Am prominentesten hat sicherlich die Zeitgeographie diese Konzeptualisierung vorangetrieben und die Zusammenhänge zwischen den beiden Dimensionen thematisiert (wobei auch die rhythmische Zeit – s. nächste Abschnitt – dabei eine Rolle spielt)¹⁷.

Reversible, rhythmische Zeit – Bereits die Uhr, aber auch der Kalender verweisen auf einen weiteren Zeitbegriff, der sich u. a. durch Rhythmen auszeichnet¹⁸. Zwar schreitet die Zeit weiterhin voran, allerdings weist sie eine Struktur auf, die sich durch Wiederholungen auszeichnet (es ist stets wieder 12 Uhr mittags, die Jahreszeiten wiederholen sich usw.) – *in der linearen Zeit* wiederholen sich

¹⁴Kant beschreibt Raum und Zeit als kategorial verschiedene Ordnungsstrukturen, die aber beide Aspekte der Wahrnehmung sind, s. Kap. 2.1.1.1.

¹⁵Insbesondere gilt das auch für das Raumverständnis der Zeitgeographie, das in Kapitel 6 noch näher erörtert wird.

¹⁶Mit den Konsequenzen verschiedener Raum(-zeit)konzepte für ihre möglichen visuell Repräsentationen beschäftige ich mich auch in Kapitel 6.

¹⁷Daher würde ich AutorInnen wie Helmut Klüter (1999:191) nur bedingt zustimmen, wenn sie konstatieren, dass sich in zeitgeographischen Überlegungen lediglich der absolute Raum – und damit die lineare Zeit – wiederfinden. Teilweise stimmt das, insbesondere wenn man sich die unzähligen Visualisierungsformen vor Augen hält. Hierin sehe ich ein Problem der „klassischen“ Zeitgeographie, dass nämlich diesen unterschiedlichen Verständnissen, die in den theoretisch-konzeptionellen Auseinandersetzungen durchaus ihren Platz haben, methodologisch nicht angemessen Rechnung getragen wurde.

¹⁸Erwähnt werden soll an dieser Stelle, das bei der Herleitung von Zeitkonzepten gerne auf die Gegenüberstellung der griechischen Begriffe „*chronos*“ und „*kairos*“ verwiesen wird (z. B. SUI 2012), Treml/Weigel demgegenüber aber drei griechische Begriffe unterscheiden, nämlich zusätzlich noch den *rhythmos* (s. 2006:121-7).

die Ereignisse. So ist die Zeit in diesem Verständnis reversibel. Auch Giddens verweist auf die Unterscheidung von irreversibler und reversibler Zeit¹⁹. Die Zeit fließt nicht mehr nur, sondern sie lässt sich anhand von Erlebnissen untergliedern, die sich wiederholen können (wenn auch nie in völlig gleicher Weise).

Relationale historische Zeit – Auch der Begriff der „historischen“ Zeit bezieht sich auf das subjektive Zeiterleben, auf Erinnerungen, sowie deren Bedeutung und individuelle Repräsentationen erlebter Situationen. Diese Zeit ist nicht mehr ein kontinuierlicher Fluss wie die lineare Zeit, sondern „löchrig“. Treml und Weigel beschreiben dieses Zeitverständnis – als das griechische Kairos – folgendermaßen: „Kairos zeichnet im Strom möglicher Gedanken durch Gefühle Ankerpunkte aus und vermeidet damit, dass wir darin ertrinken. Einzelne Augenblicke werden als verdichtete und erfüllte Zeit ausgezeichnet“ (TREML und WEIGEL 2006:125). Verstanden als Entsprechung zum bedeutungsge-ladenen „place“ (SUI 2012:6), könnte man in diesem Sinne von der historischen Zeit als Aspekt einer „gesellschaftlichen Zeitlichkeit“ sprechen – „Aspekt“ insofern, als Simonsens, Miggelbrinks und Werlens Ausführungen zur gesellschaftlichen Räumlichkeit nicht nur für ein Zeitverständnis im Sinne des Kairos, sondern auch für relationale Zeitbegriffe offen stehen (s. übernächsten Punkt).

Anders als die im nächsten Abschnitt diskutierte relationale *Raumzeit* bezeichnen dabei allerdings Zeit und Raum etwas Unterschiedliches, auch wenn wiederum – ähnlich wie bei der linearen Zeit – Zusammenhänge bestehen. Raum und Zeit sind gleichberechtigte, aber eben verschiedene Modi der Bezugnahme auf die Welt, wobei der Raum das „Beisammen“, die Zeit das „Nacheinander“ der Beziehungen beschreibt (Leibniz 1904 nach WERLEN 1995:187).

Zeit als Ordnungsstruktur – Dieser Zeitbegriff findet sich als phänomenologisches Pendant zu Weichharts R_3 , das als Ordnungsstruktur des Wissens (bei Schütz) bzw. als Anschauungsform im Sinne Kants zu begreifen ist.²⁰ Für Kant ist unsere Erfahrung nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich strukturiert, so dass auch Zeit als Ordnungsstruktur begriffen werden kann – es ist die Erfahrung von Nacheinander, von Rhythmen, von der Endlichkeit des Lebens usw. (die phänomenologische Auseinandersetzung über die zeitliche Struktur unserer Erfahrung wird ausführlicher und differenzierter in Kapitel 2.2.2 behandelt).

Relationale Raumzeit – Charakteristisch für dieses Verständnis ist der Versuch, von den Begriffen „Raum“ und „Zeit“ wegzukommen, und stattdessen nur noch von „Raumzeit“ zu sprechen. Ausgangspunkt ist dabei – wie in den Darstellungen von Doreen Massey (s. nächster Absatz) – ein relationales Raumverständnis. Die Annahme dahinter ist, dass die Unterscheidung von Raum und Zeit zu unangemessenen Verkürzungen bei der Untersuchung von Phänomenen führt. Wie bereits oben bei der linearen Zeit angedeutet, betonen viele AutorInnen, dass ohnehin immer sehr enge Zusammenhänge bestehen und sich daher Raum von Zeit nicht unabhängig denken lässt. Bruno Latour z. B. geht auch weder von Zeit als Ordnungsstruktur, noch von einer linearen Zeit aus: „‘time’ is not something that is in the ‚mind’ or that is ‚thought’ by a mind, but something rooted in a long material and technical practice of record keeping, itself merged into institutions and local history“ (LATOUR 2005:174f).

¹⁹Genauer gesagt unterscheidet Giddens drei *Zeiträume*: die reversible Zeit des Alltags, die „durée of day-to-day experience“; die irreversible Zeit einer Lebensspanne, „life-span of the individual“; sowie die reversible und „supra-individuelle“ Zeit der Institutionen, die „longue durée of institutions“ (1984:35).

²⁰Die indirekte Rezeption Kants durch Schütz über Husserl werde ich im nächsten Kapitel thematisieren.

Vorstellungen von Zeit und Raum (wie die lineare Zeit, oder Kairos) haben Effekte und konstituieren „spaces-times-actants“ (LATOURE 2005:183). Ebenso wie die moderne Trennung von Natur und Kultur versteht er auch die Trennung von Raum und Zeit als konstitutiv für die Moderne (2005:176). Er geht dagegen von einem prozessuralen Begriff aus, der gleichzeitig die Verbindung zwischen Aktanten betont: „which begins with the *other entities* that are necessary for maintaining one in existence“ (LATOURE 2005:183, Hervorhebung im Original). Dennoch sei es schwer, mit einem solchen Begriff – den Latour als fünfte Dimension bezeichnet – umzugehen, und er fragt daher: „Why is the fifth dimension of time-space so difficult to register?“ (LATOURE 2005:183). Er deutet bereits an, dass die Antwort darin zu suchen ist, dass völlig andere Konzepte von Bewusstsein, Ethik, Politik und Religion zu begründen wären, während man sich von den alten nicht verabschieden möchte (LATOURE 2005:183f).

Doreen Massey plädiert ebenfalls dafür, Raum und Zeit zusammen zu denken und geht von einem relationalen Verständnis aus, das betont: „phenomena, relations and space-time are mutually constitutive“ (MASSEY 2005:260). Daher kann ein Raumbegriff für sie auch nur ein dynamischer sein, der dem auch Rechnung trage: „space as the dimension of multiple trajectories, as simultaneity of stories-so-far. Space as the dimension of a multiplicity of durations“ (MASSEY 2005:24). In scharfer Abgrenzung zu klassisch-modernisierungstheoretischen Konzepten wie der „nachholenden Modernisierung“, die quasi die Zeit einsperren (weil alternative Entwicklungspfade verschlossen bleiben), und gleichzeitig Räume fixieren, betont sie also eine Lesart von Raumzeit, die sowohl Zeit wie auch Raum öffnet, indem sie sie als *eine* Dimension konzeptionalisiert, die sich nicht mehr auseinanderdividieren lässt, und betont stattdessen ihre Offenheit (vgl. auch MASSEY 2001:259).

Auch May und Thrift stellen in der Einleitung zu dem Sammelband „Timespace – Geographies of temporality“ (MAY und THRIFT 2001) ein Konzept vor, das nicht mehr zwischen Raum und Zeit unterscheidet, und schlagen vor, sich stattdessen – in Anlehnung an Lefebvre – mit „making-living (practising) – living-thinking (imagining) of timespace“ zu beschäftigen. Sie stimmen Bruno Latour insofern zu, als auch sie betonen, dass „acting, spacing and timing“ (Latour nach MAY und THRIFT 2001:28) zusammenzudenken sind, allerdings bisher empirisch nicht erfasst wurden und daher Fragen nach Möglichkeiten der Repräsentation aufwirft (MAY und THRIFT 2001:35f).²¹

Hier wurden nun einige wissenschaftliche Diskussionen über Zeit und Raumzeit skizziert, die deutlich machen, dass Raum und Zeit nicht als getrennte Dimensionen gedacht werden müssen. Und so wie Schwarze empirisch aufzeigt, dass so unterschiedliche Zeitkonzepte wie Kairos und Chronos auch in Alltagskommunikation gemeinsam auftreten (2007:18/24), verweist sie darauf, dass auch Raum und Zeit gekoppelt auftreten können (SCHWARZE 2007:16) – ein Befund, der sich auch in der hier vorliegenden Empirie bestätigen wird (vgl. Kap. 7.1.2.2).

2.1.3 Zum Umgang mit Vielfalt – Die sprachpragmatische Wende der Geographie

Wenn wir die sehr vielseitigen Raumzeitbegriffe im diesem Kapitel noch einmal rekapitulieren, dann ist im Grunde davon auszugehen, dass Raum immer und überall *irgendwie* ist. Gerade wenn wir uns phänomenologische Begriffe, aber auch das Verständnis von **Möglichkeit der Unterscheidung** (Zierhofer), als **Metakzept** (Miggelbrink) oder als **Differenz** (Simonsen/Miggelbrink) vor Augen führen, dann steckt in praktisch allem, was wir tun, sagen und denken immer schon Raum. Wenn wir dieses Verständnis als (einzigen) Raumbegriff 1. Ordnung verstehen, dann stellt sich nicht mehr die

²¹In der Konsequenz beschäftigt sich insbesondere Nigel Thrift mit der non-representational theory, auf die aber hier nicht weiter eingegangen werden soll (vgl. hierzu MERRIMAN 2012).

Frage, ob und wann auch unser (alltägliches) Denken und Wissen räumlich (und zeitlich) strukturiert ist, sondern in welchen Räumen 2. Ordnung sich diese Struktur ausdrückt. Im Rahmen dieser Arbeit wird ihrem sprachlich-kommunikativen Ausdruck in Form von Raumsemantiken nachgegangen und damit u. a. dem Vorschlag Zierhofers gefolgt, eine sprachpragmatische Wendung zu vollziehen, indem nicht nach ontologisch zutreffenden oder angemessenen Raumbegriffen gesucht wird, sondern er fordert stattdessen, die Kritik an entsprechenden Versuchen radikal auf sich selbst anzuwenden, um so zu einem Raum 1. Ordnung zu gelangen, der von einer physischen Welt oder Materie unabhängig ist (ZIERHOFER 1999:182), und sich stattdessen mit der *sprachlichen Praxis* verräumlichter Begriffe zu beschäftigen (die hier als Ausdruck von Sinn- bzw. Wissensstrukturen²² interpretiert werden). Während Zierhofer 1999 an Habermas' Theorie kommunikativen Handelns anzuknüpfen vorschlägt, suchen andere AutorInnen den Anschluss an die Systemtheorie und ihre Konzeption von Gesellschaft als Kommunikationszusammenhang. So schlägt Miggelbrink vor, insbesondere nach der kommunikativen *Funktion* räumlicher Semantiken zu fragen (s. auch MIGGELBRINK 2002b:297) und nicht nach deren Wahrheitsgehalt zu suchen, und stattdessen zu untersuchen, „wie mit Formen der Verräumlichung Orientierungen geschaffen, Interpretationen vorbereitet und Diskurse gelenkt werden können“ (2005:103). Während im zweiten Teil des Zitats eine handlungstheoretische Perspektive durchklingt, werde ich mich in dieser Arbeit auf den ersten Aspekt, den der Orientierungen konzentrieren, und werde mich mit Raumbegriffen als *Semantiken* beschäftigen, die in Anlehnung an Luhmann zu verstehen sind als „höherstufig generalisierter und vor allem relativ situationsunabhängig verfügbarer Sinn. Sie stellen als Begriffs- oder Themenvorrat einen besonderen, sehr stabilen Typus gesellschaftlicher Reflexionen dar. So besehen können Semantiken als Strukturen besonderer Art aufgefasst werden. Sie identifizieren, erinnern, vergessen oder halten einen bewahrenswerten Sinn fest“ (REDEPENNING 2008:322). Eine Raumsemantik transportiert also eine Theorie über die Zusammenhänge von Leiblichkeit, Raum und dem Sozialen (vgl. MIGGELBRINK 2002c:345/247), während Raum selbst als etwas gesellschaftsexternes begriffen wird, über das gesellschaftsintern kommuniziert und theoretisiert wird (HARD 1999:150; vgl. auch REDEPENNING 2006:33). So lässt sich also die Fragestellung der hier vorliegenden Arbeit reformulieren als die Untersuchung von Kommunikation über Familie, um zu zeigen, inwiefern auch mittels Raumsemantiken „Familie“ als Sinnkomplex kommunikativ hervorgebracht wird. „Familie“ lässt sich dabei ihrerseits als Topos verstehen, das Alltagsgesprächen einen Fokus gibt – wozu sich „Raum“ nicht im selben Maße eignet. Denn man kann sich leicht vorstellen, welchen Charakter ein Gespräch annimmt, das „Raum“ zum Thema hat – man würde ein solches Gespräch als wissenschaftlich-philosophisches bezeichnen. Damit habe ich aber nun bereits auf ein Stichwort verwiesen, dem das nächste Kapitel gewidmet ist – dem Alltag. Hier wird zum einen deutlich werden, dass Alltag und Wissenschaft sich lediglich in ihrer „AnalyseEinstellung“ unterscheiden²³. Zum anderen wird der Begriff „Sinn“, der bereits mehrmals gefallen ist, in einen wissenssoziologischen Kontext eingebettet, der methodologisch anschlussfähig ist.

²²Zur Unterscheidung von Sinn und Wissen s. Kap. 2.3.

²³Giddens verweist unter dem Stichwort der doppelten Hermeneutik zudem darauf, dass es sich bei wissenschaftlichen Theorien um eine Beobachtung zweiter Ordnung handelt: „The condition of ‚entry‘ to this field is getting to know what actors already know, and have to know, to ‚go on‘ in the daily activities of social life. The concepts that sociological observers invent are ‚second-order‘ concepts in so far as they presume certain conceptual capabilities on the part of the actors to whose conduct they refer. But it is in the nature of social science that these can become ‚first-order‘ concepts by being appropriated within social life itself“ (GIDDENS 1984:284). Dementsprechend können Raumsemantiken, denen hier eine Bedeutung insbesondere für den wissenschaftlichen Kontext zugeschrieben wurde, auch im „Alltag“ relevant sein bzw. werden.

2.2 Wissen und Sinn aus wissenssoziologischer Perspektive

Was nun ist Sinn, bzw. wie kann man Sinn greifbar machen? Um dieser Frage nachzugehen, soll nun im Folgenden ein Blick in die Arbeiten von Karl Mannheim sowie von Alfred Schütz (und daran anschließend die von Peter L. Berger und Thomas Luckmann) geworfen werden. Die Arbeit von Karl Mannheim, der eine Standortabhängigkeit des Wissens vertritt, wird erörtert, da auf seiner Arbeit aufbauend die dokumentarische Methode entwickelt wurde, die als Auswertungsverfahren in dieser Arbeit zur Anwendung kommt. Schütz' Perspektive wird dargestellt, weil er in seiner Phänomenologie sehr grundständig erörtert hat, wie sich die Alltagswelt subjektiv konstituiert. Und zuletzt erfolgt eine Darstellung von Bergers und Luckmanns „Social Construction of Reality“, da sie Schütz' Ansatz auf eine sozialkonstruktivistische Perspektive hin verdichtet haben, die noch stärker die sozialen Prozesse berücksichtigt, die Wissen (und damit Sinn) kommunikativ entstehen lassen. Da das theoretische „Skelett“ meiner Arbeit aus systemtheoretischen Annahmen besteht (siehe vorheriges Kapitel), wird die Rezeption dieser Arbeiten auch aus dieser Perspektive erfolgen.

Ich konzentriere mich daher ausschließlich auf die Frage, wie Sinn nach diesen Autoren strukturiert und subjektiv konstituiert ist, bzw. sprachlich kommuniziert werden kann. Diese Darstellungen werden daher nicht als ontologische Sinnkonstitution, sondern als Kommunikationsstruktur interpretiert. Nach einem Skizzieren der jeweiligen Hauptbegriffe und theoretischen Ideen wird es auch um die Frage gehen, inwiefern die genannten Autoren sich mit „Raum“ beschäftigen, mit welchen Raumbegriffen sie selbst arbeiten, und wie diese Annahmen aus der Perspektive dieser Arbeit zu bewerten sind.

2.2.1 Mannheims Handlungsorientierung – Raumbegriffe als Elemente der Weltanschauung

Karl Mannheim gilt als einer der Klassiker der Wissenssoziologie (s. u. a. MAASEN 2012:24; VESTER 2009:149), der zwar selbst in der Soziologie ein wenig in Vergessenheit geraten zu sein schien (vgl. CORSTEN 2010:9), dessen Werk allerdings im Rahmen der zunehmend beliebten dokumentarischen Methode wieder eine prominenteren Stellung einzunehmen beginnt.

Im Zentrum Mannheims Denkens stehen die Begriffe der Weltanschauung oder des Zeitgeistes, vor deren Hintergrund jegliches Wissen und aller Sinn zu verstehen sind – damit vertritt er einen relationalen Standpunkt, der insbesondere den *Wandel* der Weltanschauungen thematisiert.²⁴

2.2.1.1 Die Untersuchung der „Weltanschauungstotalität“ als Aufgabe einer dynamischen Kultursoziologie

Als einer der Begründer oder Vorläufer der Wissenssoziologie beschäftigte sich Karl Mannheim mit der *Perspektivität* von Wissen, so dass sich sein Werk v. a. dadurch auszeichnet, dass hier „Denken und Bewusstsein [...] ‚soziologisiert‘“ werden (VESTER 2009:153) – Erkenntnis ist damit nicht mehr vom denkenden Subjekt trennbar. Sein Interesse gilt daher zuvorderst der Frage, wie soziale Phänomene (oder Kulturgebilde, manchmal auch Kulturobjektivationen, wie sie bei Mannheim heißen, s. z. B. MANNHEIM 1921-22/1970:97) aus ihrem sozialen Kontext heraus verstanden werden können, der zugleich historisch ist, also einem Wandel unterliegt (vgl. CORSTEN 2010:17). Diese Aufgabenstellung

²⁴Einige Aspekte werden erst im Methodologie-Abschnitt vertieft, um die Rezeption und Schwerpunktlegung von Ralf Bohnsack mit Blick auf die empirische Anwendung darzustellen. Siehe Kapitel 5.

klings in der Tat zunächst trivial, wie Corsten bemerkt (2010:17), ist es aber nicht mehr, wenn man sich Mannheims Unterscheidung soziologischer Fragestellungen vor Augen führt. Die *reine Soziologie* widmet sich demnach dem Wesen sozialer Phänomene und fragt danach, wie es sein kann, dass diese überhaupt in Erscheinung treten, „geschehen“ können. Welche soziale Struktur muss gegeben sein, damit es zu den jeweiligen Phänomenen kommt – und was macht demnach „Gesellschaft“ aus (CORSTEN 2010:27f)? Die *allgemeine Soziologie* dagegen beschäftigt sich mit den zunächst allgemeinen Phänomenen selbst und erfasst sie in ihren typischen Ausprägungen (CORSTEN 2010:29) – eine deskriptive Aufgabe. Da sich nach Mannheim aber eben diese Ausprägungen historisch wandeln, verlangt er zuletzt nach einer *dynamischen Soziologie*, die diese Typen als „Phänomene ihrer Zeit“ versteht und der Tatsache Rechnung trägt, dass sich der soziale Kontext wandelt und die Phänomene vor diesem prozessuralen Hintergrund zu verstehen sind (CORSTEN 2010:31). Dass sich gesellschaftliche Strukturen aber nicht vollständig ändern (gesellschaftliche Phänomene daher nicht „ex nihilo“ entstehen) und Phänomene aus vorhergehenden Strukturen hervorgebracht werden (CORSTEN 2010:31), führt er insbesondere in „Das Problem der Generationen“ (1928) aus, ein Text, der in einem der nächsten Abschnitte genauer betrachtet wird (Kap. 2.2.1.3). Festzuhalten ist an dieser Stelle daher, dass Wissen einen historischen Standort hat und demnach das individuelle Denken vor dem Hintergrund dieses „Zeitgeistes“ – den Mannheim auch als Weltanschauung oder Weltanschauungstotalität, manchmal auch als Stil bezeichnet (z. B. MANNHEIM 1921-22/1970:91/101²⁵) – zu verstehen ist.²⁶ So ist Mannheims Ansatz als ein relativistischer zu betrachten, in dem die Auseinandersetzung mit *Ideologien* zentral ist²⁷. Mannheim selbst betrachtet seinen Ansatz als Untersuchung der Spannungen zwischen verschiedenen Weltanschauungen (CORSTEN 2010:38ff).²⁸

2.2.1.2 Objektiver Sinn, Ausdruckssinn, Dokumentensinn

Der Zeitgeist drückt sich in allem aus, was wir tun oder denken – das bezeichnet Mannheim daher auch als den Dokumentensinn unseres Tuns. Um dies genauer nachvollziehen zu können, ist nun seine Unterscheidung von objektivem Sinn, Ausdrucks- und Dokumentensinn von großer Bedeutung. Denn für Mannheim konstituiert sich Gesellschaft (oder Kultur) überhaupt erst durch Sinn – oder wie Corsten formuliert: „Soziale Sachverhalte sind [nach Mannheim, Anm. GM] immer auch Sinngebilde“ (2010:33).²⁹

- Als **objektiven Sinn** bezeichnet Mannheim den Aspekt sozialer Phänomene, der sich als „objektiver Zusammenhang „einer Situation erschließt und auf die *soziale* Bedeutung verweist (MANNHEIM 1921-22/1970:106f). Hierbei handelt es sich daher eher um einen funktionalen Ausdruck, der auch dem unbeteiligten Beobachter einer Situation zugänglich ist.

²⁵Wobei darauf hinzuweisen ist, dass mit der Weltanschauungstotalität die Summe der vorhandenen Weltanschauungen oder „geistigen Strömungen“ gemeint ist (s. MAASEN 2012:26).

²⁶Es soll nicht unerwähnt bleiben, dass für Mannheim zu dem individuellen Standort (der „Seinsverbundenheit des Wissens“ (MAASEN 2012:24) auch das jeweilige Milieu oder der nationale Kontext beiträgt (s. MAASEN 2012:24).

²⁷Siehe hierzu detaillierter CORSTEN 2010:115-31.

²⁸So hat er sich mit den politischen Strömungen seiner Zeit befasst und ihre Logiken rekonstruiert (s. z. B. CORSTEN 2010:177), aber auch die ihnen zugrunde liegenden Utopien erörtert (CORSTEN 2010:180ff).

²⁹Insofern entspricht dies dem systemtheoretischen „Basissatz“, dass Gesellschaft im Medium „Sinn“ bzw. über sinnvolle Kommunikation operiert (vgl. MIKL-HORKE 2001:328). Mannheim trennt ebenfalls zwischen einer natürlichen und kulturellen Welt: „Naturobjekte (wie Menschen, Eisen, Ringe usw.) sind das, was sie sind, aufgrund der Stofflichkeit, die ihnen von Natur aus zukommt. Kulturobjekte sind das, was sie sind, erst dadurch, dass ihnen etwas Vermitteltes zuerkannt wurde. Kulturobjekte sind das, was sie sind, erst dadurch, dass wir deutend bestimmt und verstanden haben, worum es sich bei ihnen handelt“ (CORSTEN 2010:20).

- Der **Ausdruckssinn** zielt dagegen auf das „Gemeinte“ ab, bezieht sich also auf die Absicht des Trägers einer Handlung. Sie hat demnach einen „Innenweltbezug“ (MANNHEIM 1921-22/1970:107) und ist nicht mehr zu trennen vom Subjekt und dessen Intentionen. Über diese Art von Sinn können wir ohne weiteres Auskunft geben, was zuletzt beim Dokumentensinn nicht mehr in der Form gegeben ist (MANNHEIM 1921-22/1970:108).
- Der **Dokumentensinn** zuletzt verweist auf das, was eine Handlung über die Weltanschauung der Beteiligten quasi „verrät“ (MANNHEIM 1921-22/1970:108). Sie ist ein Beleg für das Wesen einer Person, es dokumentiert sich etwas, das mehr ist als nur die Absicht oder der soziale Zusammenhang. Etwas dokumentiert sich unbeabsichtigt (MANNHEIM 1921-22/1970:108), „„triebartig“, d.h. in keiner Weise ‚gemeint‘“ (MANNHEIM 1921-22/1970:119).

Mannheim veranschaulicht diese Sinnebenen mit dem Beispiel von Almosen, die jemand einem Bettler zukommen lässt (MANNHEIM 1921-22/1970:105ff). Während man aufgrund des objektiven Sinns diese Gabe als „soziale Hilfe“ bezeichnen kann (die darauf verweist, dass es Arme und Reiche in der Gesellschaft gibt – der objektive Zusammenhang), wird der Gebende diese Geste als mitleidigen Akt intendiert haben (der Ausdruckssinn). Als Dokumentensinn kann dann die Handlung zuletzt als Heuchelei bezeichnet werden, die etwas anderes über den Gebenden aussagt (bzw. belegt) als er/sie intendiert hat.

Sinn liegt nicht in diesen Schichten oder Sinnebenen vor, sondern diese Ebenen sind miteinander verflochten und müssen über eine Interpretation rekonstruiert werden (MANNHEIM 1921-22/1970:129f). Die Beschäftigung mit „Sinn“³⁰ verlangt nach Mannheim nach *Deutungen*, nach Verstehen, da Sinn nichts ist, was einem naturwissenschaftlichen Positivismus zugänglich sei (MANNHEIM 1921-22/1970:137). Stattdessen stellt er für eine solche (hermeneutische) Soziologie die Kriterien der Adäquanz und Widerspruchslosigkeit auf (MANNHEIM 1921-22/1970:127f).³¹ Mannheim geht es bei der Analyse insbesondere darum, eine Synthese herzustellen, die zwischen verschiedenen Typen oder Weltanschauungen vermittelt, um so die empirisch herausgearbeiteten Typologien zu verbinden (vgl. CORSTEN 2010:10) und damit auf eine Metaebene, die „Weltanschauungstotalität“ zu heben.

2.2.1.3 Die Dynamik der Weltanschauungen – „Das Problem der Generationen“

Mit seiner Forderung nach einer historisch-genetischen Betrachtung der Weltanschauungen lenkt Mannheim den Blick auf die Generationen, die er als die zentrale Instanz betrachtet, anhand der sich der Wandel des Zeitgeists nachvollziehen lässt (vgl. auch Kap. 4.1.2.1). Grundlegende Perspektive dabei ist, dass sich der Wandel kontinuierlich vollzieht, und Sinnelemente nicht vollständig verschwinden oder zwischen verschiedenen Epochen komplette Brüche liegen, sondern sich langsam wandeln und dabei neue Sinnstrukturen hervorbringen.

Generationen (wie im Übrigen aber auch Milieus oder Klassen, vgl. CORSTEN 2010:136) zeichnen sich als unkündbare „schicksalsmäßig-verwandte Lagerung bestimmter Individuen“ (MANNHEIM 1928:II-11) dadurch aus, dass ihre Mitglieder den gleichen historischen Einwirkungen unterliegen, was einerseits ähnliche Erlebnisse nach sich zieht, aber andererseits nicht zwangsweise dieselben Erfahrungen dessen bedeutet (MANNHEIM 1928:1.1-6). Mit der Identifikation von Generationen ist al-

³⁰Was dadurch möglich werde, da sich uns einzelne Aspekte als Einheit, als „vom Erlebnisstrom sich abhebende Sinnheiten“ (MANNHEIM 1921-22/1970:133) zeigen, die dann Objekt einer genaueren Betrachtung werden können.

³¹Mit den weitergehenden methodologischen Konsequenzen werde ich mich im Kapitel zur Methodologie befassen (Kap. 5).

lerdings ein grundlegendes Problem verbunden, das seinerzeit die Soziologie beschäftigt hat (und auch heute noch tut, vgl. Kap. 4.1.2.1): dem der zu betrachtenden Zeiträume (MANNHEIM 1928:1.1-3) – also ab wann hat man es mit einer distinkten Generation zu tun? Mannheim sieht darin aber kein substantielles Problem, sondern umgeht es mit der Formel „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“, da verschiedene Generationen gleichzeitig leben, und damit auch der Wandel des Zeitgeistes ineinander verschoben stattfinden würde (MANNHEIM 1928:1.1-8f). Die Generation stellt zudem keine konkrete Gruppe dar (wie z. B. eine Familie oder ein Zweckverband, deren Mitglieder einander kennen), sondern – ähnlich wie der Klassenzusammenhang – eine „Lagerung im sozialen Raume“ (MANNHEIM 1928:II.1-12, Hervorhebung im Original), die einen **konjunktiven Erfahrungsraum** konstituiert. Dabei gleicht sich die „Erlebnisschichtung“ (also die Reihenfolge von historischen Erlebnissen, denen man quasi „ausgesetzt“ ist; s. auch CORSTEN 2010:138). Mannheim spricht in diesem Zusammenhang nicht von kausalen Einflussfaktoren, sondern dass die gleiche Erlebnisschichtung „als Folge einer spezifischen Lagerung der durch sie betroffenen Individuen im gesellschaftlich-historischen Lebensraume, diese Individuen auf einen bestimmten Spielraum möglichen Geschehens beschränken und damit eine spezifische Art des Erlebens und Denkens, eine spezifische Art des Eingreifens in den historischen Prozess *nahelegen*“ (MANNHEIM 1928:II.2-13, Hervorhebung GM), sie „schaltet also primär eine große Zahl der möglichen Arten und Weisen des Erlebens, Denkens, Fühlens und Handelns überhaupt aus und beschränkt den Spielraum des sich Auswirkens der Individualität auf bestimmte umgrenzte Möglichkeiten“ (MANNHEIM 1928:II-13, Hervorhebung im Original). Das Individuum erscheint bei Mannheim lediglich als Knotenpunkt verschiedener Kräfte, die es beeinflussen, und von denen die Generation nur eine ist: „Die Lagerung enthält nur potentielle Möglichkeiten, die zur Geltung kommen, verdrängt werden oder aber in andere sozial wirkende Kräfte eingebettet, modifiziert zur Auswirkung kommen können“ (MANNHEIM 1928:II-22). Den Einfluss dieser Faktoren versteht Mannheim daher als kontingent und nicht deterministisch.

Er betont, dass die rein zeitliche Gleichzeitigkeit von Geburtsjahrgängen noch keinen konjunktiven Erfahrungsraum begründet und ohne andere Lagerungen nicht begriffen werden kann (so z. B. der kulturellen Einbettung), so dass nur insofern von einem gemeinsamen Erfahrungsraum gesprochen werden könne, „als und insofern es sich um eine potentielle Partizipation an gemeinsam verbindenden Ereignissen und Erlebnisgehalten handelt. Nur ein gemeinsamer historischer-sozialer Lebensraum ermöglicht, daß die geburtsmäßige Lagerung in der chronologischen Zeit zu einer soziologisch-relevanten werde“ (MANNHEIM 1928:II-18).³² Ebenso sind die parallel lebenden Generationen nicht derselben Lagerung zuzuordnen, da aufgrund der „Erlebnisschichtung“ (s. Kap. 2.2.1.3) nicht derselbe Erfahrungsraum entstehen könne (MANNHEIM 1928:II-18). In ähnlicher Argumentation wie Schütz und Husserl spricht er davon, dass die Reihenfolge von Erfahrungen ganz ausschlaggebend ist, da die Schichtung der Erlebnisse in den jüngsten Lebensjahren die Tendenz haben, sich als „natürliches Weltbild“ niederzuschlagen (vgl. MANNHEIM 1928:II-19; Kap. 2.2.2.4).

Für das Phänomen des sozialen Wandels überhaupt hält er die Generationalität der Gesellschaft für ausschlaggebend und veranschaulicht das anhand eines Gegenentwurfs einer „generationslosen“ Gesellschaft: „Welche strukturellen Momente gerade durch das Generationsphänomen im Leben und Erleben gestiftet werden, kann man sich am klarsten vergegenwärtigen, wenn man sich gedanklich experimentierend fragt, wie würde menschlich gesellschaftliches Leben aussehen, wenn eine Generati-

³²So begründet er, dass – in seinem Beispiel – die um 1800 gleichzeitig lebende Jugend in China und Frankreich noch keinen gemeinsamen Erfahrungsraum konstituieren (MANNHEIM 1928:II.3.c-17).

on ewig leben und keine weitere Generationsfolge stattfinden würde. Einer solchen utopisch konstruierten menschlichen Gesellschaft gegenüber ist die unsrige charakterisiert: a) durch das stete Neueinsetzen neuer Kulturträger; b) durch den Abgang der früheren Kulturträger; c) durch die Tatsache, daß die Träger eines jeweiligen Generationszusammenhanges nur an einem zeitlich begrenzten Abschnitt des Geschichtsprozesses partizipieren; d) durch die Notwendigkeit des steten Tradierens (Übertragens) der akkumulierten Kulturgüter; e) durch die Kontinuirlichkeit des Generationswechsels. Dies sind die Grundphänomene, die allein aus der bloßen Tatsache des Vorhandenseins von Generationen folgen“ (MANNHEIM 1928:II-14). Das sind letztlich die Befunde, an die Hartmut Rosa im Rahmen seiner Beschleunigungstheorie anknüpft, wenn er erklärt, dass sich der Wandel der Gesellschaft selbst beschleunigt hat und ein intergenerationelles Tempo eingeschlagen hat, mit ganz wesentlichen Auswirkungen auf das subjektive Erfahren und unsere Wissensstrukturen (vgl. Kap. 3.5.1).

2.2.1.4 Zur Rezeption Mannheims

Mannheims Kultursoziologie, die hier nur kurz skizziert wurde, kann als historische Soziologie verstanden werden (CORSTEN 2010:195), die prinzipiell anschlussfähig ist an modernisierungstheoretische Überlegungen (wenn man das modernisierungstheoretische Paradigma als Zeitdiagnose versteht (s. auch Kap. 3). Anschlussfähig ist Mannheims Ansatz auch an praxistheoretische Überlegungen (in Anschluss an Bourdieu insbesondere), da sich Mannheim explizit auf das „Wie“ von gesellschaftlichen Äußerungen bezieht, und selbst von „Habitus“ spricht (MANNHEIM 1921-22/1970:109; vgl. auch BOHNSACK 2010b:68). Der Begriff der konjunktiven Erfahrungsgemeinschaft wiederum ähnelt Schütz' Lebenswelt (Mannheim ist hier laut Corsten allerdings konfuser; CORSTEN 2010:203), die Differenz sieht Corsten darin, dass Mannheim mehr Wert auf Konstitution von Kulturgebilden und Kollektivvorstellungen legt, die er „aus Prozessen abgeleitet sieht, die leibgebundener, gemeinschaftsbezogener und zeitlich begrenzter Art sind“ (CORSTEN 2010:203f).³³

Mannheim vertritt ebenfalls einen relativistischen Blick auf Raum, wenn er nämlich betont, dass die „geographische Lage“ je nach Epoche und sozialem Kontext unterschiedlich bewertet wird (MANNHEIM 1925/1970:347) – eine eindeutige Ablehnung geodeterministischer Positionen. Geographische Aspekte erscheinen bei ihm im Zuge der Auseinandersetzung mit „Realfaktoren“ (als etwas physischem, materiellen, als unumgängliche Voraussetzung des Sozialen und Daseins überhaupt), zu denen er die „geographischen Begebenheiten“ (trotz ihres materiellen Anscheins) aber explizit *nicht* zählt (MANNHEIM 1925/1970:345). Alles Materielle (wie den Nahrungstrieb) hält er gleichzeitig bereits für sozial überformt (s. auch MANNHEIM 1925/1970:365) und überhaupt nur als „Sinnesmomente“ für relevant (MANNHEIM 1921-22/1970:105).

Berger und Luckmann halten Mannheim für einen ganz wesentlichen Bezugspunkt für die Wissenssoziologie (insbesondere im englischsprachigen Raum; BERGER und LUCKMANN 1966:20f), als dessen Vorzug sie es betrachten, dass er weniger „philosophisches Gepäck“ mitführe (BERGER und LUCKMANN 1966:21). Sie betonen Mannheims starke Fokussierung auf den Begriff der Ideologie, die er als „general problem of epistemology and historical sociology“ betrachte (BERGER und LUCKMANN

³³Hier tritt der praxeologische Ansatz deutlich hervor. Ob allerdings hier tatsächlich eine Differenz vorliegt, möchte ich an dieser Stelle anzweifeln, denn (wie das nächste Kapitel zeigen wird) geben auch Berger/Luckmann und Schütz an, dass Wissen in sozialen *Situationen* angeeignet und vermittelt wird. Und diese Situationen sind ebenfalls zeitlich begrenzt, leibgebunden, und auf das Soziale bezogen (vgl. BERGER und LUCKMANN 1966:43) – wenngleich sich diese Autoren aber auch alle nicht explizit mit der Situation selbst beschäftigen. Diesen Weg hat dann erst Erving Goffman beschritten (1956).

1966:21). Auch zu der Arbeit von Schütz bestehen einige Gemeinsamkeiten³⁴, wobei sich Schütz stärker um eine philosophische Grundlegung seiner Überlegungen bemüht hat (und damit eindeutig mehr an „philosophischem Gepäck“ mit sich trägt als Mannheim) und sich auch stärker mit dem Wissen selbst und dessen Struktur befasst hat – abseits der Sinnebenen befasst sich Mannheim dagegen kaum damit. Im Folgenden Abschnitt wird es um eben diese Wissensstrukturen gehen.

2.2.2 Denk- und Sinnstrukturen bei Schütz, Berger und Luckmann

Eine Auseinandersetzung mit Alfred Schütz folgt nun in diesem Kapitel, der sich – aufbauend auf Edmund Husserls Phänomenologie mit der Frage beschäftigt hat, wie die Lebenswelt strukturiert ist und entsteht, wobei der Schwerpunkt dabei insbesondere auf der von Thomas Luckmann posthumen Veröffentlichung seines Werks „Strukturen der Lebenswelt“ (hier in der einbändigen Ausgabe von 2003 zitiert) liegt. Während Schütz sich stärker mit der subjektiven Seite und der Lebenswelt als solcher befasst (und sich mit der Intersubjektivität von Wissen schwer tut, MAASEN 2012:33), beschäftigt Peter L. Berger und Thomas Luckmann in „The Social Construction of Reality“ (1966) stärker die Hervorbringung einer *sozialen* Realität und institutionalisierter Strukturen, und sie betonen die Dialektik von sozialer und subjektiver Realität (1966:208).³⁵ Sprachliche Verständigung nimmt hier noch eine deutlich stärkere Rolle ein.

2.2.2.1 Die natürliche Einstellung der Alltagsrealität – Der Lebensweltbegriff

Im Mittelpunkt Alfred Schütz' Arbeit steht der Begriff der Lebenswelt, der auf die enge Verbindung seiner Überlegungen zu Edmund Husserls Phänomenologie verweist, die Schütz letztlich bemüht ist für die Soziologie (und damit für das empirische Arbeiten) greifbar zu machen. Die Lebenswelt – häufig auch „alltägliche Lebenswelt“ genannt – zeichnet sich durch eine „natürliche Einstellung“ aus, in der wir nicht ständig unser Tun und unsere Beobachtungen hinterfragen, und die wir als von uns gestaltbar erleben (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:29). In Schütz' Worten: „Unter alltäglicher Lebenswelt soll jener Wirklichkeitsbereich verstanden werden, den der wache und normale Erwachsene in der Einstellung des gesunden Menschenverstandes als schlicht gegeben vorfindet. Mit ‚schlicht gegeben‘ bezeichnen wir alles, was wir als fraglos erleben, jeden Sachverhalt, der uns bis auf weiteres unproblematisch ist“ (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:29). Fraglos gegeben sind uns demnach folgende Aspekte: die Existenz anderer Menschen als Körper, die mit einem ähnlichen Bewusstseinsapparat ausgestattet sind wie ich selbst; dass ich und meine Mitmenschen uns auf die gleichen – und gleich bedeutsamen Dinge der Umwelt beziehen; dass ich mit meinen Mitmenschen in Kontakt treten kann und Verständigung möglich ist; dass uns ebenso wie die natürliche Umwelt eine Sozialstruktur „hi-

³⁴So liest sich folgender Abschnitt beinahe wie eine Zusammenfassung einiger zentraler Argumente von Mannheim: „Damit ist aber die Möglichkeit gegeben, daß sich in sozialen Gruppen und Gesellschaften, die mit typisch ähnlichen Situationen konfrontiert sind und ein typisch ähnliches Schicksal erleiden, typische Betrachtungsstile für Handlungsabläufe und Motivationszusammenhänge ausbilden, so zum Beispiel vorwiegend ‚teleologische‘ oder vorwiegend ‚kausale‘, typisch ‚dynamische‘ oder typisch ‚statische‘. Solche Betrachtungsstile können also historisch variieren, von einer relativ-natürlichen Weltanschauung zur anderen, wie auch innerhalb einer Gesellschaft sozial verteilt sein, so zum Beispiel nach sozialen Schichten und Institutionsbereichen“ (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:294). Dennoch bezieht sich Schütz nicht explizit auf Mannheim.

³⁵Maasen spricht in Anlehnung an Krüger 1981 gar davon, dass Berger und Luckmann durch den Verzicht auf den Begriff der Lebenswelt – in der sich für Schütz bzw. Husserl alles Soziale letztlich begründet – in einen Funktionalismus verfallen (2012:36). Allerdings sprechen auch sie von einer „Realität des Alltags“ („reality of everyday life“), die sich in besonderem Maße durch Kohärenz und Sinn auszeichnet (BERGER und LUCKMANN 1966:33) und die *als* Realität fraglos gegeben ist (BERGER und LUCKMANN 1966:37).

storisch vorgegeben“ ist; und zuletzt, dass nicht ich alleine meine gegenwärtige Situation geschaffen habe (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:31). In seiner Gesamtheit erscheint uns der Alltag (bzw. die Realität der alltäglichen Lebenswelt) sinnvoll, sprich kohärent (Schütz spricht auch von „sinnverträglichen Erfahrungen“, SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:55), und wir fragen daher nicht nach Gründen – weder des eigenen Tuns noch dem Anderer – und ergeben uns stattdessen dem „Und-so-weiter“³⁶.

Der Alltag ist demnach durch ein pragmatisches Motiv und entsprechendes Rezeptwissen geprägt (BERGER und LUCKMANN 1966:56), das „ohne Nachzudenken“ abgerufen wird. Dass diese Haltung nun ständig davon bedroht ist, gestört zu werden und damit sehr prekär ist, machen ethnomethodologische Arbeiten deutlich, die u. a. mit Hilfe von Krisenexperimenten Alltagsroutinen stören, um damit die „vertrauten Abläufe“ als solche überhaupt aufzudecken (s. Abels 2009:91ff). Demnach ist die alltägliche, unproblematisierende Haltung lediglich eine „until further notice, that is, until its continuity is interrupted by the appearance of a problem“ (BERGER und LUCKMANN 1966:38; was genau dann ein Problem ist, wird im Folgenden Abschnitt ausgeführt).

Wir bewegen uns allerdings nicht nur in der alltäglichen Lebenswelt, sondern auch in anderen Realitäten, bzw. „Realitätsbereiche[n] geschlossener Sinnstruktur“ (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:54)³⁷. Die verschiedenen Realitäten wie z. B. die der Traumwelt, Religion oder Wissenschaft, unterscheiden sich von der Alltagsrealität durch den je eigenen „Erlebnis- bzw. Erkenntnisstil und Bewußtseinsspannung“ (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:57ff).

- **Bewusstseinsspannung:** Als Gegenpole führt Schütz hier zum einen das Handeln auf, das sich in der höchsten Bewusstseinsspannung, in heller Wachheit vollzieht (wir sind unserer Umwelt voll zugewandt), zum anderen das Träumen, das sich ohne unsere quasi „aktive“ Hinwendung einfach vollzieht (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:58f).
- **Spontanitätsgrad:** Mit Spontanität deutet Schütz so etwas wie ein kreatives Moment an, wenn er einerseits den einen Pol als *sinnvolle Spontanität* bezeichnet, die er definiert als „die Anstrengung zu immer neuer Perzeption zu gelangen“ und auf die Welt einzuwirken (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:58f). Und auf der anderen Seite findet sich z. B. das passive Tagträumen (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:59).
- **Epoché:** Ferner unterscheiden sich die Welten im Hinblick darauf, welche Aussparungen sie vornehmen (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:59), also welche Fragestellungen ausgeklammert werden. So klammert man im Alltag existentielle Fragen aus – bzw. den Zweifel an der Existenz einer Realität überhaupt – (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:59), ebenso entspringt die Frage, welche Mahlzeit man an diesem Abendessen zu sich nehmen möchte, nicht der Welt der Wissenschaft (sie kann lediglich zum Objekt der Untersuchung werden).
- **Art der Sozialität:** Hiermit ist die Frage danach angesprochen, auf welche Weise ich mit meinen Mitmenschen interagiere. Während sich der Traum in Einsamkeit vollzieht (SCHÜTZ und LUCKMANN

³⁶ „Ich vertraue darauf, daß die Welt, so wie sie mir bisher bekannt ist, weiter so bleiben wird und daß folglich der aus meinen eigenen Erfahrungen gebildete und der von Mitmenschen übernommene Wissensvorrat weiterhin seine grundsätzliche Gültigkeit beibehalten wird. Wir mögen das mit Husserl als die Idealität des ‚Und-so-weiter‘ bezeichnen. Aus dieser Annahme folgt die weitere und grundsätzliche Annahme, daß ich meine früheren erfolgreichen Handlungen wiederholen kann. [...] Korrelativ zur Idealität des ‚Und-so-weiter‘ bildet sich, wie Husserl gezeigt hat, die weitere Idealität des ‚Ich-kann-immer-wieder‘“ (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:34).

³⁷ Real erscheinen die unterschiedlichen Realitäten, solange wir ihnen zugewandt sind. Sprich: erst wenn ich aufwache erkenne ich, dass ich mich vorübergehend in einer anderen Welt – der Traumwelt (die bei Schütz als Beispiel einer eigenen Welt aufgeführt wird) – befunden habe (vgl. z. B. SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:54f).

2003:60), findet der Alltag in dichter Bezogenheit auf andere Menschen statt, insbesondere derer, mit denen der Alltag zu synchronisieren ist. Die Alltagswelt zeichnet sich insbesondere dadurch aus, dass ich weiß, dass meine Mitmenschen mit einem ähnlichen Bewusstsein ausgestattet sind wie ich und wir eine intersubjektive Welt teilen (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:70).

- **Form der Selbsterfahrung:** Hier sei am besten Schütz selbst zitiert: „In der wissenschaftlichen Einstellung erlebt man sich als Wissenschaftler, man denkt in einer vom Wissenschaftsstand vorbestimmten Problemlage, also sozusagen anonym. Man kann sich in der religiösen Erfahrung in der Totalität seiner selbst erleben oder sich in alltäglichen sozialen Beziehungen nur unter verschiedenen Rollen aspekten erfahren“ (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:60).
- **Zeitperspektive:** Zuletzt verweist Schütz knapp darauf, dass jede Realität ihre eigene Zeitperspektive aufweist, so z. B. der Traum und dessen innere Zeit, oder die „homogene[n] Raum/Zeit der Naturwissenschaft“ (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:60; vermutlich meint er mit „homogene Raum/Zeit“ den euklidischen Raum).³⁸

Eine systematische Typologie der Realitäten stehe nach Schütz noch aus (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:60), „die Wissenschaft“, „die Religion“ oder „der Traum“ seien demnach nur als Ergebnisse erster Überlegungen zu verstehen. Lediglich klar scheint ihm zu sein, dass „der Alltag“, oder die „alltägliche Lebenswelt“ klar abgrenzbar ist und einen besonderen Status innerhalb der Lebenswelt überhaupt hat. Dieser findet sich auch darin, dass im Hinblick auf die Epoché der Zweifel als solcher überhaupt ausgeklammert wird (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:59), nicht nur der Zweifel z. B. an Gott, den man auch innerhalb einer wissenschaftlichen Haltung hegen kann. Den besonderen Status betont schon Husserl, für den sich der Unterschied insbesondere daran festmacht, dass sich die Lebenswelt von Sonderwelten durch ihre Zweckfreiheit unterscheidet (s. MARX 1970:63). Zwischen den Welten bestehen ebenfalls Beziehungen, was sich bspw. daran festmachen lässt, dass wir uns immer auch in der Lebenswelt bewegen, auch wenn wir z. B. gerade wissenschaftlich arbeiten (Marx 1970:66). Die Lebenswelt wird als „Sphäre aufgefasst, die [...] aufgrund früherer Erfahrung für uns dasteht“, die in ihrem geschichtlichen Gewordensein „ohne jedes Zutun, ohne Hinwendung des erfassenden Blickes, ohne alles Erwachen des Interesses immer bereits da ist“ (Husserl nach MARX 1970:65). So wird deutlich, dass der Begriff der „Lebenswelt“ tatsächlich ein umfassender ist und dass die Husserlschen „Sonderwelten“ als „enclaves within the paramount reality“ [also der *alltäglichen* Lebenswelt, Anm. GM] (BERGER und LUCKMANN 1966:39) erlebt werden, und nicht *neben* der alltäglichen Lebenswelt zu suchen sind – wonach es sich bei Schütz manchmal anhört, wenngleich er den Sonderstatuts der alltäglichen Lebenswelt betont (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:61).

2.2.2.2 Räumliche und zeitliche Aufschichtung der Lebenswelt – Die Bedeutung kopräsender Situationen

Die Lebenswelt ist sowohl zeitlich wie auch räumlich „aufgeschichtet“, wie es bei Schütz heißt. Die **räumliche Aufschichtung** kann man sich vorstellen als konzentrische Kreise von materiellen Reich-

³⁸Interessant erscheint an dieser Stelle, dass Schütz unterschiedlichen Raum/Zeitbegriffen unterschiedlichen Realitäten zuweist. Wenn ich nun im Rahmen dieser Arbeit annehme, dass das lebensweltliche, sprachlich vermittelte Wissen zeiträumlich strukturiert ist, schließt sich die Frage an, inwiefern es sich dann bei der Konstatierung unterschiedlicher Raumzeitbegriffe um Sprünge (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:56) zwischen den Realitäten handelt, oder ob nicht vielmehr – vor dem Hintergrund des hier vorgenommenen Raumbegriffs als Wissenselement – ein sozial vermitteltes, kognitives Wissen über verschiedene Raumzeitkonzepte handelt, die im Alltagswissen inkorporiert werden.

weiten: So spricht Schütz zunächst von einer Welt in *aktueller Reichweite*, auf die man qua körperlicher Präsenz einwirken kann. Diese Welt ist cartesisch um den eigenen Leib strukturiert (rechts, links, oben, unten, vorne, hinten, nah, fern usw. (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:71) und bezieht alles *gleichzeitig* gegebene in die eigenen Aufmerksamkeit mit ein. Schütz spricht hier von „Seh-“ und „Hörweite“ und macht auf die besondere Bedeutung der Sinne aufmerksam (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:71). Alles außerhalb dieser Reichweite verschwimmt in Erinnerungen, die wiederum in Typen strukturiert ist (hierzu im nächsten Abschnitt mehr; SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:71f). Die Bedeutung für das soziale Miteinander tritt auch dadurch hervor, dass kopräesente Situationen³⁹ sich durch eine besondere Erlebnishöhe und -tiefe auszeichnen (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:101), da man sein Gegenüber nicht nur mit seiner Sprache, sondern auch dessen Körper als Ausdrucksfeld wahrnehme (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:101) und er einem in der größtmöglichen Vielzahl an „Symptomen“ gegeben ist (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:106). Nur in solchen Momenten verlaufen unsere Bewusstseinsströme gleichzeitig, wir „altern zusammen“ (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:101). Diese Zone nennt Schütz auch „Wirkzone“, weil wir nur in diesem Feld unsere leibliche Einwirkung auf die Umwelt unmittelbar erfahren (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:77).

Die nächste Stufe ist die Welt in *potentieller Reichweite*, die sich wiederum gliedert in die Welt wiederherstellbarer Reichweite (sich also auf Orte bezieht, die ich *wieder* aufsuchen kann; SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:72f) und erreichbarer Reichweite (also Orte, die ich *künftig* erreichen könnte; SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:73). Letztere wird wiederum mit Wahrscheinlichkeiten bedacht, die sich auf die Bedingungen einer Erreichbarkeit beziehen (ob ich z. B. im nächsten Jahr genug Geld habe, um eine Reise nach Indien zu unternehmen; vgl. SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:74). Diese Welt kann einem durchaus vertraut sein, nur eben nicht durch unmittelbare Erfahrung (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:74).

Die **zeitliche Aufschichtung** unterscheidet Schütz wiederum in die Weltzeit, die Zeitstruktur der Reichweite, sowie die subjektive Zeit (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:81-97). Während die **Weltzeit** (die intersubjektive „standard time“ bei BERGER und LUCKMANN 1966:40) immer weiterläuft, auch ohne dass ich mich ihr zuwende (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:82), gibt sie gleichzeitig auch Struktur vor, die ich als Bedingung meines Handelns erlebe. Es gibt Rhythmen, denen ich mich anpassen muss (die Jahreszeiten z. B.), und gemäß des „first things first“-Prinzips gibt es Abfolgen, an die ich gebunden bin. Ich stelle zudem fest, dass meine Zeit begrenzt ist, also eine Ressource darstellt (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:84f). „Natur und Gesellschaft einschließlich ihrer Zeitstruktur [leisten] ‚Widerstand‘“ (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:85f). Diese Zeit ist irreversibel und verweist auf die Generationenabfolge (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:86), sie ist geschichtlich (BERGER und LUCKMANN 1966:41) und entspricht dem Chronos (Kap. 2.1.2). Die **Zeitstruktur der Reichweite** dagegen ist zunächst „die Gegenwart“ der *aktuellen Reichweite*, eine „(räumlich-zeitlich-soziale) Situation“ (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:89). Die *wiederherstellbare Reichweite* bezieht sich desweiteren auf die Vergangenheit, die *potentielle Reichweite* zuletzt auf die Zukunft (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:89). Die **subjektive Zeit** entspricht dem Kairos und meint die erlebte Zeit (Kap. 2.1.2). Es handelt sich dabei um einen kontinuierlichen Bewusstseinsstrom, der jederzeit die Merkmale der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft trägt (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:90). Dennoch kann man nicht von gleichförmigen Einheiten des Bewusstseinsstroms ausgehen, stattdessen spricht Schütz hier, Williams zitierend, von „Flugstrecken und Rast-

³⁹Schütz nennt diese im übrigen nicht so, er spricht von face-to-face-Situationen bzw. Begegnungen (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:101, 104f), oder eben von der Welt in aktueller Reichweite (s.o.).

stellen“ (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:93). Abhängig vom Grad der Bewusstseinsspannung haben die Einheiten des Bewusstseinsstroms spezifische Rhythmen und Tempi (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:94). Zuletzt sei erwähnt, dass sich das Erleben auch auf verschiedenen Ebenen, oder Skalen abspielt, vom Tagesablauf bis zum biographischen Erleben (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:94ff). Zusammenfassend erklären daher Berger/Luckmann: „I experience everyday life in terms of different degrees of closeness and remoteness, both spatially and temporally“ (1966:36).

Hier wird deutlich, dass sich Schütz sehr viel expliziter und differenzierter mit der Zeit bzw. dem Zeiterleben beschäftigt als mit dem Raum. Dieser ist und bleibt als absoluter Container auf das materielle Außen bezogen, und wird in „Reichweiten“ erfahren. Für die lebensweltliche Erfahrung wären aus diesem Blickwinkel zwar verschiedene zeitliche Konzepte, aber nur ein Raumkonzept von Relevanz – eine Perspektive, der hier zu widersprechen ist (Kap. 2.3).

2.2.2.3 Struktur des subjektiven Wissensvorrats: Typisierungen und Relevanzen

Die Struktur des subjektiven Wissensvorrats wird von Schütz in den „Strukturen der Lebenswelt“ auf gut 170 Seiten erläutert. Dementsprechend kommt diesem Aspekt eine große Bedeutung zu, und so sind auch die Ausführungen dazu äußerst komplex. Da hier nicht alle Aspekte wiedergegeben werden können, beschränke ich mich im Folgenden auf zwei, die ich für den Zweck dieser Arbeit für am relevantesten halte, die der Typisierungen und der Relevanzstrukturen.⁴⁰ Damit entfallen an dieser Stelle z. B. Fragen nach der situativen Aneignung von Wissen, Unterbrechungen des Lernvorgangs u. v. m., die allerdings hier auch nicht vertieft werden müssen, da der Schwerpunkt auf der *Kommunikation* von Wissen, bzw. dessen kommunikative Hervorbringung liegt.

Struktur des Wissensvorrats – Grundlegend unterscheidet Schütz zwischen Wissensselementen, die quasi vorgefertigt (z. B. sozial „erlernt“) angeeignet werden (und denen damit die Herkunftsgeschichte fehlt) – dies bezeichnet er als monothetische Erfassung; sowie Wissensselementen, die durch Erfahrung „geschaffen“ werden, in Situationen, die zunächst neu (und problematisch) waren, und schrittweise (polythetisch) „gelöst“ wurden (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:91f/178). Die Grundelemente des Vorrats selbst stellen zum einen das Wissen um die Begrenztheit der gegenwärtigen Situation dar (es handelt sich um einen Augenblick in der Geschichte), deren räumliche und zeitliche Begrenztheit, sowie die Begrenztheit durch meine gegenwärtige soziale Situation (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:149ff). Dies sind auch letztlich die Grundstrukturen jeglicher Erfahrung: „Wir haben aber auch schon andeuten können, daß Erfahrungen innerhalb dieser Begrenztheit der Situation eine grundlegende zeitliche, räumliche und soziale Gliederung haben.“ Sie ist uns „auferlegt“ und „selbstverständlich“ (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:153). Neben diesen Grundelementen enthält unser Wissensvorrat spezifische Teilinhalte (die Schütz an dieser Stelle nicht weiter ausführt), und das sich dazwischen bewegende Routine-Wissen (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:156). Dieses wiederum unterscheidet er in Fertigkeiten (z. B. das gewohnheitsmäßige Gehen, oder mit Besteck zu essen), Gebrauchswissen (z. B. Holzhacken oder Schreiben), sowie Rezeptwissen (z. B. das Spurenlesen des Jägers), das sich zwar schon dem Wissensvorrat „im engeren Sinn“ (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:159) annähert, aber noch dadurch unter-

⁴⁰Maasen betont aber auch, dass diese Aspekte neben der Intersubjektivität und Intentionalität das sind, was unser Wissen nach Schütz überhaupt ausmacht: „Dieses Wissen ist vorrangig typisierend, nach Relevanzen strukturiert und Relevanzen strukturierend, es ist intentional auf etwas gerichtet und intersubjektiv“ (MAASEN 2012:32).

scheidet, dass es gewohnheitsmäßig miteinbezogen, angewendet wird. Es wird nicht „thematisiert“ (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:159).⁴¹

Typisierungen und ihre Genese in Situationen – Das thematische (aber auch schon das Gebrauchs- und Rezept-) Wissen ist nun in Typen bzw. Typologien organisiert. Dazu muss ich ein Wissenselement erkennen, es muss mir in der Vergangenheit begegnet sein. Es hat eine Identität, d.h. das Element ist jeweils das *gleiche*, und zwar sind die im Hinblick auf für mich in dem Moment relevanten (zu den Relevanzstrukturen im Folgenden) Eigenschaften (bei Schütz: „typische Aspekte und Attribute“, 2003:204) die *selben* (s. SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:203). Sie sind mir auf die eine oder andere Weise *vertraut* (vgl. SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:203/313f). Dabei kann es sich um einen Gegenstand, eine Person, oder einen Vorgang bzw. Zusammenhänge handeln (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:204).

Typen sind also „ein in lebensweltlichen Erfahrungen ‚gestifteter‘ Sinnzusammenhang“ (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:314), der mich in einer gegebenen Situation wissen lässt, wie ich mich zu verhalten habe, um diese zu bewältigen (z. B. wie ich Brot beim Bäcker erhalte). Probleme im Alltag tauchen dann auf, wenn diese Typisierungen nicht mehr funktionieren und ich eine Situation nicht mehr anhand meiner bisherigen Erfahrungen und daraus entwickelten Typisierungen bestimmen kann (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:35). Daher: „Unless thus challenged, though, the typifications will hold until further notice and will determine my actions in the situation“ (BERGER und LUCKMANN 1966:45). Tritt ein Problem auf – sprich, ein eine Typologie funktioniert nicht (z. B. wenn sich ein „Menschentyp“ anders verhält, als anhand meines Wissens über ihn und die typische Situation zu erwarten gewesen wäre), wende ich mich diesem Problem so lange zu und verändere/verfeinere die Bestimmungsrelationen, bis die Situation „gelöst“ ist und ich dem „business as usual“ wieder nachgehen kann⁴². Auf diese Weise entsteht eine neuer Typ, wie Schütz ausführt: „ein Typ entsteht in einer situationsadäquaten Lösung einer problematischen Situation durch die Neubestimmung einer Erfahrung, die mit Hilfe des schon vorhandenen Wissensvorrats, das heißt also hier mit Hilfe einer ‚alten‘ Bestimmungsrelation, nicht bewältigt werden konnte“ (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:315). Diese Form des Wissenserwerbs allerdings sei (quantitativ) weniger bedeutend als die Übernahme aus dem bereits gesellschaftlich vorhandenen Wissen (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:332).

Situationen, in denen andere Menschen zugegen sind, bezeichnen Berger und Luckmann als „prototypischen Fall sozialer Interaktion“ (s. BERGER und LUCKMANN 1966:43). Auch diese Situationen bzw. Begegnungen sind durch Typisierungen geprägt (die an die anderen Beteiligten herangetragen werden, aber auch an die Situation selbst, BERGER und LUCKMANN 1966:46), die aber durch die „Symptomfülle“, in der mir mein Gegenüber gegeben ist, herausgefordert sind (BERGER und LUCKMANN 1966:43ff). Die Typisierung des Anderen ist selbstverständlich gegenseitig, und dessen sind sich auch alle Beteiligten bewusst (BERGER und LUCKMANN 1966:45).⁴³

In diesem Zusammenhang – der Typisierung der Mitmenschen – unterscheidet Schütz zwischen personalen, Verhaltens- sowie Funktionärstypen (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:226ff). Während der

⁴¹Die Übergänge sind auch für Schütz fließend (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:158).

⁴²Wann eine Situation gelöst ist, hängt im wesentlichen von den Relevanzstrukturen ab, die im nächsten Abschnitt kurz erörtert werden. Kurz zusammengefasst: Im Alltag beschäftige ich mich mit einem „Problem“ nur solange, wie es zur Bewältigung einer Situation nötig ist. Wie genau dieser Bestimmungs- und Lösungsvorgang vonstatten geht, bzw. wie lange ich mich einem Problem zuwende – und warum dieser Vorgang z. B. unterbrochen werden kann – erläutert Schütz ausführlich im Abschnitt zu den Relevanzstrukturen (s. SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:258).

⁴³Hier ergeben sich im Übrigen Anknüpfungspunkte an die aktuelle geographische Diskussion über die Bedeutung von *Begegnungen* im öffentlichen Raum, vgl. z. B. DIRKSMEIER ET AL. 2011.

personale Typ sich an einem konkreten Individuum orientiert (jemand erinnert mich an meinen Freund X), beziehen sich der Verhaltens- und Funktionärstyp auf Menschen, denen ich in typisierten Abläufen begegne (als Beispiel dient hier der Postbeamte, der mir selten als Individuum in Erscheinung tritt; Verhaltens- und Funktionärstyp unterscheiden sich im Anonymitätsgrad; SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:127).

Relevanzstrukturen – Die Relevanzstrukturen bilden letztlich den Hintergrund, vor dem Wissen erworben wird. Denn sie bestimmen, welchen Aspekten ich mich wie lange zuwende, welche Probleme für mich einer Lösung bedürfen, und mit welcher Tiefe an Wissen ich mich zufrieden gebe (vgl. SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:252f). Der Frage nach den Relevanzstrukturen weist Schütz sogar eine vorrangige Stellung zu: „Das Relevanzproblem ist vielleicht das wichtigste und zugleich schwierigste Problem, das es in der Beschreibung der Lebenswelt zu lösen gilt“ (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:253). Oder an anderer Stelle: „A theory of projected action and decision in the life-world requires an analysis of the underlying systems of relevancy“ (SCHÜTZ 1975a:131). Er unterscheidet dabei zwischen thematischer Relevanz, Interpretations- sowie Motivationsrelevanz.

Während die Motivationsrelevanz mit Blick auf Handlungen meine Handlungsmotive beeinflusst – sie beschreibt meine Handlungsziele und Planentwürfe, die mein Handeln „motivieren“⁴⁴ –, verweist die thematische Relevanz auf inhaltliche Aspekte (einzelne Wissens Elemente, die zur Durchdringung eines Sachverhaltes, eines Themas, erfasst werden; SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:258ff/272). Die Interpretationsrelevanz dagegen beschreibt Auslegungsvorgänge, in deren Rahmen neue Sachverhalte mit bereits vorhandenen Wissens Elementen, die für relevant erachtet wurden, abgeglichen werden (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:272ff).

2.2.2.4 Die soziale Genese und Bedingtheit des Wissens

Wie bereits gezeigt wurde, gründet sich unser Wissen, das durch Typisierungen geprägt ist, zum einen durch quasi „eigenständige“ Aneignung in zu bewältigenden Alltagssituationen, in denen ein Problem „gelöst“ wurde. Zum anderen übernehmen wir im gesellschaftlichen Wissensvorrat vorhandene Typisierungen, die im Laufe der primären und sekundären Sozialisation vermittelt werden – dieser letzte Aspekt beschäftigt Berger und Luckmann in besonderem Maße.

Objektivierung und Vermittlung durch Sprache – Bevor Wissen in irgendeiner Art und Weise vermittelt werden kann (und damit „gesellschaftlich“ wird⁴⁵), muss es als Element sichtbar und innerhalb eines bestehenden Wissenssystems verständlich gemacht werden. Diesen Prozess nennt Schütz „Objektivierung“.⁴⁶ Der Sprache kommt dabei eine besondere Stellung zu, da diese nicht nur durch ihre Strukturen bereits Typisierungen enthält, sondern das Wissen sehr weitreichend kommunizierbar macht. Schütz selbst definiert den Begriff der „Objektivierung“ als „Verkörperung subjektiver Vorgänge in Vorgängen und Gegenständen der Lebenswelt des Alltags“ (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:358).

⁴⁴Dieser Aspekt, sowie die damit in Zusammenhang stehenden um-zu- und weil-Motivationen beschäftigen mich später, s. Kap. 5.5, da es hier insbesondere um die Frage geht, inwiefern Motive reflexiv zugänglich sind und sprachlich expliziert werden können – oder ob wir methodisch lediglich *Spekulationen über* Motive erfassen können, da wir uns selbst wie anderen auch sinnvolles Tun *unterstellen*.

⁴⁵Entsprechend unterscheiden sowohl Schütz als auch Berger/Luckmann subjektives und objektives Wissen.

⁴⁶Berger/Luckmann sprechen gar davon, dass Gesellschaft überhaupt verstanden werden kann „in terms of an ongoing dialectical process composed of the three moments of externalization, objectivation and internalization“ (1966:149), und daher eine angemessene Analyse alle drei Aspekte berücksichtigen muss (ebd.).

Ihn interessieren dabei vornehmlich die Objektivierungen, „die von Anderen als ‚Objektivierungen‘ subjektiver Auslegungen oder subjektiver Auslegungsergebnisse, allgemein, subjektiven Wissens, gedeutet werden können“ (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:359) – wodurch dann eine Vermittlung stattfindet.

Face-to-face-Situationen, in denen diese Kommunikation verbal erfolgt, nehmen hierbei eine besondere Stellung ein, wie Berger und Luckmann betonen (1966:52). Zwar ermöglicht die Sprache Kommunikation auch jenseits dessen (was Sprache eben auch zu einem bedeutenden Zeichensystem macht, s. BERGER und LUCKMANN 1966:52), aber die Besonderheit kopräsender Gegebenheiten begründet sich in der Unmittelbarkeit, in der aufeinander reagiert werden kann, man denkt und spricht gleichzeitig, synchron mit dem Anderen (BERGER und LUCKMANN 1966:52).⁴⁷

Primäre Sozialisation – Schütz spricht zwar nicht von „primärer Sozialisation“, verweist aber auf die große Bedeutung „frühester Wir-Beziehungen“ für die Ausbildung insbesondere der Relevanzstrukturen. Da sich erst im Laufe der Kindheit eine eigenständige Identität, ein „Selbst“ ausbildet – was stets in Spiegelung mit bedeutenden (bei Berger/Luckmann „signifikanten“⁴⁸) Anderen erfolgt (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:333) –, und nicht bereits mit Geburt gegeben ist, sind die Erfahrungen dieser Zeit besonders relevant für die späteren Wissens- und Relevanzstrukturen, die auch (fast) nie mehr aufgehoben werden können (welche Umstände eintreffen müssen, damit das dennoch geschehen kann – wie quasi eine „Gehirnwäsche“ verläuft –, erläutern Berger/Luckmann ausführlich am Beispiel eines Sektenbeitritts, s. BERGER und LUCKMANN 1966:144). Die Auseinandersetzung mit unseren Eltern ist uns „auferlegt“ und damit ein Aspekt der „biographischen Situation“, die unsere Wissens- und Relevanzstrukturen beeinflussen (s. SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:334; BERGER und LUCKMANN 1966:151). Durch die primäre Sozialisation werden wir überhaupt erst Mitglieder der Gesellschaft (bzw. eines Teils von ihr), quasi in sie eingeführt (s. BERGER und LUCKMANN 1966:150). Im Verlauf der Sozialisation erfolgt dann eine Generalisierung spezifischer Wissens- und Relevanzstrukturen und damit Typisierungen (vgl. BERGER und LUCKMANN 1966:153). Die Abfolge von Lernprozessen ist zu einem guten Teil gesellschaftlich vorgegeben und enthält ihrerseits gesellschaftliches Wissen darüber, wie Kinder sich Wissen aneignen (BERGER und LUCKMANN 1966:156).

So kommt insbesondere der Familie, aber auch frühen Bildungsinstitutionen⁴⁹ bei der primären Sozialisation eine bedeutende Rolle zu. Denn hier erfolgt „the most important confidence trick that society plays on the individual – to make appear as necessity what is in fact a bundle of contingencies, and thus to make meaningful the accident of his birth“ (BERGER und LUCKMANN 1966:155).

Sekundäre Sozialisation – Die sekundäre Sozialisation nun führt uns, die wir bereits Mitglieder der Gesellschaft sind, in spezifische „Sektoren“ der Gesellschaft ein, deren Regeln und Rollenmuster (auch unsere eigene Rolle darin) bzw. deren „objektive“ Welt wir erlernen (BERGER und LUCKMANN

⁴⁷Das Thema der Kopräsenz wird mich an späterer Stelle nochmal genauer beschäftigen (s. Kap. 4.2.3).

⁴⁸Siehe insbesondere BERGER und LUCKMANN 1966:151.

⁴⁹Der Begriff der „Institution“, mit dem sowohl Schütz, insbesondere aber Berger/Luckmann arbeiten, verweist auf die Anknüpfungspunkte phänomenologischer Ansätze zu funktionalistischen (siehe hierzu ausführlich Kap. 2.2.2.8). Demnach beschreibt der Begriff der „Institutionalisierung“ bei Berger/Luckmann folgendes: „Institutionalization occurs whenever there is a reciprocal typification of habitualized actions by types of actors. Put differently, any such typification is an institution“ (BERGER und LUCKMANN 1966:72). Sie sind zeitlich stabil (wenn auch natürlich langfristigen Veränderungen unterworfen), und geben Handlungsmuster vor, deren Nicht-Einhaltung in verschiedenen Ausprägungsgraden sanktioniert wird (BERGER und LUCKMANN 1966:72f). Die Handlungsmuster verweisen wiederum auf den Begriff der sozialen Rolle, der insbesondere bei Berger/Luckmann eine zentrale Stellung einnimmt, s. letzten Abschnitt des Kapitels.

1966:150). So definieren Berger/Luckmann die sekundäre Sozialisation zum einen als „the internalization of institutional or institution-based ‚sub-worlds‘“ (1966:158) und zum anderen als „the acquisition of role-specific knowledge“ (BERGER und LUCKMANN 1966:158), mit dem dazugehörigen Vokabular und Wertesystem (BERGER und LUCKMANN 1966:158). Hier erfolgt die Internalisierung allerdings selten noch so umfänglich wie im Verlauf der primären Sozialisation, zumeist bleibt ein bestimmter Abstand zur Teil-Welt erhalten – es ist eben nur eine von verschiedenen Rollen in unterschiedlichen Kontexten, die wir ausfüllen (BERGER und LUCKMANN 1966:162), was aber wiederum von der Art des gesellschaftlichen Teilbereichs bzw. dessen Wertschätzung in der Gesellschaft abhängt (BERGER und LUCKMANN 1966:159). Sich dabei widersprechendes Wissen muss erst dann in Widerspruchslosigkeit überführt werden, wenn es bei der Lösung von problematischen Situationen in den Blick gerät, ansonsten können sich widersprechende Wissensinhalte „nebeneinander“ bestehen bleiben (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:216f).

2.2.2.5 Wissen ist ungleich verteilt

Die angesprochenen Rollen verweisen bereits darauf, dass in arbeitsteilig differenzierten Gesellschaften das insgesamt vorhandene gesellschaftliche Wissen ungleich verteilt ist, und daher die Bedeutung der sekundären Sozialisationsprozesse tendenziell bedeutsamer sind (BERGER und LUCKMANN 1966:166). Zwar teilen alle Mitglieder einer Gesellschaft noch einen Grundstock gemeinsamen Wissens – zu dem z. B. das Wissen gehört, welche Experten bei welchem Problem anzurufen sind (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:431f; BERGER und LUCKMANN 1966:57; SCHÜTZ 1975b:128), mit zunehmender Differenzierung gibt es aber immer mehr Wissensbereiche, die vom Einzelnen nicht mehr überblickt werden können. In der Diskussion um die Risiko- oder Wissensgesellschaft nimmt dieser Aspekt eine große Rolle ein (s. Kap. 3.3.2).

In dem Aufsatz „The well-informed citizen“ (1975b) veranschaulicht Schütz die soziale Verteilung des Wissens anhand dreier Idealtypen: dem Experten, dem Mann auf der Straße, sowie dem gut informierten Bürger (SCHÜTZ 1975b:122). Während der Experte für nur einen kleinen Wissenssektor sehr vertieftes, detailliertes Wissen hat, zeichnet sich der „Mann auf der Straße“ dadurch aus, über viele Sektoren zumindest ein oberflächliches Wissen zu besitzen – sofern es für ihn relevant ist (z. B. darüber, wie ein Telefon bedient wird) –, welches er auch nicht hinterfragt (SCHÜTZ 1975b:122). Der gut informierte Bürger steht zwischen diesen beiden Typen und begnügt sich nicht mit der Hinnahme von Fakten und informiert sich, wird aber auch nicht zum Experten in dem fraglichen Bereich (SCHÜTZ 1975b:123; ähnlich: SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:443). Dementsprechend unterscheidet Schütz zwischen Wissensgebieten, die wir für hochrelevant halten (bzw. die sich als hochrelevant erwiesen haben) und in denen wir uns dementsprechend mit detaillierten Kenntnissen bewegen (SCHÜTZ 1975b:124), sowie Bereichen, die uns lediglich bis zu einem gewissen Grad *vertraut* sind – was uns im Alltag auch völlig genügt (SCHÜTZ 1975b:125). Es gibt Wissen, das wir für selbstverständlich halten (Fakten, die wir hinnehmen), deren Erklärung und Detailspekte wir aber nicht für relevant halten. Und es gibt zuletzt Wissen, das wir für absolut irrelevant halten, da wir keinen Einfluss auf unser Leben erwarten (SCHÜTZ 1975b:125). Hier wird wieder deutlich, wie sehr die Relevanzstrukturen prägen, welches Wissen wir uns aneignen – was unter anderem durch „einfache“ soziale Differenzen beeinflusst wird (was Schütz am Beispiel Frauen/Männer veranschaulicht – demnach gibt es Themen, die Männer typischerweise nicht für relevant halten, Frauen aber schon, und umgekehrt; SCHÜTZ und

LUCKMANN 2003:415⁵⁰). Auf welche Inhalte sich das jeweils bezieht, unterscheidet sich aber auch bei den drei Idealtypen entsprechend. Demnach unterscheidet Schütz zwischen einem Allgemein- und Sonderwissen (u. a. SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:438f).

2.2.2.6 Die Dialektik des Sozialen und der Einfluss der Wissensstrukturen auf das Handeln

Wie sich bereits angedeutet hat, reklamieren sowohl Schütz als auch Berger/Luckmann für ihre Ansätze eine Mittlerrolle zwischen Mikro- und Makrotheorien in der Soziologie (s. BERGER und LUCKMANN 1966:208; bei Schütz eher angedeutet, z. B. SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:357). Meiner Ansicht nach sind die beiden Ansätze insbesondere deshalb so wertvoll, weil sie neben der Betonung beider Ebenen auch Mechanismen erörtern, die zwischen beiden Ebenen vermitteln. Berger/Luckmann, die daher auch von der Dialektik (und nicht von einem Dualismus) des Sozialen sprechen⁵¹, sehen hier insbesondere das Phänomen der „Rolle“ als Mediator an: „The analysis of roles is of particular importance to the sociology of knowledge because it reveals the mediations between the macroscopic universes of meaning objectivated in a society and the ways by which these universes are subjectively real to individuals“ (BERGER und LUCKMANN 1966:94). Denn Rollen offenbaren zum einen soziale Strukturen (die Rolle als Funktion im Rahmen eines Ganzen), aber verweisen zum anderen auch auf deren subjektive Internalisierung und Interpretation, bzw. die praktische Hervorbringung der Rolle durch das handelnde Individuum (vgl. BERGER und LUCKMANN 1966:208f).⁵² Um sich vor einer einseitigen Ausrichtung bei der Analyse sozialer Phänomene zu schützen, schlugen sie vor, sich insbesondere mit dem Verständnis „totaler sozialer Fakten“ (Mauss) zu beschäftigen (BERGER und LUCKMANN 1966:209), sprich mit Phänomenen, die einen Zugriff auf alle Aspekte des Sozialen ermöglichen (s. auch Kap. 7.2.1.1).⁵³

Aber auch die Ausführungen Schütz' zu Handlungsabläufen machen deutlich, welche große Rolle dabei die Relevanzstrukturen spielen. Denn für Schütz sind Handlungen nichts anderes als Bewusstseinsleistungen, die Sinn von Verhalten (als körperliches Geschehen) vermitteln (s. SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:454). Ob einem Verhalten eine Handlung (und damit ein Planentwurf) zugrunde liegt,

⁵⁰Schütz betont gleichzeitig, dass die Unterschiede zwischen Männern und Frauen zwar „vor-sozial“, aber die darüber vermittelten Relevanzen dennoch sozialisiert seien (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:415).

⁵¹Dabei grenzen sie sich bewusst von „[t]he mere rhetoric about dialectics“ Marx'scher Fassung ab, s. BERGER und LUCKMANN 1966:209. Sie sprechen von einem dialektischen Prozess, der zwischen Externalisierung, Objektivierung und Internalisierung verläuft, die nicht ohne einander gedacht werden könnten (s. BERGER und LUCKMANN 1966:149). Dabei vermittelt die Typisierung zwischen Internalisierung und Externalisierung, die Sozialisation zwischen Internalisierung und Objektivierung, und die Institutionalisierung zwischen Objektivierung und Externalisierung (s. hierzu KNOBLAUCH 2010:134f).

⁵²Hiermit bewegen sie sich in einer praxistheoretischen Argumentation. Reckwitz stellt praxistheoretische Ansätze generell „als eine spezifische Version einer kulturtheoretischen, ‚sozialkonstruktivistischen‘ Perspektive dar, so dass die Differenzen zu den anderen Formen einer Kulturtheorie – vor allem jenen, die das Soziale/Kulturelle als ein ‚geistig-kognitives‘ oder als ein ‚textuelles‘ Phänomen verorten (Mentalismus und Textualismus) – ein besonderes Problem bilden. Dass die Praxistheorie einen Fall von ‚Kulturtheorie‘ darstellt, soll dabei generell bedeuten, dass in ihrem Verständnis die soziale Welt ihre Gleichförmigkeit über sinnhafte Wissensordnungen, über kollektive Formen des Verstehens und Bedeutens, durch im weitesten Sinne symbolische Ordnungen erhält“ (RECKWITZ 2003:286f).

⁵³Als „totalen gesellschaftlichen Fakt“ bezeichnete der Ethnologe Marcel Mauss soziale Phänomene, die – wie „die Gabe“ – alle Ebenen gesellschaftlicher Beziehungen vereinen: „In diesen (wie wir sie nennen möchten) ‚totalen‘ gesellschaftlichen Phänomenen kommen alle Arten von Institutionen gleichzeitig und mit einem Schlag zum Ausdruck: religiöse, rechtliche und moralische – sie betreffen Politik und Familie zugleich; ökonomische – diese setzen besondere Formen der Produktion und Konsumtion oder vielmehr der Leistung und Verteilung voraus; ganz zu schweigen von den ästhetischen Phänomenen, in welche jene Tatsachen münden, und den morphologischen Phänomenen, die sich in diesen Institutionen offenbaren“ (Mauss 1968:17f). Auch Berger/Luckmann schlugen die Untersuchung eben solcher Phänomene vor, da diese keine alleinige Mikro- oder Makroperspektive auf das Soziale zuließen (1966:209).

ließe sich allerdings nur von der betroffenen Person letztinstanzlich entscheiden, wengleich dem Beobachtenden aber die (nicht sicher zutreffende) Bestimmung möglich ist, aufgrund von Wissens-elementen, die typische Verhaltensweisen kennzeichnen, und denen typischerweise ein Entwurf zugrunde liegt (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:455).

2.2.2.7 Der wissenssoziologische Raum bei Schütz, Berger und Luckmann – Leiblichkeit als Alltagswissen

Als Resümee bleibt festzuhalten, dass Raum als Begriff sowohl bei Schütz als auch bei Berger/Luckmann nicht explizit problematisiert wird. Es wird vorwiegend eine materielle Welt als „Außen“ angenommen, die subjektiv wahrgenommen wird und Eingang in unser Alltagswissen findet. Eine Ausnahme stellen die Ausführungen zu den „sozialen Situationen“ dar (verknüpft mit dem Begriff des „face-to-face“), die eine Raumwirksamkeit voraussetzen (denn sonst könnte einer face-to-face-Situation keine grundlegend andere Qualität als anders vermittelter Kommunikation unterstellt werden).⁵⁴ Das allerdings widerspricht Schütz' Trennung des Sozialen von der materiellen Welt. Denn wie Werlen herausgearbeitet hat, lässt sich Alfred Schütz' Lebenswelt-Denken eine implizite Drei-Welten-Lehre unterstellen, die unterscheidet zwischen einer subjektiven, physischen und sozialen Welt (WERLEN 1988:83-8; auch: ZIERHOFER 2002:54f). Während die zeitliche Struktur des Erlebens die subjektive Welt kennzeichnet (WERLEN 1988:84f), ist die physische Welt durch das körperliche Erleben und die Möglichkeiten zum Einwirken auf das Äußere, die dingliche Welt bezogen (vgl. WERLEN 1988:85f). Die soziale Welt dagegen bewegt sich in der auf das Gegenüber gerichteten Du-Einstellung (WERLEN 1988:87). Berger und Luckmann orientieren sich hierbei ebenfalls weitgehend an Schütz, insbesondere im Hinblick auf die Grundlagen des Alltagswissens im ersten Kapitel ihres Buches („The foundations of knowledge in everyday life“), dessen Gedanken sie – wie sie selbst formulieren – „in toto“ von Schütz' „Strukturen der Lebenswelt“ übernommen hätten (BERGER und LUCKMANN 1966:219).⁵⁵ So findet sich auch bei ihnen die Schütz'sche Raumontologie wieder, die die Erfahrung unserer Leiblichkeit als uns gegeben betrachtet, und die uns in unserem Alltagswissen als körperliche „Wirkzonen“ erscheint (BERGER und LUCKMANN 1966:36). Auch bei diesen beiden Autoren spiegelt sich die Bevorzugung der zeitlichen Dimension wieder. So sei hier ihre einzige explizite Auseinandersetzung mit Raum zitiert: „The world of everyday life is structured both spatially and temporally. The spatial structure is quite peripheral to our present considerations. Suffice it to point out that it, too, has a social dimension by virtue of the fact that my manipulatory zone intersects with that of others. More important to our present purpose is the temporal structure of everyday life“ (BERGER und LUCKMANN 1966:140). Dieses Zitat, wie aber auch Berger und Luckmanns Ausführungen zur Materialität und Leiblichkeit⁵⁶, zur Territorialität, und letztlich auch ihre ständige Auseinandersetzung mit „face-to-face-Situationen“ macht ihre Arbeit anschlussfähig eine geographische Wissensforschung, die genau diesen Aspekten mehr Aufmerksamkeit zukommen lässt, z. B. der

⁵⁴Man könnte annehmen, dass die Identifikation verschiedener Reichweiten ebenfalls eine Raumwirksamkeit impliziert, allerdings steht zu bedenken, dass Schütz diesen Aspekt innerhalb der alltäglichen Lebenswelt erörtert, und es daher um Wahrnehmungen und die Strukturierung unserer Erfahrung geht, nicht darum, wie die Wirklichkeit *ist*.

⁵⁵So betrachten sie diese Überlegungen auch als philosophische Grundlagen, auf denen ihr Kernargument, nämlich das einer Dialektik zwischen subjektiver und objektiver (gesellschaftlicher) Realität, die dann beide Realitäten als sozial konstruiert aufweist, beruht, wie in zwei nachfolgenden Kapiteln ausgeführt wird (s. BERGER und LUCKMANN 1966:7).

⁵⁶Hiermit beschäftigen sie sich am Ende der Arbeit explizit in einem kurzen Kapitel, in dem sie zu dem Schluss kommen, dass zwischen der sozial konstruierten Welt und der Natur (die den Menschen durch die Erfahrung ihrer Leiblichkeit, die ihrem Tun Grenzen setzt) ebenfalls eine Dialektik am Werk ist (s. BERGER und LUCKMANN 1966:201-4).

Frage, was wir darüber wissen (oder besser gesagt, meinen zu wissen), *wie* die leiblichen Wirkzonen sich überschneiden, welche Konsequenzen wir ihnen für das Handeln bzw. welchen Sinn wir ihnen zuschreiben. So kann man sich daran anknüpfend mit „Raumsemantiken als Teil des Repertoires gesellschaftlicher Selbstbeschreibungen“ (MIGGELBRINK 2002c:347) beschäftigen.

2.2.2.8 Rezeption in der Geographie

Interessant ist an der geographischen Rezeption Schütz', dass er sowohl von phänomenologisch orientierten Arbeiten, die ihre Bezugspunkte eher bei der humanistischen Geographie haben und sich auf Wahrnehmungsaspekte beziehen, als auch von GeographInnen rezipiert wird, die sich eher für die Handlungstheorie in Schütz' Werk interessieren. So begründet Benno Werlen u. a. auch in Bezugnahme auf Schütz seine handlungstheoretisch orientierte „Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen“ (siehe hierzu insbesondere WERLEN 1988:63-111) und widerspricht sogar dem Versuch humanistischer GeographInnen, mit Hilfe der Schützschen Phänomenologie eine „Verhaltenstheorie“ zu begründen (WERLEN 1988:104). Dass aber z. B. Anne Buttmer, die hier prominent in Erscheinung tritt, eine ganz andere Auffassung von ihrer Arbeit hatte – und sich eben nicht als „Verhaltenstheoretikern“ verstanden hat, im Gegenteil – sollte meines Erachtens deutlich machen, dass die Verwendung der Begriffe „Verhalten“ und „Handlung“ sehr voraussetzungsvoll ist. Denn auch wenn Werlen aufzeigt, dass das Subjekt nach Schütz zwar nicht nur passiv wahrnimmt, sondern seine Wahrnehmung intentional bewertet und entsprechende Schlussfolgerungen für Handlungen zieht (s. WERLEN 1988:66/104⁵⁷), unterschlägt Werlen doch bei dieser Argumentation die vielzähligen Hinweise von Schütz auf die Relevanzstrukturen, die einerseits die Intentionalität lenken, und die sich andererseits in einem sozialen Kontext ausbilden (s. o.).

Stärker in Richtung einer Praxistheorie argumentiert Allan Pred in Auseinandersetzung mit Berger und Luckmann. Er beschreibt deren Kernargument als einen „unending dialectical process by which society produces men who produce, or create society“ (PRED 1981:7) und kritisiert, es fehle „a spelling out of the detailed means whereby the everyday intersections of individual biographies with institutional activities, at specific times and places, are rooted in previous intersections, *at specific times and places*, yet simultaneously serve as the roots of future intersections between particular individuals and institutional activities, or the workings of society“ (PRED 1981:7, Hervorhebung im Original). Bourdieu, der ähnlich argumentiere, dekliniere allerdings „the role of time and temporal sequencing in practices and their structural determinations“ aus (PRED 1981:8).

Auch im Rahmen der Zeitgeographie wurde Schütz rezipiert, was insofern bemerkenswert ist, als die Zeitgeographie gerne als Paradebeispiel für eine kartesische Raumkonzeption dient (s. z. B. MIGGELBRINK 2005:92ff, sowie Kap. 6). Auch Torsten Hägerstrand, Begründer der Zeitgeographie hat an verschiedenen Stellen (wenn auch nicht in aller Tiefe) Schütz zitiert, und so z. B. dessen Arbeitsbegriff (als Wirken in der physischen Welt; s. HÄGERSTRAND 2009:238) und seine Wirkzonen bzw. Erreichbarkeiten (und damit die „räumliche Aufschichtung der Lebenswelt“, s. 1977/1991:187f, 2009:161ff) aufgegriffen. Aber er verweist auch auf die Bedeutung von Sinn, die Akteure ihrem Handeln geben (2009:186) und betont in einem autobiographischen Aufsatz, dass ihm die Bedeutung dieses Aspekts insbesondere in Gesprächen mit Anne Buttmer deutlich geworden sei (HÄGERSTRAND 1983:254; siehe auch Kap. 1). Zwar bleibt die Zeitgeographie in ihren Methoden einem kartesischen, euklidischen

⁵⁷Hier betont er die Invarianz menschlichen Handelns, die kausale Erklärungen menschlichen Handelns nicht zulassen würde, s. WERLEN 1988:99.

Raubegriff verhaftet (s. hierzu auch Kap. 6.1), ihr kann dieser mit Blick auf die konzeptionellen Grundlagen aber nicht per se unterstellt werden, hierzu muss man sich erst die jeweiligen Erklärungsmodelle zu Gemüte führen. Besonders anschaulich ist in diesem Kontext sicherlich der zeitgeographische Projektbegriff⁵⁸, der die Handlungsziele zu fassen versucht, die unserem Alltagshandeln zugrunde liegen, und der sich wieder – wenn auch nicht explizit – an Schütz' Modell der Planhierarchien orientiert und beispielsweise mit Raumzeitpfaden nicht abzubilden ist. D. h. der Zeitgeographie kann man vorwiegend eine inkonsistente Methodologie vorwerfen (s. hierzu auch Kap. 6.1).

Die vorliegende Arbeit rezipiert nun Schütz selbst einseitig, und legt besonderen Wert auf die Strukturen des Alltagswissens, die als Kommunikation zugänglich sind. Raumsemantiken können demnach als *eine* Form von sprachlich objektiviertem Wissen begriffen werden, die in der alltäglichen Lebenswelt Verständigung möglich macht. „Raumsemantiken werden dann erkennbar als wieder verwendbare, veränderbare Formen der Gedächtnisbildung, die Erinnerung ermöglichen, indem sie die Identifikation anhand bereits identifizierter Formen leisten“ (MIGGELBRINK 2002c:348).

2.3 Raumbegriffe als Sinnelemente, sprachlich objektiviert als Raumsemantiken

Die vorliegende Arbeit lehnt sich an die sprachpragmatische Wende in der Geographie an, und beschäftigt sich daher mit der Frage, wie mit Hilfe räumlicher Codes kommuniziert wird. Sprachakte sind dann als individuelle Objektivationen von Wissensstrukturen⁵⁹ zu betrachten, die wiederum im Rahmen von Sozialisationsprozessen gesellschaftlich vermittelt sind (sie müssen gleichzeitig individuell angeeignet werden und unterliegt damit stets kleineren Modifikationen). Das Wissen weist mehr oder weniger große Überschneidungsbereiche zwischen den Individuen auf und verweist auf deren Standortgebundenheit, da in einer differenzierten Gesellschaft nie alles gesellschaftlich vorhandene Wissen angeeignet werden kann. Diese ungleiche Verteilung des Wissens schlägt sich dann in Form von Milieus, Berufsgruppen etc., aber auch in einer zeitlichen Perspektive in historischen Kontexten nieder, auf die Mannheim mit dem Begriff des „Zeitgeistes“ abzielt.

In einem solchen Verständnis sind die von mir untersuchten Raumbegriffe als sprachlich objektivierte Wissensselemente zu verstehen, deren Verhältnis zueinander am Beispiel von Erzählungen über Familienleben untersucht wird. Raumbegriffe (oder *räumliche Codes*) leisten ihren Beitrag dazu, Wissen über Familie zu vermitteln und mittels Sprache eine Verständigung über den Sinnkontext (oder alltagsweltliches Themenfeld) „Familie“ zu ermöglichen.⁶⁰ Diese Raumbegriffe verweisen dabei nicht auf tatsächliche, irgendwie „reale“ Raumwirkungen (die z. B. die Distanz zwischen Familienhaushalten haben könnten)⁶¹, sondern lediglich darauf, welche Wirkungen den als *Außen*, als „materielle

⁵⁸ Pred betont die Unterschiede zwischen den Projektbegriffen von Hägerstrand und Schütz, die grundverschieden seien (PRED 1981:10), dem ich allerdings widersprechen würde.

⁵⁹ Sprachakte stellen auch nur *eine* Form der Objektivation dar, genauso ließe sich mit Mannheim Wissen (als Sinnstruktur) auch anhand von künstlerischen Akten untersuchen. In diesen Objektivationen schlägt sich eine Welthaltung nieder, die im gesamtgesellschaftlichen Kontext als Zeitgeist zu untersuchen ist. Siehe Kapitel 2.2.1.

⁶⁰ Im Übrigen wäre es auch möglich, die Fragestellung der hier vorliegenden Arbeit umzukehren und zu fragen, wie mit Hilfe einer „Familiensemantik“ über „Räumliches“, bspw. bestimmte Regionen gesprochen wird (so wird bei Wintzer die „EU als Familie“ als Beispiel einer metaphorischen Sprachverwendung zitiert, WINTZER 2014:106/108). Wenn daher von einem „Themenfeld Familie“ die Rede ist, ist damit lediglich der Fokus der hier vorliegenden Arbeit benannt und soll nicht der Beobachtung widersprechen, dass auch „Familie“ als Semantik (und damit als abgekürzter Verweis auf das Wissen über diesen spezifischen sozialen Kontext) kommunikativ relevant ist.

⁶¹ Genauer gesagt ist vor der hier gewählten Perspektive nur keine Aussage darüber möglich, wie zutreffend die alltäglich ge-

Realität“ wahrgenommen räumlichen Strukturen unterstellt werden (vgl. HARD 2008:300ff). In diesem Sinne bewegt sich diese Arbeit auf einer zweiten Beobachtungsebene, die alltägliches Theoretisieren beobachtet und damit dem Vorschlag folgt, „die Wirkungen von Raumkommunikation zu beobachten und Raumkommunikation z.B. als eine Rhetorik der Relevanz- und Wirklichkeitsbeschaffung zu analysieren“ (HARD 2008:304).

Die unterschiedlichen Raumbegriffe transportieren ein je spezifisches Aussagensystem über diese angenommenen Raumwirkungen oder Raumbeziehungen, sind daher mit Bedeutung bzw. Sinn versehen und sollen im weiteren als Raumsemantiken bezeichnet werden. So definiert Redepenning Semantiken mit Verweis auf Luhmann folgendermaßen (siehe auch Kap. 2.1.3): „Semantiken sind demnach höherstufig generalisierter und vor allem relativ situationsunabhängig verfügbarer Sinn. Sie stellen als Begriffs- oder Themenvorrat einen besonders, sehr stabilen Typus der Formbildung im Medium der Sprache dar“ (REDEPENNING 2006:72).⁶² In Anlehnung an eine Unterscheidung von Wissensformen, die Peter Meusburger wiederum vorgenommen hat⁶³, kann man daher Raumsemantiken auch als sprachlich objektiviertes, kommunizierbares *Sachwissen* verstehen, dass erst auf Ebene des *Orientierungswissens* kontextualisiert und bewertet wird – und auf eben dieser Ebene sind Begriffe wie soziale Milieus, Ideologien oder der Zeitgeist anzusiedeln, die hier Grundlage der Untersuchung sein werden⁶⁴. Diese sind es, die den *praktischen Umgang* mit Sachwissen bzw. Raumsemantiken regulieren. Die bekannte Unterscheidung von explizitem und implizitem, *codified* und *tacit knowledge* (vgl. MEUSBURGER 2015:93) lässt sich analog betrachten, ebenso wie die Unterscheidung eines „immanenten“ sowie „Dokumentensinns“ bei Bohnsack⁶⁵. „Sinn“ und „Wissen“ werden daher in dieser Arbeit als synonyme Bezeichnung des gesellschaftlichen Mediums, das hier untersucht wird, verwendet, während „Semantiken“ / „Objektivierungen“ bzw. „Handlungsorientierungen“ / „Orientierungs-“ / „praktisches Wissen“ auf die jeweilige Ebene innerhalb dieses Mediums verweisen. Der Begriff der „Wissensbestände“, der sich auf beide Wissensformen bezieht, verweist wiederum auf gesellschaftlich vorhandene und empirisch rekonstruierbare Teilkomplexe von Wissen (so wie bspw. den auf „Familie“ bezogenen Wissenbestand).

Nachdem nun damit ein konzeptionell-theoretischer Rahmen für die Arbeit abgesteckt wurde, soll es im Folgenden um eine phänomenologische⁶⁶ Grundlegung gehen. Dabei stellt sich zum einen die Frage, was bereits an Befunden zum aktuellen Zeitgeist existiert und insbesondere, welche Raumsemantiken in diesem Kontext bereits thematisiert werden; zum anderen soll es im Speziellen um den

troffenen Aussagen sind, da die Materie als gesellschaftsexterner, (und daher auch für mich als gesellschaftlich verankerte Wissenschaftlerin) unerreichbarer Horizont betrachtet wird, und stattdessen nur die gesellschaftsinterne Kommunikation beobachtet werden kann (REDEPENNING 2006:33).

⁶²Wenn Schütz also über die räumliche Strukturierung der Lebenswelt spricht, greift er lediglich *eine* alltagsweltliche Raumsemantik auf, nämlich eine auf Materie bezogene fundierte, relationale (dies entspräche dann Weichharts R_4), mit der wir uns in der Welt orientieren. In Kapitel wird dies nochmal unter dem Stichwort der „Kopräsenz“ thematisiert (Kap. 4.2.3).

⁶³Er unterscheidet in Anlehnung an Mittelstraß Sachwissen (Fachwissen) sowie Orientierungswissen (Ideologie) (MEUSBURGER 2005:148 und ff).

⁶⁴Zur Stufenbauweise von Sinn in der systemtheoretischen Perspektive siehe auch REDEPENNING 2006:70.

⁶⁵Bohnsack fasst den Mannheimschen objektiven Sinn und Ausdruckssinn (vgl. Kap. 2.2.1.2) zum immanenten Sinn zusammen, und unterscheidet davon den Dokumentensinn; vgl. NOHL 2012:4. Bohnsack führt zudem noch einen weiteren Sinnbegriff ein, den intendierten Ausdruckssinn, dessen Unterschied zum Dokumentensinn einerseits in der kommunikativen Absicht und zum immanenten Sinn in der gestalterische Vermittlung bestehe, und zu unterschiedlichen Ausdrucksstilen führe (BOHNSACK 2010b:67). Da der Unterschied zum Mannheimschen „Ausdruckssinn“ nicht ganz klar ist, und auch Nohl (an dessen Methode zur Gesprächsanalyse ich mich orientiere) sich in der methodologischen Auseinandersetzung mit Bohnsacks Erörterungen zur dokumentarischen Methode an die obige Unterscheidung hält, werde ich diesen Aspekt nicht weiter betrachten.

⁶⁶Phänomenologisch“ in dem Sinne, dass es nun um empirische Befunde geht, die Ebene der Phänomene.

lebensweltlichen (oder thematischen) Kontext „Familie“ gehen, der bislang stets nur randlich erwähnt wurde.

Kapitel 3

Die Bedeutung von *Raum* in spätmodernen Selbstbeschreibungen der Gesellschaft

Während Autoren wie Benno Werlen, David Harvey oder Anthony Giddens davon ausgehen, dass sich im Sinne einer raumzeitlichen „Entankerung“ die Beziehung der Gesellschaft zum Raum (oder der materiellen Welt) verändert hat und diese Veränderung zu beschreiben suchen, wird die Auseinandersetzung mit modernisierungstheoretischen Befunden hier der Annahme folgen, dass es nicht die Beziehung Gesellschaft – Raum ist, die sich verändert hat, sondern v. a. das „Reden über Raum“. Vor dem Hintergrund der wissenssoziologischen Grundlegung der Arbeit geht damit die These einher, dass es die Wissenskonfigurationen (sowohl des Sach- wie auch Orientierungswissens) sind, die Modifikationen unterliegen. Ein *spatial turn* in den Sozialwissenschaften, der (nicht mehr ganz) neuerdings den (materiellen) Raum entdeckt, kann von dieser Warte aus dann selbst lediglich als veränderte „Selbstbeschreibungsformel der Gesellschaft“ (s. u. a. REDEPENNING 2008) und damit als Teil gesamtgesellschaftlicher sich in Bewegung befindlicher Sinnstrukturen bewertet werden. Aus diesem Grund werde ich auch der „Entankerungsthese“ nur in dem Sinne Beachtung schenken, als dass sie als eine ebensolche Selbstbeschreibungsformel betrachtet wird.

Ziel dieses Kapitels ist es nun, soziologische Befunde zu diesen Sinnstrukturen nachzuzeichnen und zuletzt ihren Zusammenhang zu Raumsemantiken zu skizzieren. Hierfür werden einige zentrale modernisierungstheoretische Denkfiguren erläutert und ihre im- und expliziten Raumverständnisse aufgezeigt.¹ Die Darstellung folgt dabei einer implizit chronologischen Reihenfolge in der Darstellung der Modelle verschiedener AutorInnen und schließt mit den vergleichsweise aktuellen Auseinandersetzung um Subjektivierung und Beschleunigung ab. Der auch in diesem Kontext bedeutende Aspekt der Familie wird hier nur gelegentlich erwähnt, da eine vertiefte Auseinandersetzung mit Familie im nächsten Kapitel 4 erfolgt.

¹An dieser Stelle sei darauf verwiesen, dass die vorliegende Arbeit aus der Perspektive Bruno Latours selbst einer *modernen* Gesellschaftskonzeption folgt, die das Materielle vom Gesellschaftlichen trennt (siehe die Ausführungen zur Drei-Welten-Lehre im vorhergehenden Kapitel; LATOUR 2008).

3.1 Zur Bedeutung der sozialen Differenzierung in der soziologischen Theoriebildung

Die Figur der sich ausdifferenzierenden Gesellschaft begleitet die soziologische Theoriebildung seit ihren Anfängen (vgl. OECHSLE und GEISSLER 2008:203f; DEGELE und DRIES 2005:46/70). Degele und Dries setzen den Beginn bei Herbert Spencer (1820–1903) an, der bereits mit den Begriffen System, Struktur und Funktion arbeitete und eine zunehmende gesellschaftliche Spezialisierung aufgrund einer höheren Bevölkerungsdichte konstatierte (DEGELE und DRIES 2005:47)². Während Spencer vertikale Differenzierungsprozesse im Sinne eines sozialen Organismus beschrieb, der sich vom Einfachen zum Komplexen durch zunehmende Arbeitsteilung entwickelt (DEGELE und DRIES 2005:47f), hatte Karl Marx stärker die horizontale Ausdifferenzierung (sprich, die zunehmend ungleiche Verteilung von Macht und Herrschaft) im Blick und begründete damit eine der ersten (und sicherlich einflussreichsten) Ungleichheitstheorien (DEGELE und DRIES 2005:47f).

Zuletzt führen Degele und Dries noch die Klassiker Emile Durkheim und Max Weber auf, die sich ebenfalls mit Differenzierung beschäftigten, wobei Weber sich noch stärker auf die Handlungslogiken (bspw. einer „Rationalisierung“, s. 3.3) konzentrierte (s. DEGELE und DRIES 2005:52f). Im Mittelpunkt stand bei Durkheim dagegen die Beobachtung einer zunehmenden Arbeitsteilung, die mit sich ausdifferenzierenden Rollen und stärkerer Abhängigkeit der Gesellschaftsmitglieder voneinander einhergeht (DEGELE und DRIES 2005:51f). Dabei dienen sog. „segmentäre“ Gesellschaften³ als Vergleichsfolie (DEGELE und DRIES 2005:52) und offenbaren ein evolutionäres Modernisierungsmodell (vgl. DEGELE und DRIES 2005:52), für das Modernisierungstheorien die stärkste Kritik erfahren haben (DEGELE und DRIES 2005:18).

Talcott Parsons und Niklas Luhmann als weitere Differenzierungstheoretiker stellten nun „von Strukturen auf Prozesse und Funktionen“ um (DEGELE und DRIES 2005:54). Während Parsons noch stark von Handlungen als Grundfunktion gesellschaftlicher Prozesse ausgeht (MIKL-HORKE 2001:212), setzt sich Luhmann hiervon ab und stellt die Kommunikation in den Mittelpunkt der Betrachtungen (vgl. DEGELE und DRIES 2005:58).

Nach dieser kurzen disziplinhistorischen Einführung zur gesellschaftlichen Differenzierung sollen nun im Folgenden zwei Aspekte etwas vertiefter dargestellt werden: die funktionale Ausbildung von Teilsystemen und die Frage der Kommunikation insbesondere bei Parsons und Luhmann, sowie die Ausdifferenzierung der Rollen, auf die auch Berger und Luckmann hinweisen.

3.1.1 Die Ausbildung von Teilsystemen und kommunikativer Anschlussfähigkeit

Grundlage aller modernisierungstheoretischer Ansätze ist die Annahme, dass sich die innergesellschaftliche Arbeitsteilung und Spezialisierung zunehmend ausdifferenziert. Es sind vor allem funktionalistische Ansätze wie die von Parsons und Luhmann, die die Gesellschaft dabei als Organismus vor Augen haben, deren Organe Teilaufgaben haben und voneinander abhängig sind. Auch schon Spencer konzipiert Gesellschaft in derlei Begriffen und ging von einer evolutionären Entwicklung aus, die sich linear in Richtung einer Heterogenisierung bewegt (MIKL-HORKE 2001:33; vgl. auch DEGELE und DRIES 2005:46f). Ähnlich argumentierte Durkheim, der aufgrund der zunehmenden Bevöl-

²Gertraude Mikl-Horke verweist darauf, dass sich aber bereits die griechische Staatslehre mit den sich ausdifferenzierenden Schichten beschäftigte (MIKL-HORKE 2001:5/10).

³Die bei Alfred Schütz als „archaische“ Gesellschaften bezeichnet werden – aber hierzu gleich noch mehr.

kerungsdichte von Konkurrenzzwängen ausging, die eine Differenzierung erforderlich mache, die sich aber stets in Richtung einer „organisch gegliederten Gesellschaftsordnung“ bewege (MIKL-HORKE 2001:71; s. auch DEGELE und DRIES 2005:51f).

Spätestens bei Parsons und Luhmann wendet sich der Fokus nun auf die Steuerungsprozesse dieser Gesellschaftsordnung, womit sie an die Kybernetik anschließen, der Begriffe wie Homöostasis, Autopoiesis und Interdependenzen entnommen sind (vgl. MIKL-HORKE 2001:219). Ausgangspunkt sind abgrenzbare, aber voneinander abhängige Teilsysteme, die in einem funktionalen Zusammenhang stehen (MIKL-HORKE 2001:219f). Aufgrund der Anpassungsfähigkeit und Tendenz zur Leistungssteigerung differenzieren sich die Teilsysteme weiter aus und führen – in evolutionärer Manier – bei Parsons zur „Verwissenschaftlichung und Technisierung gesellschaftlichen Handelns“ (DEGELE und DRIES 2005:57). Grundlage für Kritik an diesem Modell ist v. a. die Annahme Parsons, dass eine Zunahme der Differenzierung als lineare Entwicklung zu mehr Leistung führe (s. auch MIKL-HORKE 2001:229) – womit wesentliche Pathologien und Probleme übersehen werden würden (DEGELE und DRIES 2005:57f).

Parsons modelliert Gesellschaft als Handlungssystem, das aus institutionalisierten und internalisierten *Strukturen* sowie aus *Prozessen* zielgerichteten Handelns von Personen und Gruppen (MIKL-HORKE 2001:227) besteht. Verknüpft sind beide Aspekte durch *Funktionen*, die in Form von sprachlichen und nicht-sprachlichen Symbolen bzw. Kommunikation vonstatten gehen (MIKL-HORKE 2001:227). Hier knüpft Luhmann an, wenngleich er sich in vielen Aspekten von Parsons abgrenzt (u. a. von dessen Handlungstheorie, die hier nicht ausgeführt wurde; siehe hierzu MIKL-HORKE 2001:321; DEGELE und DRIES 2005:58f). Antreiber für Prozesse sind bei Luhmann gerade Pathologien und „Probleme“, die zu Steuerungsprozessen führen, die als „Problemlösungsintervention“ begriffen werden können (MIKL-HORKE 2001:322). Gesellschaft ist zudem bei ihm kein Handlungs-, sondern ein Sinnsystem, das *selbstreferentiell* erzeugt wird (MIKL-HORKE 2001:322). Dieses Sinnsystem funktioniert nun aufgrund der Fähigkeit zur Unterscheidung, die sich durch die selbstreferentielle Unterscheidung „selbst“ und „andere“ (oder „System“ und „Umwelt“) der Teilsysteme konstituiert (MIKL-HORKE 2001:324/327; REDEPENNING 2006:55). Sinn wird dabei als „Prozessieren von Differenz“ verstanden (MIKL-HORKE 2001:328). Zentrale Funktion der Gesellschaft ist Kommunikation über solche binären Codes (DEGELE und DRIES 2005:62).

Die Entwicklung der Gesellschaft verläuft nicht linear, dennoch ist die Gesellschaft, die Luhmann beschreibt, „Ergebnis der gesellschaftlichen Evolution. [...] Die Evolution der Gesellschaft erfolgt autopoietisch und ist nichts anderes als die Selbstbeschreibung der Gesellschaft in zeitlicher Hinsicht. Autopoiesis und Selbstbeschreibung der Gesellschaft erfolgen in der Sozialdimension durch Kommunikation, in der Zeitdimension als Evolution und in der Sachdimension durch die Differenzierung der Teilsysteme“ (MIKL-HORKE 2001:332). Die Gesellschaft kann sich als systemtheoretisches Modell auch nur aufgrund ihres derzeitigen Entwicklungsstandes beschreiben, in dem die *Leitdifferenz* eine funktionale ist (die Vorstufen seien segmentäre Differenzierungen, die Zentrum-Peripherie-Differenz und stratifikatorischer Differenzierung gewesen; MIKL-HORKE 2001:333; DEGELE und DRIES 2005:62). So verändert sich mit der Gesellschaft auch deren Semantik, die Luhmann versteht als „Vorrat an bereitgehaltenen Sinnverarbeitungsregeln wie Ideen, Weltanschauungen, Theorien, Meinungen etc., die die Gesellschaft für bestimmte Kommunikationsinhalte empfindlich machen und die Kommunika-

tion orientieren“ (MIKL-HORKE 2001:334; vgl. auch 2.3). Wenn sich Gesellschaft verändert, dann also insbesondere in Form der Begriffe, mit der sie sich selbst beschreibt.⁴

Funktionale Differenzierung selbst bedeutet dann „Komplexitätsgewinn durch Verzicht auf Multifunktionalität“ (MIKL-HORKE 2001:335), so dass sich Teilsysteme wie Wirtschaft, Recht oder Wissenschaft überhaupt ausbilden können (MIKL-HORKE 2001:335f). Diese operieren in unterschiedlichen Sinnmedien wie Geld, Normen oder Wahrheit (MIKL-HORKE 2001:335/337/339) und können daher nicht miteinander kommunizieren, bzw. müssen Übersetzungsarbeit leisten, die mehr schlecht als recht funktioniert, so dass kommunikative Anschlussfähigkeit nur bedingt gegeben ist (MIKL-HORKE 2001:340). Probleme eines Systems können in einem anderen System daher auch erst „abgearbeitet“ werden, wenn sie kommunizierbar geworden sind, was dann der Fall ist, wenn eine Systemresonanz auftritt, also das Teilsystem auf seine Umwelt reagiert hat und dadurch möglich wird, das andere System aufgrund struktureller Kopplungen in dessen Codes zu beobachten – so dass es zum Kommunikationsereignis werden kann (vgl. DEGELE und DRIES 2005:64, REDEPENNING 2006:54ff).

3.1.2 Die Individualebene: Zur Ausdifferenzierung der (institutionellen) Rollen

Auch Berger und Luckmann sowie Schütz bauen auf der Annahme auf, dass sich in „komplexen“ Gesellschaften die Wissensbestände immer weiter ausdifferenzieren, die nun immer weniger vom Individuum überblickt werden können. Damit befassen sie sich insbesondere mit der Mikro- und Mesoebene der Differenzierungsfigur (vgl. DEGELE und DRIES 2005:51), was bei Schütz folgendermaßen klingt: „Der gesellschaftliche Wissensvorrat, der dem einzelnen vermittelt wird, entlastet ihn von der Notwendigkeit, eine ganze Reihe wichtiger alltäglicher Vorgänge ‚eigenständig‘ zu lösen. Infolge dieser Entlastung hat der einzelne prinzipiell die Möglichkeit, sich ‚neuen‘ also noch nicht gelösten, vielleicht auch nicht einmal erfaßten Problemen zuzuwenden“ (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:401). „Die ‚Entlastung‘, von der soeben die Rede war, hat ihre institutionelle Basis in der Arbeitsteilung bzw. in der arbeitsteiligen Rollendifferenzierung“ (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:406). Und: „Je weiter diese – institutionell fundierte – Systematisierung fortschreitet, um so eindeutiger bilden verwandte Wissens-elemente einen abgegrenzten Wissensbereich, dessen innere Sinnstruktur gegenüber anderen Wissensbereichen eine gewisse Autonomie gewinnt. In der Folge entwickelt ein solcher Wissensbereich gewissermaßen eine eigene Logik und eine eigene Methodik, wie er ja durch die Erfordernisse der rollengebunden Wissensvermittlung eine eigene ‚Pädagogik‘ haben muß“ (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:406f). Dieses sich ausbildende Sonderwissen ist nun nicht mehr jedem zugänglich, im Gegensatz zu weniger komplexen Gesellschaften⁵, in denen man sich Spezialwissen noch vergleichsweise schnell aneignen könne (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:423; vgl. auch BERGER und LUCKMANN 1966:60). So lässt sich bei fortschreitender Modernisierung (die Schütz nicht so nennt), eine „Verschiebung in den Proportionen des Allgemeinwissens und des Sonderwissens im gesellschaftlichen Wissensvorrat“ (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:439) beobachten, die eine institutionell ausdifferenziertere (und langwierigere) Vermittlung des Wissens nötig machen (vgl. auch BERGER und LUCKMANN 1966:97f). Diese wiederum begünstigt die Rollendifferenzierung weiter (vgl. SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:441), oder setzt sie im Sinne von Berger und Luckmann sogar voraus, da sie davon sprechen, dass die

⁴Dies ist letztlich die Perspektive, die auch meiner Arbeit zugrunde liegt (s. Kap. 2.3), wiewohl die *Veränderung* der Semantiken (und damit die Modernisierung selbst) nicht das Objekt der Untersuchung darstellt.

⁵Schütz selbst spricht hier weniger von komplexen und nicht-komplexen Gesellschaften, sondern von der „komplexen Verteilung des Wissens“ (z. B. (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:423).

Rollen die institutionelle Ordnung repräsentieren (BERGER und LUCKMANN 1966:92).⁶ All dies führt zu einer „Anonymisierung vieler für den Bestand der Gesellschaft wesentlicher Sozialbeziehungen und eine hochentwickelte Vermittlungstechnologie“ (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:584) und zu einer zunehmenden Abhängigkeit von Experten (BERGER und LUCKMANN 1966:138ff), inklusive daraus entstehenden Machtgefällen (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:423).

Degele und Dries, die mit der Konstatierung widersprüchlicher Prozesse der Modernisierung stets auch die Gegentendenzen im Blick haben, stellen im Hinblick auf die Differenzierung und Arbeitsteilung fest, dass sich hier bspw. in Form von „ganzheitlichen“ medizinischen Therapieansätzen Entwicklungen zeigen, die sich bewusst von bisherigen Spezialisierungen abgrenzen und wieder versuchen, den „ganzen Menschen“ in den Blick zu bekommen. Diese Gleichzeitigkeit gegenläufiger Prozesse betrachten sie als „ambivaloxe Dialektik der Modernisierung“, da alle Modernisierungsdimensionen „stets ‚in Begleitung‘ auftreten“ und in ihrer Ambivalenz zu begreifen sind (DEGELE und DRIES 2005:23). Auch Hartmut Rosa geht davon aus, dass solche gegenläufigen Prozesse die Modernisierung als solche nicht widerlegen, sondern als Reaktion und Teil des Prozesses selbst zu verstehen sind (ROSA 2005:138ff). Solche empirisch beobachtbaren Gegentendenzen können selbst wiederum als Beleg dafür gelesen werden, dass die „Differenzierung der Gesellschaft“ nicht nur in wissenschaftlichen, sondern auch anderen Kontexten als zutreffende Beschreibung gesellschaftlicher Zustände thematisiert und problematisiert wird.

3.2 Individualisierung und Pluralisierung des Sozialen

Fast im gleichen Atemzug mit Differenzierung sind Individualisierung und Pluralisierung als Phänomene zu nennen, die bereits bei Georg Simmel, aber auch bei Ulrich Becks „Zweiten Moderne“ (die erst im nachfolgenden Kapitel detailliert erläutert wird) eine bedeutende Rolle spielen. Mit Individualisierung wird ein zunehmend stärkerer Modus der Vergesellschaftung beschrieben, der nicht mehr allein auf klassischen Zugehörigkeitsschemata wie „Stand und Klasse“⁷ beruht, sondern stattdessen vom Individuum aus einer Vielzahl an Angeboten – die sich aus der Differenzierung der Gesellschaft ergibt – „zusammengebastelt“⁸ werden muss.

3.2.1 Georg Simmels Kreise

Simmel betrachtete nach Degele und Dries die Individualisierung als Folge der Differenzierung der Gesellschaft (2005:78). „Was zuvor noch von allen gemeinsam bzw. von jedem einzelnen Gruppenmitglied erledigt worden war, wird nun an einige wenige delegiert, so dass andere Gruppenmitglieder sich anderen Aufgaben widmen können“ (DEGELE und DRIES 2005:78). Da sich die Aufgaben qualitativ zunehmend voneinander unterscheiden, unterscheiden sich zunehmend auch die lebensweltlichen Kontexte, in die die Individuen eingebunden sind (DEGELE und DRIES 2005:79f). Simmel arbeitete mit der Metapher der „sozialen Kreise“ (als Begriff für soziale Gruppen, die sich sowohl als

⁶Hier wird nochmal deutlich, dass Berger und Luckmann die „Rolle“ als Mediator zwischen zunehmenden arbeitsteiligen Makrostrukturen und gleichzeitig differenzierten Rollen sich modernisierender Gesellschaften betrachten (BERGER und LUCKMANN 1966:94).

⁷So der mit Fragezeichen versehene Titel eines vielzitierten Beckschen Aufsatzes von 1983 (s. zur Prominenz des Beitrages BERGER 2010:11).

⁸Die prägnante und wiederum vielzitierte Formulierung der „modernen Bastelbiographie“ (und in der Folge auch „Bastelidentität“), findet sich u. a. bei BECK und BECK-GERNSHEIM 1993.

Familienkontext wie auch als Arbeitskontext darstellen können), die eine immer stärkere Binnendifferenzierung vorweisen. „D. h. zugleich: Je größer die Binnendifferenzierung zweier unterschiedlicher sozialer Kreise K_1 und K_2 ist, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass in beiden ähnliche Elemente auftreten. Dadurch ergibt sich die Möglichkeit, jenseits der Grenzen der sozialen Kreise, in die man qua Geburt geraten ist, in Kontakt mit Anderen zu treten, die ähnliche Interessen teilen“ (DEGELE und DRIES 2005:80). Die in sich immer heterogeneren Kreise⁹ werden dadurch durchlässiger nach Außen, und das Individuum stellt sich dann als Schnittpunkt verschiedener sozialer Kreise dar (DEGELE und DRIES 2005:82).¹⁰ „Mehr noch: Je weiter zwei soziale Kreise voneinander entfernt liegen, desto individueller wird die an beiden teilhabende Person. Für Simmel ist die Anzahl der verschiedenen Kreise, denen in Mensch angehört, daher auch ein ‚Gradmesser der Kultur‘“ (DEGELE und DRIES 2005:83; s. auch MIKL-HORKE 2001:114). Daher gilt aber auch: „Je mehr homogene (funktional differenzierte) Kreise eine Gesellschaft umfasst, desto intensiver können Individuen ihre Freiheit entfalten“ (DEGELE und DRIES 2005:83), was aber auch negative Seiten habe, da das Individuum nun gezwungen ist, sich quasi selbst zu vergesellschaften und damit Verankerung herzustellen (vgl. DEGELE und DRIES 2005:83 sowie BRÖCKLING 2007:26f). Dass diese Entwicklung hin zu mehr Individualisierung daher ambivalent zu bewerten ist, machen die Ausführungen der meisten AutorInnen deutlich.

3.2.2 Ambivalenzen der Individualisierung

Während sich – wie bisher deutlich geworden sein sollte – beinahe alle soziologischen Theorietraditionen darüber einig sind, dass so etwas wie Differenzierung und damit einhergehend Individualisierung stattfindet (s. SCHROER 2009:275), herrscht weitaus weniger Einigkeit über die Frage, was sie für die Individuen bedeutet. So identifiziert Markus Schroer drei Perspektiven auf diesen Aspekt (2009:276):

- **Notwendigkeit:** Für funktionalistische TheorievertreterInnen scheint klar zu sein, dass Individualisierung eine notwendige Folge gesellschaftlichen Wandels ist, die prinzipiell nicht negativ oder positiv ist. Zwar bestehen „Gefahren einer zu weit getriebenen Individualisierung“, anders aber könne die Gesellschaft nicht mehr funktionieren (SCHROER 2009:276). Dahinter steckt vermutlich ebenfalls die Annahme, dass die Gesellschaft auf Pathologien über kurz oder lang mit neuen Strukturen reagiert.
- **Individualisierung als Stressfaktor:** Wie schon Formulierungen wie „Zwang, entscheiden zu müssen“ vermuten lassen, konstatieren andererseits viele AutorInnen Pathologien und dabei insbesondere, dass das Individuum unter Stress gerät, wenn es ständig unter einer Vielzahl an Optionen zu wählen hat (das betrifft nicht nur die Frage, mit wem man sich in der Freizeit umgeben möchte, sondern z. B. auch Konsum- oder berufliche Entscheidungen). So wie Alain Ehrenberg tatsächlich schon die große „Erschöpfung“ konstatiert (2004), findet sich auch in Formulierungen wie „Zumutung“ oder „Individualisierungskummer“ eine Sorge um das überforderte Individuum wieder (vgl. SCHROER 2009¹¹; DEGELE und DRIES 2005:91).

⁹Ein Prozess, der ganz wesentlich von der Gruppengröße abhängt, vgl. (MIKL-HORKE 2001:113).

¹⁰Hier „klingen deutlich die Konzeptionen der späteren Rollentheorie an“ (MIKL-HORKE 2001:114).

¹¹Hier widerspricht sich Markus Schroer, der einerseits die hier aufgeführten drei Perspektiven aufzeigt, dann aber wieder meint: „Individualisierung – darin ist man sich überraschend einig – ist vor allem eine Zumutung“ (SCHROER 2009:276) und damit selbst der zweiten Argumentationslinie folgt.

- **Ambivalente Individualisierungsfolgen:** Zuletzt findet sich noch die Perspektive, die sich bemüht, beides zugleich im Auge zu behalten: sowohl die Chancen wie auch die Risiken (vgl. SCHROER 2009:276). Die neuen Freiheiten, die die Individualisierung mit sich bringt, ist in dieser Perspektive durchaus auch als etwas Positives zu bezeichnen, und mit dem Typus des „Surfers“ oder Spielers (siehe 3.5.2) ist bereits eine Umgangsweise identifiziert, die dabei als Positivbeispiel dient. Und auch AutorInnen wie Berger verweisen darauf, dass Individualisierung auch als Integrationsmotor fungieren kann und nicht mit einem Verlust an Werthaltungen einhergehen muss (was vielen Negativdeutungen implizit zu sein scheint; BERGER 2004:107/111). So stehen auch bei Beck den Entankerungsmechanismen durchaus Wiederverankerungsprozesse gegenüber (vgl. BURKART 2006:4702). Wie aber Hitzler und Pfadenhauer andeuten, sind diese Vergemeinschaftungsformen nicht in demselben Maße stabil wie früher (HITZLER und PFADENHAUER 2004:121).

Ulrich Bröckling beschäftigt sich mit ebendiesen Ambivalenzen und untersucht diese (wie in der vorliegenden Arbeit) als gesellschaftliche „Selbstbeschreibungselmformel“: „Ohne die differenzierungstheoretische Perspektive zu übernehmen, knüpft die vorliegende Untersuchung an Luhmanns Rekonstruktion historischer Semantik insofern an, als sie den Blick auf die Begrifflichkeiten und Wissenskomplexe richtet, mit denen Individuen als Individuen typisiert und und durch die sie angehalten werden, ihrer Individualisierungspflicht nachzukommen“ (BRÖCKLING 2007:24). Empirisch wird sich auch in dieser Arbeit zeigen, dass die Pluralisierung und Individualisierung in der Alltagswelt „ein Thema ist“ (insbesondere 7.2.2), und gleichzeitig „plural“ bzw. milieuhabhängig verhandelt wird (s. 7.2.1).

3.2.3 Exkurs: Methodisch-praktische Probleme mit der Pluralisierung der Lebensformen

Mit dem Begriff der „Pluralisierung“ wird gemeinhin die sich auf Prozessen der Individualisierung gründende Vervielfältigung der Lebensformen bezeichnet, die sich nicht nur anhand gängiger sozioökonomischer Merkmale wie Haushaltszusammensetzung, Beruf oder politischer Präferenzen nachvollziehen lässt, sondern auch neue Merkmalsdimensionen wie Konsumpräferenzen in den Mittelpunkt der Diskussion rückt. Die Unübersichtlichkeit hat daher nicht nur für den Alltag der Individuen, sondern auch für die WissenschaftlerInnen zugenommen. Bismang gängige Kategorien der Ungleichheitsforschung wie Schichtzugehörigkeit oder Bildungsniveau verlieren zwar nicht vollständig an Erklärungskraft, aber ihre Monopolstellung als alleinig relevante Merkmale wird infrage gestellt (HELBRECHT und POHL 1995:224). Ulrich Beck steht diesen Kategorien sogar noch kritischer gegenüber, was sich in seiner Formulierung der „Zombie-Kategorien“ ausdrückt (BECK und WILLMS 2000:16). Das bedeutet gleichzeitig, dass die empirischen Sozialwissenschaften – insbesondere die quantitativ orientierten – Probleme bekommen, da sich nun verschärft die Frage nach der Operationalisierung stellt. „Neue Haushaltstypen“ (HELBRECHT und POHL 1995:224), Lebenslagen (vgl. HITZLER und PFADENHAUER 2004:118), wie aber auch die Sinus-Milieus (SINUS MARKT- UND SOZIALFORSCHUNG GMBH 2015) oder Schulzes soziale Milieus (SCHULZE 1992), die sich an Konsum- und ästhetischen Präferenzen orientieren, sind Versuche, die neue Unübersichtlichkeit übersichtlicher zu gestalten, was mehr schlecht als recht gelänge (VOIGT 1994:68f; vgl. auch OTTE 2004:42ff). Aber auch Intersektionalitäts-Ansätze sind hier zu verorten, die sich darum bemühen, der neuen Vielfalt durch das Verschneiden verschiedener Merkmale (zumeist Klasse/Schicht, ethnische Zugehörigkeit und Geschlecht, s. DEGELE und WINKER 2011, DEGELE 2010) gerecht zu werden und ob der Vielfalt nicht den Empirieverzicht zu proben (DEGELE

2010:177).¹² Welche Kriterien man auch immer heranzieht, für die vorliegende Arbeit werden diese pluralen Strukturen zu berücksichtigen sein, da es letztlich auch darum geht, die unterschiedlichen Umgangsweisen mit den (bzw. Kontextualisierungen der) Selbstbeschreibungsformeln (zu der die Pluralisierung selbst gehört) zu identifizieren. Daher lehne ich mich hier an Gerhard Schulze an, der seine Milieus als „Wissensgemeinschaften“ bezeichnet (SCHULZE 1992:267; sie hierzu auch Kap. 7.3.2), denen hier mit Hilfe der dokumentarischen Methode nachgegangen wird (vgl. dazu auch das methodologische Kap. 5).

3.3 Rationalisierungsprozesse in der Reflexiven Moderne

Eine der bedeutendsten Modernisierungsfiguren ist die der „Reflexiven Moderne“, die von AutorInnen wie Ulrich Beck, Elisabeth Beck-Gernsheim, Anthony Giddens, Scott Lash und vielen anderen vertreten wurde und wird. Diese Zeitdiagnose ist in besonderem Maße anschlussfähig an diese Arbeit, da das empirische Material letztlich u. a. eine Typologie hervorgebracht hat, deren Typen sehr genau den Handlungsmodi entsprechen, die Beck und seine KollegInnen der Ersten und Zweiten Moderne unterstellt haben (s. Kap. 7.2.1).

3.3.1 Rationalisierungslogiken

Bereits Max Weber beschreibt eine historische Hinwendung zum rationalen Denken, die er in der protestantischen Ethik begründet sieht, die eng mit der Entwicklung des Kapitalismus verknüpft ist. Diese verpflichtet die Menschen zur „sinnvollen“ Nutzung ihrer Zeit (vgl. ROSA 2005:94) und letztlich einer zweckrationalen Lebensführung (vgl. MIKL-HORKE 2001:122ff; DEGELE und DRIES 2005:102). Er unterscheidet demnach grundsätzlich vier Handlungstypen: den traditionellen, den affektiven, den wertrationalen sowie den zweckrationalen Handlungsmodus, wobei letzterer für Weber die Moderne dominiert (MIKL-HORKE 2001:129).¹³ „Weber begreift Rationalisierung als Mechanismus der Ausdifferenzierung von Wertesphären. Entsprechend bedeutet Modernisierung eine zunehmende Zweckrationalität sozialer Handlungsorientierungen. Gesellschaftlicher Fortschritt fällt mit fortschreitender Rationalisierung zusammen“ (DEGELE und DRIES 2005:98f). In diesem Zusammenhang sieht Weber denn auch drei weitere Aspekte der Rationalisierung, die zunehmend an Bedeutung gewinnen (DEGELE und DRIES 2005:103f): die wissenschaftliche „abstrahierend-logische Reflexion“ (DEGELE und DRIES 2005:103¹⁴), die Bürokratisierung (MIKL-HORKE 2001:127f) sowie eine „Kultivierung der Wertrationalität“ (DEGELE und DRIES 2005:104).

3.3.2 Die Radikalisierung der Reflexivität in der Zweiten Moderne

Eine grundlegende Unterscheidung betrifft bei Ulrich Beck und seinen MitstreiterInnen die zwischen einer Ersten sowie einer Zweiten Moderne, wobei letztere auch Reflexive Moderne genannt wird.

¹²Der Suche nach *neuen* Kategorien widmet sich auch Arnd-Michael Nohl, der im Rahmen der dokumentarischen Methode 2013 einen Ansatz zu einer *relationalen Typenbildung* ausformuliert, deren Ziel es ist, auf neue sozialstrukturelle Merkmale empirisch fundiert aufmerksam zu werden (NOHL 2013:55/60).

¹³Ähnlich unterscheidet im Übrigen Werlen zweckrationale, normorientierte und verständigungsorientierte Handlungskontexte, die jeweils eigene Raumkonstitutionen hervorbringen (s. u. a. WERLEN 2000:328f). Allerdings sieht er sie in dieser Darstellung nicht in einer Entwicklungsfolge, sondern als epochenunabhängige Handlungsmodi.

¹⁴Diese löste die mythische Erklärung der Vormoderne ab (DEGELE und DRIES 2005:104) und ist nach Horkheimer und Adorno in der Aufklärung begründet (z. B. HORKHEIMER und ADORNO 2011/1969:35f).

Zentral dabei ist, dass es sich keinesfalls um ein Ende der Moderne und ihre grundlegenden Mechanismen handelt (was die „Postmodernen“ dieser Entwicklung unterstellen würden), sondern um einen Wandel, der sich aus der (Ersten) Moderne selbst ergibt (BECK ET AL. 2001:17; DÖRRE 2002:55; SCHROER 2009:492).

Während sich die Erste Moderne durch die Rationalisierung von zunehmend mehr Lebensbereichen auszeichnet, wird in der Zweiten Moderne offenbar, dass aufgrund immer stärker sichtbarer unbeabsichtigter Nebenfolgen¹⁵ rationales Handeln seine Legitimität verliert – nicht mehr die Zweckrationalität, sondern die Nebenfolgen treiben sozialen Wandel an (s. DÖRRE 2002:57). So konstatieren Beck et al.: „Die Idee der Kontrollierbarkeit ebenso wie die Gewißheit und der Sicherheit, die für den Entwurf der Ersten Moderne und ihre Institutionen so zentral sind, brechen zusammen“ (2001:13, vgl. auch 19). So bedeutet dann auch „Reflexive Moderne“ eben nicht eine Zunahme der Reflexivität (vgl. DÖRRE 2002:57) – diese kennzeichnet die Moderne insgesamt –, sondern ein Bewußtwerden der Tatsache, dass eine Entscheidung, die aus *einer* institutionellen Logik heraus als rational erscheint, Nebenfolgen in anderen gesellschaftlichen Teilbereichen haben, die nicht bedacht wurden. So wird am Beispiel der ökologischen Folgen industriell-technischer Weiterentwicklung deutlich, dass dieser „im gesellschaftlichen Maßstab legitimations- und begründungspflichtig“ wird (DÖRRE 2002:60). Auf einer gesamtgesellschaftlichen Maßstabsebene nimmt die Reflexivität dann zu, „[d]ie westliche Moderne wird sich selbst zum Thema und zum Problem“ (BECK ET AL. 2001:11) – daher dann auch die Rede von dem *Meta-Wandel*, mit dem man es zu tun habe (BECK ET AL. 2001:31). „All das bedeutet auch, dass Modernisierung als bloße Fortsetzung funktionaler Differenzierung nicht mehr denkbar ist“ (DÖRRE 2002:60). Stattdessen wird immer deutlicher, dass es stets nur um Aushandlungsprozesse und letztlich eben um das Entscheiden an sich geht, das keiner fixen Rationalität mehr folgt, sondern nur mehr vor dem Hintergrund ganz vieler, pluraler und mitunter inkompatibler Logiken betrachtet werden kann und muss. Die neue Strukturlogik entspricht daher nun einem „Sowohl-als-Auch“, statt dem erstmodernen „Entweder-Oder“ (BECK ET AL. 2004:32), und bedeutet, dass sich die bisherigen Logiken nicht auflösen, aber nun in Konkurrenz zueinander treten. Entsprechend konstatieren Beck et al. der Zweiten Moderne auch eine „*Konstellation der kategorialen Dissonanz* zwischen sozialen Handlungsperspektiven, wissenschaftlichen Beobachterperspektiven und Öffentlichkeitsperspektiven“ (BECK ET AL. 2004:57, Hervorhebung im Original). Dem entspricht dann im Hinblick auf gesellschaftliche Entscheidungen der *Kompromiß* statt einer Suche nach den besten Gründen (BECK ET AL. 2004:35).¹⁶ Mit diesem Denken rücken Beck und seine KollegInnen dann doch wieder in die Nähe postmoderner TheoretikerInnen, von denen sie sich abzugrenzen versuchen. Was sie von diesen allerdings nach wie vor unterscheidet, ist die Vernachlässigung kultureller Aspekte und ein starker Fokus auf *institutionelle* Prozesse und Logiken (SCHROER 2009:496).

3.3.3 Die Auflösung bisheriger Binaritäten und Entgrenzungsprozesse

Prozesse wie Individualisierung, Rationalisierung sowie funktionale Differenzierung entsprechen somit der Ersten Moderne (vgl. BECK ET AL. 2001:20f), die im Zuge der Zweiten Moderne selbst modernisiert wird (BECK ET AL. 2001:11). Demnach war die Moderne stets nur halbmodern, in dem Sinne,

¹⁵Mit ebendiesen unbeabsichtigten Nebenfolgen setzt sich auch Anthony Giddens auseinander (insb. GIDDENS 1984:8-12).

¹⁶Dies gilt im Übrigen auch für die wissenschaftlichen Positionen, die nun selbst alle in Konkurrenz zueinander treten (BECK ET AL. 2004:57). Daher geht es für die Autoren auch nicht mehr darum, Anomalien empirisch aufzudecken, sondern diese als Erscheinungsformen des Neuen zu interpretieren (BECK ET AL. 2004:60).

als sie „erst zum Teil umgesetzt hat, was in ihr als Programm angelegt ist“ (SCHROER 2009:493) und ihre Prinzipien stets nur teilweise gegolten haben (BECK ET AL. 2001:34). Dies entspricht auch Bruno Latours lapidarer Feststellung „Wir sind nie modern gewesen“, wie der Titel seines Buches von 2008 lautet und in dem er beschreibt, wie der moderne Versuch, alles in die „Entweder-Oder“-Logik zu pressen mehr blinde Flecken produziert als beleuchtet habe und damit der selbstgesetzte Anspruch, rational im besten Sinne zu Handeln, ad absurdum geführt wurde und unkontrollierbare Hybride hervorgebracht habe (u. a. LATOUR 2008:18ff).¹⁷ Latour arbeitet sich insbesondere an der kategorialen Trennung von Natur und Kultur ab, bezieht sich aber auch auf die Dualität „Sie – Wir“ (LATOUR 2008:136). Auch in der Zweiten Moderne müssen Grenzen gezogen werden, bei denen es aber es stets nur um *kontextuelle* Grenzziehungen gehen kann (BECK ET AL. 2001:39) und letztlich um *Grenzpolitik*: „[J]e mehr Entgrenzung, desto mehr Entscheidungszwänge, desto mehr provisorisch-moralische Grenzkonstruktionen, das heißt Grenzpolitik“ (BECK ET AL. 2004:15, im Original hervorgehoben).

Institutionell betrachtet zeichnet sich die Zweite Moderne auch dadurch aus, dass die Vielfalt als solche anerkannt wird und pluralisierte Lebensformen nun zwar nicht grundsätzlich neu sind, diese aber nicht mehr marginalisiert werden (ein Kennzeichen der Ersten Moderne, s. BECK ET AL. 2004:28). Stattdessen findet eine institutionelle Anerkennung statt, die die „Abweichler“ zwar nicht völlig aus Rechtfertigungszwängen befreit, aber zumindest nicht mehr als krankhafte Anomalie erscheinen lässt – und wie im Falle der Familie neue Lebensgemeinschaften zumindest rechtlich als „funktionale Äquivalente“ (BECK ET AL. 2004:36) nicht mehr verfolgt, sondern stattdessen ermöglicht werden.

Während sich der Begriff der Entgrenzung in der Theorie der Reflexiven Moderne (abgesehen von Latour) tendenziell eher auf institutionelle Grenzen bezieht (vgl. BECK ET AL. 2001:58; BECK ET AL. 2004:15ff¹⁸), geht es im Folgenden um die Folgen der Individualisierung und Entgrenzung auf einer Mikroebene. Denn: „An die Stelle der Stände, Schichten und Klassen treten ‚individualisierte Existenzformen und Existenzlagen, die die Menschen dazu zwingen, sich selbst – um des eigenen materiellen Überlebens willen zum Zentrum ihrer eigenen Lebensplanung und Lebensführung zu machen‘“ (SCHROER 2009:501, Zitat darin bezieht sich auf Beck 1986), die Individualisierung wird in der alltäglichen Lebenswelt relevant.

3.4 Die Entgrenzung von Arbeit:

Zur Subjektivierung, Aktivierung und Flexibilisierung

Die Diskussion, die sich entlang der Begriffe „Subjektivierung“, „Aktivierung“ und „Flexibilisierung“ entfaltet, steht in engem Zusammenhang (wenn auch nicht ausschließlich) mit einer beobachteten Entgrenzung von Arbeit und (Privat-)Leben (s. insbesondere HOCHSCHILD 1997, VOSS 1998, GOTTSCHALL und VOSS 2005)¹⁹, die sich an Phänomenen wie Arbeit zu Hause, die bisher auch physisch-räumlich

¹⁷Folgerichtig wird Latour mitunter ebenfalls den AutorInnen der „Reflexiven Moderne“ zugerechnet (s. DÖRRE 2002:55).

¹⁸Wobei sie durchaus Ausblicke auf die Bedeutung dieser Prozesse für das Individuum liefern, wie z. B. die Auseinandersetzung um die Pluralisierung der Lebensformen belegt, die z. B. Beck mit Beck-Gernsheim weiter ausgearbeitet hat (s. hierzu nächstes Kapitel). Aber auch der Verweis auf die subjektive Umgangsstrategien des „Surfens“ (gekonnter Umgang mit Unsicherheit) und „Driftens“ (sich ergeben) angesichts erodierender Orientierungspole (in Anlehnung an Sennett; BECK ET AL. 2001:43) lässt sich in diesem Sinne interpretieren (s. Kap. 3.5.2).

¹⁹„Entgrenzung“ scheint vor dem Hintergrund der Beckschen Zeitdiagnose zu einem der soziologischen Topoi schlechthin avanciert zu sein, was nicht zuletzt auf die Anwendungsbreite zurückzuführen ist. Denn in dem Maße, wie sich bislang gültige soziale Grenzen auflösen, entgrenzt sich eben auch alles, von Geschlechtsidentitäten bis zu den Milieus (GOTTSCHALL und VOSS 2005:11f; VOSS 1998:474f).

manifeste Grenzen zwischen Arbeit und Privatleben auflöst, festmacht. In einem umfassenderen Verständnis handelt es sich dagegen um den staatlich-ökonomischen Zugriff auf den „gesamten Menschen“, der das Verhältnis des Individuums zur Arbeit verschiebt (vgl. BRÖCKLING 2007).

3.4.1 Flexibilisierung von Arbeit

Die Diskussion um die Flexibilisierung bezieht sich zunächst noch stärker als die Konzepte der Subjektivierung und Aktivierung auf die Erwerbsarbeit selbst und beschreibt u. a. den Prozess der Auflösung stabiler Erwerbsverhältnisse sowie von planbaren Karriereverläufen. Wie in Kapitel 3.5 zur modernisierungstheoretischen Beschleunigungsmetapher noch gezeigt wird, geht es im Kern um die Veränderung der kapitalistischen Produktionsweise, die sich insbesondere in einer verstärkt projektförmig organisierten Arbeit niederschlägt, mit der kurzfristig auf veränderte Marktstrukturen reagiert werden soll. Dies hat Folgen für betriebliche Zusammenhänge und damit letztlich für den Alltag der Arbeitnehmer; aber Folgen sind auch zu finden, wenn es um die individuellen Möglichkeiten zur Lebenslaufgestaltung geht.

3.4.1.1 Flexible Alltagsgestaltung

Alltagspraktisch schlägt sich demnach die „Dynamisierung“ der Arbeit in flexiblen Arbeitszeitarrangements oder Möglichkeiten des Home-Office nieder und entspricht damit einer „zeitlichen“ und „räumlichen Flexibilisierung“ (GOTTSCHALL und VOSS 2005:17, THIEL 2008). Auch wenn die endgültige Auflösung fester Arbeitsorte in Büros bislang weitgehend ausgeblieben ist, lässt sich doch zumindest eine Pluralisierung der Arrangements feststellen und die Alltagschoreographie erscheint für die in flexiblen Arrangements Tätigen zunehmend als Herausforderung. Es werden neue – reflexive – Grenzziehungen erforderlich, und das Gelingen solcher Arbeitsarrangements letztlich individualisiert (GOTTSCHALL und VOSS 2005:19). Durch Maßnahmen wie Vertrauensarbeitszeiten entstehen neue und plurale Lebensrhythmen, in denen Arbeit und Freizeit nicht mehr klar voneinander getrennt werden können und nur mehr situativ begrenzt werden (s. GOTTSCHALL und VOSS 2005:19f). Sennett sieht einen Grund auch in der zunehmenden Beschäftigung von Frauen, die im Sinne einer „doppelten Vergesellschaftung“ (BECKER-SCHMIDT 2008) nach wie vor für die Haushalte und die Kinderbetreuung zuständig sind, daher waren zur Erschließung des weiblichen Arbeitskräftepools flexible Arrangements vonnöten, die inzwischen aber auch auf die Männer übergreifen würden (SENNETT 1998:57f).

Zum Thema Flexibilisierung und Alltag sind mit der Hinwendung zu alltagswissenschaftlichen Ansätzen (u. a. dem der alltäglichen Lebensführung, s. PROJEKTGRUPPE 1995) eine Reihe an Arbeiten entstanden, die sich mit diesen neuen Formen der Grenzziehung beschäftigen (so im Kontext von Familie z. B. HOCHSCHILD 1997 oder JURCZYK ET AL. 2009; aus einer geographischen Perspektive wurde bspw. der Bedeutung des Quartiers und der Alltagsmobilität im flexiblen Alltag nachgegangen (POHL 2009). Da einige dieser Aspekte im nächsten Kapitel unter dem Stichwort der Beschleunigung recht ausführlich erörtert werden, soll die *alltägliche Flexibilisierung* und der Umgang mit ihr hier nicht weiter erörtert werden (s. 3.5). Vermerkt werden soll lediglich, dass der Spannungskontext Familie–Arbeit für die Diskussion von Flexibilisierung konstitutiv ist, eine Diskussion, die sich auch in Alltagsgesprächen wiederfindet (z. B. 7.1.2.1).

3.4.1.2 Betriebliche Flexibilisierung und fragmentierte Lebensläufe

Als Hintergrund der Flexibilisierung betrachten viele AutorInnen den Übergang zu einem postfordistischem Produktionsregime, das sich nach Schmidt auszeichnet durch: Flexibilisierung der Arbeitsorganisation; flexible Spezialisierung²⁰; Entbürokratisierung; größere Bedeutung des Dienstleistungssektors; Erosion der staatlichen Wohlfahrtssysteme; sowie eine „Individualisierung aller Bereiche der Lebensorganisation“ (SCHMIDT 2010:137). Ähnlich stellt Richard Sennett fest: „The system of power which lurks in modern forms of flexibility consists of three elements: discontinuous reinvention of institutions; flexible specialization of production; and concentration without centralization of power“ (SENNETT 1998:47).

Staatlich unterstützte betriebliche Deregulierungen und Auflösung bisheriger Kollektivregulierungen sind daher als ein Ausdruck einer zunehmenden Flexibilisierung zu verstehen (GOTTSCHALL und VOSS 2005:16f), und so werden Kompetenzen in Unternehmen nicht mehr dauerhaft vorgehalten, sondern „outgesourct“ und nach Bedarf eingekauft. Die Folge sind zum einen zunehmend befristete Arbeitsverhältnisse (u. a. SENNETT 1998:22; HOHENDANNER 2014²¹), aber auch betriebliche Umbaumaßnahmen²² mit der Folge betriebsbedingter Kündigungen, so dass selbst bei unbefristeten Verträgen der eigene Arbeitsplatz nie sicher zu sein scheint. Ebenso wie die nur mehr für einen begrenzten Zeitraum zusammengesetzten Projektteams (vgl. SENNETT 1998:110²³) hat dies zur Folge, dass keine langfristige Bindung und Zugehörigkeitsgefühle mehr in der Arbeit ausgebildet werden (SENNETT 1998:116f). Aber auch auf einer individuellen Ebene bedeutet dies, dass der eigene berufliche Lebenslauf als nicht mehr planbar erlebt wird und die Normalbiographie zunehmend als Ausnahme erscheint (KOHLI 1994, BONSS ET AL. 2004). So wird die Lebenslaufgestaltung²⁴ zum Risikounternehmen (s. GOTTSCHALL und VOSS 2005:15, HARDERING 2011), und vor dem Hintergrund von Jugendwahn (SENNETT 1998:94) und der immer schnelleren Entwertung von Wissen²⁵ wird Weiterbildung zum Gebot der ersten Stunde (vgl. GOTTSCHALL und VOSS 2005:17; TUSCHLING 2004; SENNETT 1998:22; hier setzen dann bereits die Begriffe der Aktivierung und Subjektivierung an, die im nächsten Kapitel thematisiert werden). Der Arbeitnehmer/die Arbeitnehmerin muss also selbst flexibel werden, um in einem solchen Produktionsregime mithalten zu können. Und auch wenn es Unsicherheiten bereits in der Moderne und Vormoderne gab: der wesentliche Unterschied besteht nun darin, dass sie nicht mehr alleine an Kriege oder Naturkatastrophen gebunden, sondern zum Dauerzustand avanciert sind (SENNETT 1998:31).

Nicht zuletzt geht der Begriff der Flexibilisierung mit dem der Mobilität Hand in Hand, wie Voß 2010 feststellt und gar von einem „Mobilitätshype“ spricht, aber und zunächst ein „allgemeines In-

²⁰Hierunter wird verstanden: die „Produktion in kleineren Serien und starke Produktdifferenzierung“ (Schmidt 2010:137). Oder anders formuliert: „to get more varied products ever more quickly to market“ (SENNETT 1998:51).

²¹Hier handelt es sich um eine IAB-Stellungnahme vor dem Bundestag zur Abschaffung der sachgrundlosen Befristung, in der eine Zunahme der befristeten Arbeitsverträge von 2001 bis 2011 konstatiert wird, die sich aber auf diesem Niveau zu stabilisieren scheint.

²²Diese Umstrukturierungen haben – geht es nach Sennett – zunehmend den Status eines Selbstzwecks erreicht, s. 1998:51.

²³Hier wird auch die allgemeine Tendenz zum „Teamwork als Fiktion“ (SENNETT 1998:111ff) und zu flachen Hierarchien thematisiert: der Unterschied zwischen Chefs und ArbeitnehmerInnen verschwindet (SENNETT 1998:111) – zumindest kommunikativ –, und das in dem selben Maße, in dem auch die Arbeitgeber die Grenzen durch halbprivate Aktivitäten verwischen (GOTTSCHALL und VOSS 2005:20, auch mit Verweis auf HOCHSCHILD 1997). Das habe zum einen den Zugriff der Sphäre der Arbeit auf den ganzen Menschen zur Folge, aber auch, dass Verantwortung verschleiert werde (SENNETT 1998:114).

²⁴Zur Formulierung „Gestaltung“ siehe die nächsten beiden Abschnitte.

²⁵Was auch mit der Technisierung von Arbeit zu tun hat (vgl. auch SENNETT 1998:52), die ihrerseits durch die technologische Beschleunigung die Entwertung von Wissen vorantreibt, s. Kap. 3.5.1.

Bewegung-Setzen des modernen Menschen“ beschreibt (Voss 2010a:107, im Original hervorgehoben). Im Zuge des „New Mobility Paradigm“ in den Kultur- und Sozialwissenschaften (SHELLER und URRY 2006) geraten dabei aber auch „raumzeitliche“ Mobilitätspraktiken in den Blick.²⁶ Empirisch schlägt sich die Beobachtung zunehmender Mobilität dabei in steigenden Pendlerzahlen und zunehmenden alltäglichen erwerbsbezogenen Wegezeiten nieder (vgl. u. a. KRAMER 2005:205, STATISTISCHES BUNDESAMT 2015:127). Aber auch die Umzugsmobilität scheint in Bewegung zu geraten: In Zeiten einer zunehmenden Urbanisierung, die u. a. auf eine Konzentration von Arbeitsplätzen verweist, wird deutlich, dass ArbeitnehmerInnen der Arbeit folgen, mit allen Folgen für die Aufrechterhaltung von sozialen Beziehungen. Darauf reagiert auch der Staat mit verschärften Zumutbarkeitsregelungen für Arbeitslose in strukturschwachen Regionen, so dass regional unterschiedlich bis zu zweieinhalb Stunden tägliche Pendelzeit als zumutbar betrachtet werden, ebenso wie Umzüge selbst (LUDWIG-MAYERHOFER ET AL. 2009:20). Und letztlich mündet das in einer sozialen Mobilitätserwartung (KESSELRING 2012), wenn nicht sogar in einem Mobilitätsimperativ, wie z. B. Lantermann verdeutlicht: „Denn wer nicht geht, geht freiwillig nicht. Ähnlich wie eine übertriebene Leistungsideologie die Schuld für Arbeitslosigkeit bei Arbeitslosen selbst verortet, so bereitet die Ideologie einer stets möglichen Mobilität eine Individualisierung von ‚örtlichen Unglück‘ vor“ (LANTERMANN 2012:118). Aber hiermit ist bereits die Brücke zum nächsten Kapitel geschlagen: „Sie [Flexibilität, Anmerkung GM] erscheint gleichermaßen unausweichlich wie unwiderstehlich, da sie nur auf sich selbst verweist: Die Probleme, die sie schafft, lassen sich nur mit erweiterter und radikalierter Flexibilisierung lösen. In dieser Hinsicht ist Flexibilität Versprechen und Drohung zugleich“ (LEMKE 2004:85).

Es bleibt festzuhalten, dass bei der Diskussion um Flexibilisierung die Arbeit als das zentrale gesellschaftliche Integrationsmoment angenommen und das Übergreifen von arbeitsbezogenen Prinzipien auf andere Lebensbereiche beobachtet wird. Der Begriff der Arbeit selbst wird dabei durchaus ambivalent diskutiert (wenn z. B. nicht-erwerbsförmiges Arbeiten, wie Care- bzw. Fürsorgearbeit stärkere Berücksichtigung findet; u. a. Voss 2010b:49). Grund für die Fokussierung kann man letztlich in der Theorieentwicklung sehen: „In der ‚Arbeitsteilung‘ sahen (in unterschiedlicher Weise) alle Klassiker einen machtvollen gesellschaftlichen Operator“ (GOTTSCHALL und VOSS 2005:13), und „[k]aum einer der traditionellen Theoretiker der Soziologie hat jedoch (zumindest nicht explizit) an die Möglichkeit der *Umkehrung* von Arbeitsteilung, Differenzierung, Trennung, Spezialisierung, Strukturierung gedacht – also an systematische Prozesse der *Ent-Grenzung*“ (GOTTSCHALL und VOSS 2005:14). Damit einher gehen Prozesse der Grenzziehung, die nun zwischen weiterhin binären Codes wie flexibel-unflexibel, aktiv-passiv, mobil-immobil usf. zu ziehen sind (vgl. 3.1.1).

3.4.2 Aktivierung und Subjektivierung – Die Isolierung des Subjekts

Also: „Wird gesellschaftlich entstrukturiert, entdifferenziert, entgrenzt, dann wird es zur unvermeidlichen *Aufgabe der jeweils Betroffenen*, neue Handlungsparameter zu finden und zu stabilisieren“ (GOTTSCHALL und VOSS 2005:15, Hervorhebung im Original). Diese Aufgabe der Grenzziehung, die sich aus funktionalen Prozessen ergibt (s. o.), wird unterstützt von zwei weiteren Phänomenen, die modernisierungstheoretisch diskutiert werden: der Aktivierung und Subjektivierung, die nun endgültig das Subjekt in den Mittelpunkt von *wirklich allem* stellen, bis es in negativer Lesart schließ-

²⁶Dabei beschränkt sich das „New Mobility Paradigm“ nicht auf die Untersuchung der Bewegung von Menschen, sondern betrachtet auch die Mobilität von Informationen und Bildern (SHELLER und URRY 2006:212) oder Gütern (vgl. SCHEINER ET AL. 2013).

lich unter diesen „Zumutungen“ zusammenbricht, erschöpft (EHRENBERG 2004) und erstarrt (ROSA 2005, s. nächsten Abschnitt²⁷). Die Aktivierungsformel umfasst damit Phänomene, die Hermann Kocyba folgendermaßen beschreibt: „Die normative Auszeichnung der *vita activa* gegenüber der *vita contemplativa* (Hanna Arendt), welche die Moderne charakterisiert, erscheint uns heute in hohem Maße selbstverständlich. Wir können kaum nachvollziehen, dass letztere Lebensweise lange Zeit als höhere Form des Weltverhältnisses galt“ (KOCYBA 2004:17). Das protestantische Arbeitsethos hat im Zuge der gesellschaftlichen Modernisierung die Oberhand gewonnen und das arbeitsame Leben erscheint als das einzig richtige, Zeitverschwendung gilt als die größte Sünde (ROSA 2005:93²⁸). Gleichzeitig scheint sich die letzten Jahre – wie in „postmodernen“ Diskussionszusammenhängen thematisiert wird – eine Erlebnisgesellschaft herauszubilden (SCHULZE 1992), die größten Wert auf Aktivität, eben auf Erlebnisse und im weitesten Sinne Selbstverwirklichung legt und das eben gerade auch in der Freizeitphase. Diesen Befund teilt Gerhard Schulze mit Daniel Bell, der in der Spannung zwischen protestantischem Arbeitsethos und Selbstverwirklichungsdrang einen zentralen Widerspruch im Kapitalismus ausmacht (nach LESSENICH 2011).

Wiederum im Kontext von Arbeit scheint sich dabei im Zuge der „Krise des Wohlfahrtsstaates“ eine neue Dynamik abzuzeichnen, die in der Literatur insbesondere unter Hinweis auf die Hartz IV-Gesetzgebung diskutiert wird, die nun den ArbeitnehmerInnen grundsätzlich Passivität unterstellt und sich daher auf deren Aktivierung konzentriert – das Stichwort hier ist der „aktivierende Staat“ (KOCYBA 2004:20; vgl. auch LUDWIG-MAYERHOFER ET AL. 2009:17ff, LESSENICH 2009:152ff), der nun „Hilfe zur Selbsthilfe“ [offeriert], die somit an Eigenleistung geknüpft ist“ (KOCYBA 2004:20). Die „Ich-AG“ ist in diesem Kontext als Symptom einer Rationalität bekannt geworden, die – ganz im Sinne der Reflexiven Moderne – eine Ökonomisierung der Lebensführung proklamiert (HARDERING 2011; BRÖCKLING 2007:47ff)²⁹. So werden die findigen, flexiblen, mutigen Qualitäten des Unternehmers (u. a. BRÖCKLING 2007:108ff) in Anschlag gebracht, um so auf Vertragsbasis (BRÖCKLING 2007:127ff) das Verhältnis von Staat und dessen Mitgliedern neu zu organisieren. Ganz im Sinne einer marktliberalen Logik wird dabei ein Menschenbild zugrunde gelegt, das stets die Möglichkeit zum rationalen Handeln unterstellt³⁰ – und fordert. Allerdings wird es als subtiler Zwang ausgeübt: „die Fabrikation des unternehmerischen Selbst operiert mit Erfolgsversprechen und Absturzdrohungen“ (BRÖCKLING 2007:12). Dabei bezieht sich das Erfolgsversprechen auf gelingende Selbstverwirklichung und das Versprechen nach Autonomie (man hat schließlich sein Glück selbst in der Hand). So wird der ursprüngliche Widerspruch „Selbstverwirklichung vs. protestantisches Arbeitsethos“³¹ aufgehoben. Denn: „Zu einer hegemonialen Gestalt konnte das unternehmerische Selbst [...] vielmehr nur werden, weil sie an ein kollektives Begehren nach Autonomie, Selbstverwirklichung und nichtentfremdeter Arbeit angeschlossen“ (BRÖCKLING 2007:58). Es gilt nun, die Arbeit zu finden, die einen „erfüllt“ und die einem liegt – mit der man sich „identifizieren“ kann. Die entsprechende Umgestaltung des Arbeitsumfeldes von Sei-

²⁷ Auch Ulrich Bröckling hält diese negativen Seiten fest: „die Unabschließbarkeit der Optimierungszwänge, die unerbittliche Auslese des Wettbewerbs, die nicht zu bannende Angst vor dem Scheitern“ (BRÖCKLING 2007:17).

²⁸ Diesen Befund entnimmt Rosa Max Weber, der sich in seiner Arbeit mit eben genau der Bedeutung des Protestantismus für die Entwicklung des Kapitalismus beschäftigt hat. Siehe auch nächstes Kapitel zur Beschleunigung.

²⁹ Dies provoziert aber auch die Sennettsche Drift: einerseits soll man selbstverantwortlich handeln, andererseits hat man keinen Einfluss darauf, man driftet (SENNETT 1998:29f) – denn die Arbeitsmarktstrukturen kann man nun einmal nicht „eigenverantwortlich“ ändern. Siehe hierzu auch das nächste Kapitel zur Beschleunigung.

³⁰ Bröckling hält hierzu fest: „Das unternehmerische Selbst ist ein Abkömmling des *Homo oeconomicus*, jenes anthropologischen Konstrukts, auf dem die Wirtschaftswissenschaften ihre Modellierungen des menschlichen Verhaltens aufbauen“ (BRÖCKLING 2007:12).

³¹ Hierzu auch HELBRECHT 2010, BÖHLE 2010, THIEL 2008, SENNETT 1998.

ten des Arbeitgebers – mit flachen Hierarchien, ansprechendem Mobiliar, selbstbestimmten Arbeitszeiten und dem obligatorischen Kickertisch – lässt sich dabei als unterstützende Begleitmaßnahme interpretieren (wenngleich festzuhalten bleibt, dass nicht alle Wirtschaftsbereiche daran im selben Maße teilhaben). Mit etwas Initiative stellt sich die geforderte Leistung dann praktisch von selbst ein. „Aktivierungspolitisch werden neue Formen der Entkoppelung von ökonomischen Produktivitäts- und kulturellen Selbstentfaltungsnormen inszeniert“ (LESSENICH 2011:262). „Das widerlegt, wenigstens teilweise, Daniel Bells These über den Widerspruch in der kapitalistischen Kultur, die auf Seiten der Produktion puritanisch und disziplinierend sei, auf Seiten des Konsums aber hedonistisch und verführerisch. Zwischen hedonistischem Individualismus und unternehmerischem Individualismus besteht von nun an weniger ein Widerspruch als vielmehr Übereinstimmung und der Übergang von einer Einstellung zur anderen ist fließend“ (BRÖCKLING 2007:52).

Ulrich Bröckling, der sich mit dem unternehmerischen Selbst in aller Ausführlichkeit befasst hat, hält gleichzeitig fest, dass diese Figur nicht real existent und empirisch beobachtbar ist, und daher nicht zu fragen ist, „was das Subjekt *ist*, sondern welches Wissen zur Beantwortung dieser Frage mobilisiert und welche Verfahren in Anschlag gebracht wurden, um es entsprechend zu modellieren“ (BRÖCKLING 2007:23, Hervorhebung im Original). So gehe es stattdessen um „die Weise, in der Individuen als Personen adressiert werden, und zugleich die Richtung, in der sie verändert werden und sich verändern sollen. Es handelt sich um eine Realfiktion im Sinne von Hutter und Teubner: ein höchst wirkmächtiges Als-ob, das einen Prozess kontinuierlicher Modifikation und Selbstmodifikation in Gang setzt und in Gang hält, bewegt von dem Wunsch, kommunikativ anschlussfähig zu bleiben, und getrieben von der Angst, ohne diese Anpassungsleistung aus der sich über Marktmechanismen assoziierenden gesellschaftlichen Ordnung herauszufallen. Ein Subjekt im Gerundivum – nicht vorfindbar, sondern hervorzubringend“ (BRÖCKLING 2007:47). Daher handelt es sich vielmehr um *Einflussgrößen*, die sich auf das individuelle Handeln mehr oder weniger auswirken.³² Bröckling interessiert sich daher nicht unmittelbar für den Umgang der Akteure mit dem Subjektivierungsregime³³, sondern für die *Versuche*, lenkend einzugreifen (BRÖCKLING 2007:43). Aufgebaut wird mit der Anrufung des Subjekts aber auch „ein Wissensregime, dessen Macht nicht zuletzt darin besteht, den Menschen eine Wahrheit über sich, über die Logik ihres Handelns und ihrer sozialen Beziehungen zu vermitteln“ (BRÖCKLING 2007:14). Und an diesem Aspekt setzt letztlich auch meine Arbeit an (ohne, dass dabei Subjektivierungsregime im Mittelpunkt stehen). Denn es geht gerade um die Frage, ob und wann bestimmte Wissensbestände aufgerufen werden, und in Bezug zu anderen Wissensbeständen – wie sie sich beispielsweise in Raumsemantiken niederschlagen – gesetzt werden.

³²Hierzu Bröckling: „Subjektivierungsregime bilden Kraftfelder, deren Linien – unter anderem – in institutionellen Arrangements und administrativen Verordnungen, in Arbeits- und Versicherungsverträgen, in Trainingsprogrammen und Therapiekonzepten, in technischen Apparaturen und architektonischen Anordnungen, in medialen Inszenierungen und Alltagsroutinen wirksam sind. Diese Linien stehen in komplexen Wechselbeziehungen zueinander wie auch zu anderen Linien, und jeder Versuch, das was gemeinhin Subjekt heißt, dingfest zu machen, muss schon deshalb scheitern, weil diese einander kreuzenden, verstärkenden, hemmenden oder umbiegenden Kräfte sich zu immer neuen Konstellationen formieren. Das ist nicht zuletzt der Grund dafür, dass die Genealogie der Subjektivierung lokalen Analysen den Vorzug gegenüber großformatigen Systematisierungsversuchen gibt“ (BRÖCKLING 2007:40).

³³Bröckling beschreibt an anderer Stelle drei Reaktionsformen: Enthusiasten berufen sich auf die Freiheitsmomente solcher neuer Selbstverantwortung (BRÖCKLING 2008:4f); Ironiker unterwerfen sich zwar dem Regime, aber „augenzwinkernd“ (BRÖCKLING 2008:5f); und der Melancholiker zuletzt ist empört (BRÖCKLING 2008:6f). Ähnlich findet Sennett den „driven“ und „ironic man“ wobei letzterer nicht einmal mehr an die eigenen Bedürfnisse glaubt (Sennett nach Rorty 1998:116).

3.5 Zeit und Raum in Bewegung: Die Beschleunigung von fast allem

Für die vorliegende Arbeit ist nun die aktuelle Diskussion um *Beschleunigung* deshalb interessant, da hier die Dimension der Zeit stärker in den Mittelpunkt rückt (die Beschleunigung als Figur ist aber nicht neu) – eine ähnlich differenziert ausgearbeitete Modernisierungstheorie, die einen räumlichen Begriff zum Ausgangspunkt macht (wenn man Raum und Zeit als äquivalente Kategorien denkt, läge dies nahe), gibt es derzeit nicht. „Entankerung“ und „Entgrenzung“ finden eher metaphorische Verwendung (die dabei auf Differenz-Verständnis von Raum zurückgreifen, s. REDEPENNING 2008), und die raumzeitliche Schrumpfung (u. a. bei Harvey und Giddens) wird mehr als materielle Voraussetzung gedacht denn als zentrale Denkfigur. Obwohl Rosa – derzeit der prominenteste Vertreter des Beschleunigungsmodells – von einer Beschleunigung auf verschiedenen Ebenen ausgeht und diese vertieft erläutert, liegt der Schwerpunkt doch auf der Bedeutung ebendieser Beschleunigung für das Individuum und dessen Umgang damit. Auch auf „Raum“ geht er stellenweise ein.

3.5.1 Beschleunigungsbefunde

Der modernisierungstheoretische Ansatz, der unter dem Stichwort „Beschleunigung“ die letzten Jahre zunehmend Resonanz erfahren hat, wurde insbesondere von Hartmut Rosa propagiert, der seine Habilitation zu dem Thema 2005 veröffentlichte. Diese Arbeit soll hier etwas detaillierter vorgestellt werden, da Rosa mit der Fokussierung der Dimension Zeit³⁴, aber auch mit seinen Ausführungen zu zeitgenössischen Erfahrungsräumen einen für die vorliegende Arbeit relevanten Ansatz darstellt. Er arbeitet detailliert heraus, welche Rolle die Figur der Beschleunigung bereits bei den sozialtheoretischen Klassikern gespielt hat (u. a. bei Karl Marx, Max Weber, Emile Durkheim, Niklas Luhmann, Georg Simmel; ROSA 2005:89ff) und konstatiert deren „gemeinsames Zentrum in der Erfahrung einer ungeheuren Beschleunigung, Mobilisierung und Dynamisierung des sozialen Lebens“ und bietet „Erklärungsversuche für jene moderne Grunderfahrung“ (ROSA 2005:101), da die genannten Autoren die Temporalstrukturen selbst nicht thematisieren würden (ROSA 2005:101).³⁵

Aber was beschleunigt sich nun? Nach Rosa sind es drei Kategorien, in denen eine Beschleunigung beobachtet werden kann.

Technische Beschleunigung – Die erste Kategorie bezieht sich auf die technische Beschleunigung, die er definiert als „intentionale Steigerung der Geschwindigkeit *zielgerichteter* Transport-, Kommunikations- und Produktionsprozesse“ (ROSA 2009a:20, Hervorhebung im Original). Angelehnt an David Harveys Raumschrumpfungsthese (ROSA 2009a:21; 2005:164ff) konstatiert er gar eine „Revolutionierung“ des Raum-Zeit-Regimes (ROSA 2005:161), die durch neue Möglichkeiten der räumlich (scheinbar) ungebundenen Kommunikation und Transport zustandekommt. Gegentendenzen zur Wiederverankerung wie eine neue Bedeutung des Lokalen bestätigen demnach nur die These³⁶ und sind als Teil der ambivaloxen (DEGELE und DRIES 2005) Modernisierung zu begreifen (ROSA 2005:166f). Bislang gültige Sequenzmuster verändern sich (so z. B. durch die Email, mit der sich eine schnelle,

³⁴Und implizit auch des Raumes, wie zu zeigen sein wird, auch wenn Raum nicht analog zur Zeit betrachtet wird.

³⁵Letztlich mündet sein sozialkritischer Beschleunigungsansatz – als welchen er ihn auch versteht, s. u. a. ROSA 2009b – in den nachfolgenden Arbeiten in einer detaillierteren Auseinandersetzung mit den Folgen der Beschleunigung für das Subjekt, insbesondere bei Fragen der Identität und der Bedeutung für die politische Verfasstheit der Gesellschaft (s. u. a. ROSA 2009a, ROSA 2012).

³⁶In dem Sinne, dass nun eine „reflexive“ Wiederverankerung stattfindet.

asynchrone Kommunikationsform etabliert hat, ROSA 2005:169), und bringen Veränderungen in den sozialen Beziehungen mit sich (wie auch in den Raum- und Dingverhältnissen³⁷, ROSA 2005:171).

Sozialer Wandel – Dieser Aspekt betrifft den Wandel der Sozialstrukturen selbst, der sich von einem inter- zu einem intragenerationalen Tempo gesteigert hat. Rosa betont dabei, dass es immer Wandel gegeben habe, dieser sich aber nun selbst beschleunige (s. ROSA 2009a:22).³⁸ So verändern sich Handlungs- und Orientierungsmuster, soziale Beziehungen, Praktiken sowie Wissensbestände (ROSA 2009a:22) in einem Tempo, das die Kontingenz sozialer Phänomene erhöht (ROSA 2009a:25f). Die Gegenwart (definiert als das, was gilt) schrumpft (ROSA 2009a:23). Auch die schnelleren Wechsel von Arbeitsstellen gehören dazu, ebenso wie höhere Trennungs- und Scheidungsraten (ROSA 2009a:25). Die Halbwertszeit von Wissensbeständen verringert sich, bzw. die „generelle Abnahme der Zeitdauer, für die Erwartungssicherheit hinsichtlich der Stabilität von Handlungsbedingungen herrscht“ (ROSA 2005:184, im Original hervorgehoben). Dies führt zu dem „slippery-slope“-Phänomen (ROSA 2005:190), mit dem Rosa die Erfahrung beschreibt, dass ständig alles im Wandel ist und man nicht stehen bleiben kann – man muss stets auf dem „neuesten Stand“ bleiben, will man nicht abrutschen (ROSA 2005:190). „Das Ergebnis ist gleichwohl eine permanente Umgestaltung der ‚Entscheidungslandschaft‘, die nicht nur Erfahrungen und Wissensbestände stets von Neuem entwertet, sondern es auch nahezu unmöglich macht vorherzusagen, welche Anschlussoptionen und Handlungschancen in Zukunft relevant und wichtig sein werden“ (ROSA 2005:191). Das deckt sich nicht völlig mit Becks *Zunahme* der Handlungsoptionen (s. 3.3.2), da Rosa einen Schritt weitergeht und nun die neu hinzugewonnenen Handlungsoptionen selbst nur mehr von kurzer Dauer sind. Zusammenfassend stellt Rosa daher fest: „In den Arbeiten von Autoren wie Peter Wagner, Zygmunt Bauman, Richard Sennett, Ulrich Beck, Anthony Giddens und Scott Lash finden wir sowohl theoretische als auch empirische Unterstützung für die These, daß die institutionelle Stabilität in spätmodernen Gesellschaften im allgemeinen abnimmt. Der gesamte Diskurs über ‚Postmoderne‘ und Kontingenz hängt eigentlich von dieser Idee ab“ (ROSA 2009a:26).³⁹

³⁷Mit den „Dingverhältnissen“ rekurriert er insbesondere auf die zunehmende Kurzlebigkeit von Produktionserzeugnissen (ROSA 2005:172f).

³⁸Bereits Mannheim verweist auf die Bedeutung dieses Aspekts: „Das Problem der Generationen ist ein ernst zu nehmendes und wichtiges Problem. Bei der Erkenntnis des Aufbaues der sozialen und geistigen Bewegungen ist es einer der unerlässlichen Führer. Seine praktische Bedeutung wird unmittelbar ersichtlich, sobald es sich um das genauere Verständnis der beschleunigten Umwälzungserscheinungen der unmittelbaren Gegenwart handelt“ (MANNHEIM 1928:II-9).

³⁹Im Übrigen sei an dieser Stelle erwähnt, dass Rosa – ebenso wie Beck – davon ausgeht, dass wir uns in *struktureller* Hinsicht noch in der Moderne befinden, und verwendet hierfür den Begriff der „Spätmoderne“, während gleichzeitig *kulturell* etwas qualitativ Neues, „postmodernes“ vonstatten geht (ROSA 2005:48ff, Fußnoten 75 und 76). In diesem Kontext ist es nochmals interessant, sich einen ähnlichen Befund Mannheims anzusehen: „Nicht eine jede Generationslagerung, also nicht etwa ein jeder Geburtsjahrgang schafft aus sich heraus neue, ihm angemessene Kollektivimpulse, Formierungstendenzen. Wenn dies geschieht, so wollen wir von einem Aktivwerden der in der Lagerung schlummernden Potentialität sprechen. Eins scheint wahrscheinlich zu sein, daß die Häufigkeit des Aktivwerdens dieser Potentialität mit der Geschwindigkeit der gesellschaftlichen Dynamik zusammenhängt. Wenn gesellschaftlich-geistige Umwälzungen ein Tempo einschlagen, das den Wandel der Einstellungen dermaßen beschleunigt, daß das latente kontinuierliche Abwandeln der hergebrachten Erlebnis-, Denk- und Gestaltungsformen nicht mehr möglich wird, dann kristallisieren sich irgendwo die neuen Ansatzpunkte zu einem, als neu sich abhebenden Impuls und zu einer neuen gestaltgebenden Einheit. Wir sprechen in solchen Fällen von einem neuen Generationsstil, von einer neuen Generationsentelechie“ (MANNHEIM 1928:II-27). Und weiter: „Daß die Beschleunigung der gesellschaftlichen Dynamik die Veranlassung zum Aktivwerden der in der Generationslagerung schlummernden Potentialität, zur Schaffung des neuen Generationsimpulses ist, beweist die Tatsache, daß weitgehend stabile, oder zumindest in ganz langsamer Transformation sich befindende Gemeinschaften – etwa das bäuerliche Leben – das Phänomen der sich abhebenden, von ganz neuen Entelechien gespeisten Generationseinheiten nicht kennt, da die neuen Generationen mit einer nicht sichtbar werdenden Allmählichkeit in die kontinuierlichen Abwandlungen hineinwachsen.“ (MANNHEIM 1928:II-28).

Lebenstempo – Zuletzt stellt Rosa fest, dass sich auch das Lebenstempo allgemein erhöht, was er definiert als „Steigerung der Handlungs- und/oder Erlebnisepisoden pro Zeiteinheit infolge einer Verknappung von Zeitressourcen“ (ROSA 2005:198, im Original hervorgehoben) – wir bringen also mehr Aktivitäten in der gleichen Zeit unter.⁴⁰ Rosa beobachtet eine Steigerung der Handlungsgeschwindigkeit, wie sie z. B. in Zeitbudgetstudien feststellbar ist (ROSA 2005:210ff, 2009a:28f). „Hierfür stehen grundsätzlich drei verschiedene, miteinander kombinierbare Strategien zur Verfügung: Zum Ersten kann das Handeln selbst beschleunigt werden (*schneller gehen, kauen, lesen*), zum Zweiten können Pausen und Leerzeiten⁴¹ reduziert oder eliminiert werden, und zum Dritten können mehrere Handlungen simultan ausgeführt werden (*Multitasking*)“ (ROSA 2005:199 und ff, Hervorhebungen im Original).

Angetrieben sind diese Beschleunigungsformen in Rosas Habilitationsschrift 2005 noch durch drei verschiedene „externe Motoren“ (die im Übrigen alle der sozialkulturellen Sphäre entspringen): der Ökonomie, der Kultur sowie der Sozialstruktur (ROSA 2005:256ff/309). 2009 verschwindet die Sozialstruktur als Erklärung, stattdessen wird der Akzelerationszirkel, der 2005 noch als eigenständiger Aspekt dargestellt wird (ROSA 2005:243ff), nun als dritter Beschleunigungsmotor dargestellt.

- **Ökonomie:** Hier sieht Rosa v. a. den kapitalistischen *Wettbewerb* (und die Logik „Zeit ist Geld“, 2005:257ff) als Ursache für eine immer weitere Beschleunigung, die sich nicht nur auf die Produktionssphäre beschränkt, sondern andere Lebensbereiche vereinnahmt und in Konkurrenzverhältnisse wendet (ROSA 2009a:36f; siehe auch 3.4.2 zur Subjektivierung).
- **Kultur:** Der kulturelle Motor besteht nun in der modernen Verheißung des „erfüllten Lebens“, das in der Ausschöpfung der Möglichkeiten zu finden ist (ROSA 2009a:39). „Das Leben in all seinen Zügen, seinen Höhen und Tiefen und seiner Komplexität auszukosten“ (ROSA 2009a:39f) ist nun der göttlichen Ewigkeitsverheißung gewichen. Dies entspricht etwa Gerhard Schulzes Befund einer „Erlebnisgesellschaft“ (s. hierzu ROSA 2005:290f, aber auch Daniel Bells hedonistischer Aktivgesellschaft (s. hierzu LESSENICH 2011), bei der die Erfüllung durch Erlebnissteigerung im Mittelpunkt der Diagnose steht. Dass dies bei zunehmenden Möglichkeiten problematisch werden kann, leuch-

⁴⁰Hier besteht die Schwierigkeit, wie eine Handlungs- oder Erlebnisepisode zu definieren ist. Darauf verweist Rosa selbst, er hält das Problem aber auch bei einer sehr breiten Definition nicht für ausschlaggebend. Letztlich gehe es um die „narrative Schließung“ der Episoden, die von den Subjekten selbst vorgenommen werde (ROSA 2005:202f).

⁴¹Hier liegt im Übrigen die Vermutung nahe, dass es sich um einen ethnozentristischen Befund handelt: Wenn als Beispiel die höhere Anzahl an „aktivitätsfreier Zeit“ in vormodernen (sic) Gesellschaften konstatiert wird, die in einem Mehr an „Schlafen, Dösen oder Reden“ festgemacht wird (ROSA 2005:199, Fußnote 13), wird ein grundsätzliches Problem deutlich, das im abschließenden Abschnitt dieses Kapitels diskutiert wird: Der Inkompatibilität unterschiedlicher Zeitbegriffe, die – wenn sie argumentativ verknüpft werden – zu Widersprüchen führen muss. Denn ebenso wie ein Machiguenga-Indianer (der an genannter Stelle als Beispiel herhalten muss) vielleicht der Behauptung widersprechen würde, dass das Reden mit Anderen eine aktivitätsfreie Zeit sei, ist ein sehr „aktiver“ Manager denkbar, der sich nicht gestresst fühlt. Das Problem dabei ist nicht die Konstatierung einer Zunahme an gestressten Individuen, oder der Beobachtung, dass vermutlich die wenigsten Machiguenga-Indianer über zeitnotinduzierte Reizdarmsyndrome klagen (die bekommen sie vielleicht aufgrund anderer Faktoren), sondern dass zum einen eine konstante Entwicklung über die Zeit festgestellt wird (die impliziert, dass „Aktivität“ früher dasselbe bedeutete wie heute – was gerade vor dem Hintergrund des Mannheimschen Zeitgeist-Ansatzes irritieren muss). Zum anderen werden sehr unterschiedliche Phänomene – über deren Zusammenwirken zunächst nichts ausgesagt werden kann – als Beleg für dasselbe Phänomen herangezogen, nämlich die Beschleunigung des Lebenstempos, dessen Definition aber auch in sich schon widersprüchlich ist, s.o. Das überrascht insofern, als Rosa selbst betont, dass auf einer anderen Ebene – der Beschleunigung als solcher – die unterschiedlichen Aspekte (soziale, technische und subjektive Beschleunigung) strikt voneinander zu trennen sind (ROSA 2005:243). Ohnehin kommen bei der Beschleunigungsthese unterschiedliche Zeitkonzepte zur Anwendung, ohne dass Rosa dies explizit thematisiert: Seine Beschleunigungsthese funktioniert im Falle von „technischer Beschleunigung“ sowie seinem „Lebenstempo“ nur im Rahmen einer chronologisch, fortlaufend gedachten (absoluten) Zeitkonzeption, während es sich beim sozialen Wandel um generationelle Verhältnisse handelt, die subjektive und *biographische* Zeitstrukturen (Kairos) betreffen.

tet dabei ein: „Ganz egal, wie schnell wir werden, unser Anteil an der Welt, also das Verhältnis der realisierten Optionen und der gemachten Erfahrungen zu denjenigen, die wir *verpasst* haben, wird nicht größer, sondern konstant kleiner“ (ROSA 2009a:41).

- **Der Akzelerationszirkel:** Obwohl Rosa betont, dass die drei Bereiche der Beschleunigung (technischer Wandel, sozialer Wandel und Erhöhung des Lebenstempos) zu trennen sind (ROSA 2005:243), proklamiert er gleichzeitig einen kausalen Zusammenhang zwischen ihnen, der in der Behauptung besteht, dass sich die Beschleunigung in den drei Bereichen gegenseitig antreiben und so den „Akzelerationszirkel“ bilden (ROSA 2005:243f).

Dass es sich bei diesen Motoren nun um „externe“ Faktoren handeln soll⁴², ist nicht unproblematisch und verlangt nach einer Erklärung, die erläutert, aus welcher Perspektive es sich nun um *externe* Motoren handelt. Aber hier handelt es sich um ein generelles Problem, das sich Rosa eingehandelt hat.⁴³ Denn Rosa unterscheidet – zumindest auf der Ebene des Beschleunigungsbefundes selbst – implizit zwischen sozialer (sozialer Wandel), mentaler (Lebenstempo) und physischer (technischer) Welt.⁴⁴ Leider bleibt eine theoretische Klärung, aus welcher epistemologischen Perspektive er die Annahmen über die Zusammenhänge trifft, aus. Aus der Perspektive der vorliegenden Arbeit, in der keine Beobachterposition eingenommen werden kann, die über kausale Zusammenhänge zwischen diesen drei Welten Auskunft geben kann und sich daher auf die soziale Sinnenebene (die kommunizierbaren Wissensbestände) beschränkt, sind also insbesondere die Befunde zur subjektiven Beschleunigung des Lebenstempos (bzw. deren Wahrnehmung) sowie die sozialstrukturellen Befunde zur verkürzten Lebensdauer von Wissensbeständen relevant. Die mentale Welt ist lediglich von Interesse als Identitäts-Narrativ, das sozial kommuniziert wird.

Mit der Beschleunigungsthese widersprechenden *Entschleunigungs*phänomenen beschäftigt sich Rosa ebenfalls, die er als dialektisches Moment der Beschleunigung deutet (ROSA 2005:329; ebenso als „ambivaloxe“ Entwicklung gedeutet siehe DEGELE und DRIES 2005:177f). Entschleunigung beobachtet er in fünferlei Hinsicht: Einmal identifiziert er natürliche Geschwindigkeitsgrenzen (die aber stets auf neue verschoben werden, ROSA 2009a:47). Zweitens finden sich Entschleunigungssoasen, die bislang unberührt geblieben sind, aber aktiv geschützt werden müssen (ROSA 2009a:48). Drittens gibt es Erstarrungsphänomene als dysfunktionale Folgen der Beschleunigung (wie bspw. den Stau; ROSA 2009a:49). Viertens findet sich die intentionale Entschleunigung (wie Yoga-Wochenenden etc.), die allerdings nur dazu dient, am Beschleunigungswahn weiterhin teilnehmen zu können (ROSA 2009a:50ff). Und zuletzt verweist er auf die kulturelle Erstarrung, die sich in Bildern wie Virilios „Rasendem Stillstand“ oder Fukuyamas „Ende der Geschichte“ ausdrückt und als Paralyse gedeutet werden kann (ROSA 2009a:53f)⁴⁵. Damit widersprechen diese Beobachtungen seinen Annahmen nicht grundsätzlich.

⁴² Auch wenn Rosa sie 2009 nicht mehr als „extern“ bezeichnet, so sind sie doch nach wie vor als etwas Externes konzipiert, da sie sonst nicht als *Erklärung* für die Beschleunigung dienen könnten.

⁴³ Zuletzt betont Rosa 2005 im Übrigen noch die zentrale Bedeutung des Militärs so wie des Staates als „Schlüsselakzeleratoren“, die – ähnlich wie andere Akzeleratoren – in der Spätmoderne allerdings wieder zu Bremsern geworden sind (ROSA 2005:311ff). Siehe auch das nächste Unterkapitel.

⁴⁴ Wobei das aus der hier eingenommenen Perspektive auch nicht immer konsistent der Fall ist: Rosas Beobachtungen zur spätmodernen Identitätsbildung kann hier ebenfalls der sozialen Welt zugeordnet werden, insofern als es sich um kommunizierte Narrative handelt, die – um kommuniziert werden zu können – auf soziale Wissensbestände zurückgreifen.

⁴⁵ Ebenso: ROSA 2012:196-9.

3.5.2 Subjektive Folgen der sozialen Beschleunigung – Situative Identitäten

Abseits der Folgen für die politische Verfasstheit spätmoderner Gesellschaften, die Hartmut Rosa ausführlich thematisiert und darauf aufbauend das Konzept der Resonanz entwickelt (Rosa 2012⁴⁶), benennt er als unmittelbare Folge für die subjektive Handlungsebene die *situative Identität* (2009a:63; 2005:352ff) als eine Identität, die ihren Kern zu verlieren scheint und sich in der zeitgenössischen Erfahrung von „Entfremdung“ begründet, die er auf fünf Ebenen ansiedelt: die Entfremdung vom Raum, die sich an der bereits erörterten Raumzeitkompression festmachen lässt (Rosa 2009a:123); Entfremdung von den Dingen (Rosa 2009a:125); der Entfremdung von den eigenen Handlungen (Rosa 2009a:129)⁴⁷, die darin besteht, dass man nicht tut, was man eigentlich nicht will; der Entfremdung von der Zeit, die darin besteht, dass zwar *mehr* gemacht wird, aber die Zeit fehlt, sich die Erlebnisse „anzuverwandeln“ (Rosa 2012:140); sowie der Entfremdung von sich selbst sowie dem Sozialen⁴⁸, und um die fehlende Bindung an Andere; Rosa 2012:142f). Sennett hält in diesem Kontext fest: „The flexible regime may seem to beget a character structure constantly ‚in recovery‘“ (SENNETT 1998:135) – schließlich hört es nie auf, es gibt nie einen Punkt, an dem man sich ausruhen kann.

Die situative Form der Identitätsbildung steht zudem im Zusammenhang mit dem durch die Individualisierung verstärkten „Selbstthematisierungszwang“ (Rosa 2012:225ff⁴⁹), sowie mit einer Artikulationsnot, die wiederum auf zwei Aspekten gründet. Erstens: „Die Strukturen der funktional ausdifferenzierten (post-)industriellen Gesellschaft lassen indessen keine Reflexion unserer je individuellen Identitäten mehr zu; die durch sie konstituierten Handlungszusammenhänge sind systemisch bestimmt und fordern gerade nicht unsere Partizipation als ‚ganze Person‘, sondern nur als Träger bestimmter Eigenschaften. Daraus resultiert gleichsam eine ‚expressive Fragmentierung‘, weil die Subjekte in ihren Lebensäußerungen nur jeweils das von ihrer Persönlichkeit zum Ausdruck bringen können, was der jeweils aktuellen Funktionssphäre entspricht“ (Rosa 2012:244). Zweitens ist sich das Subjekt selbst zunehmender Wahlmöglichkeiten bewusst und verliere so die „Sprache ‚starker Wertungen‘ (Rosa 2012:248).⁵⁰

Die situative Identität beruht nun auf dem Verlust der „Idee eines auf Dauer oder Langfristigkeit angelegten Identitätsprojektes, [der] Vorstellung einer Autonomie, welche Subjekten das kontextübergreifende und zeitstabile Verfolgen von selbstdefinierten Werten und Zielen ermöglicht“ (Rosa 2012:258). Das Autonomieversprechen der Moderne ist damit gebrochen⁵¹, denn als planbar stellt sich vor diesen Voraussetzungen das eigene Leben – nicht nur im Hinblick auf den eigenen beruflichen Lebenslauf – nicht mehr dar (Rosa 2012:259). Im Umgang mit diesen Zumutungen kristallisieren sich

⁴⁶Mit „Resonanz“ ist gemeint: „Gelingende Weltbeziehungen sind solche, in denen die Welt den handelnden Subjekten als ein antwortendes, atmendes, tragendes, in manchen Momenten sogar wohlwollendes, entgegenkommenes oder ‚gütiges‘ ‚Resonanzsystem‘ erscheint“ (Rosa 2012:9). Und das scheint nun derzeit gerade nicht der Fall zu sein. So konstatiert bereits Richard Sennett, dass Menschen zwar Herausforderungen benötigen, auch in der Arbeit, aber mittlerweile bestehe die Herausforderung nur noch darin, Risiken einzugehen, die gleichzeitig nicht mehr kalkulierbar sind (SENNETT 1998:88), und daher nur noch um ihrer Selbst willen eingegangen werden. Zur gesellschaftskritischen Perspektive Rosas siehe auch insbesondere DÖRRE ET AL. 2009.

⁴⁷Wieder analog: ROSA 2012:305ff.

⁴⁸Ähnlich beschreibt Richard Sennett seine Figur Rico: „He wants to resist particularly the acid erosion of those qualities of character, like loyalty, commitment, purpose, and resolution, which are long-term in nature“ (SENNETT 1998:30). Die Angst vor dem Verlust solcher moralischer Standards beinhaltet damit mehr als nur die reine Angst um die berufliche Existenz oder Kontrollverlust – es geht um die emotionale Integrität (vgl. SENNETT 1998:29ff).

⁴⁹Hier lehnt er sich u. a. an Ulrich Becks Befunde der zunehmenden Reflexivität an (s. ROSA 2012:231).

⁵⁰Ähnlich argumentiert auch Richard Sennett: „Rico lives in a world marked instead by short-term flexibility and flux; this world does not offer much, either economically or socially, in the way of narrative.“ (SENNETT 1998:30).

⁵¹Dieses wird allerdings nach Rosa in vielerlei Hinsicht gebrochen (s. 2009a:113ff, 2005:451ff).

– im Sinne von Handlungsorientierungen – nun die Spieler und Drifter heraus. Während der Drifter das Leben als erratisch und ziellos – und letztlich als genau das Gegenteil von autonom – erlebt (ROSA 2012:259f), kennzeichnet den Spieler das gekonnte Jonglieren „mittels einer ‚hochsituativen Zeitpraxis‘ [...] unter Preisgabe des für die Moderne zentralen Anspruchs auf eine reflexiv kontrollierte, aktive Lebensführung und unter Verzicht auf die Suche nach Authentizität oder Eigentlichkeit“ (ROSA 2012:260).⁵² Die Folge sind „momenthaft-situative Entscheidungen“ (ROSA 2012:261) und diese verlangen daher nach Charakteren mit einer „tolerance for fragmentation“ (SENNETT 1998:62).

Dennoch lassen sich auch Aspekte der Kontinuität identifizieren. So stellt Rosa zum ersten fest: „Zunächst erlaubt auch eine situative Identität die zumindest minimale narrative Verknüpfung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und der verschiedenen Sinn- und Funktionsprovinzen des je eigenen Lebens; jedoch folgt diese Verknüpfung narrativen Mustern, die selbst dem je gegebenen situativen Kontext entstammen“ (ROSA 2012:258). Zum zweiten sind es bereits verinnerlichte Dispositionen wie der Habitus, die sich nicht vollständig verändern (ROSA 2012:258f). Zum dritten sind es die „geliebten Objekte“ (vermutlich in Anlehnung an HABERMAS 1999, auf den Rosa an anderer Stelle verweist), die symbolisch Kontinuität stiften können. Und zuletzt scheint es – sozialpsychologisch identifiziert – so etwas wie ein „Kernselbst“ zu geben, das ebenfalls kontinuierstiftend wirkt (ROSA 2012:259). Der Aspekt der Kontinuität ist für die vorliegende Arbeit insofern von besonderer Bedeutung, als hier ein Ansatz verfolgt wird, der an Bohnsack angelehnt die Handlungsorientierungen, die sich im „Wie“ der Praxis niederschlagen, fokussiert und danach fragt, inwiefern die in den Gesprächen zum Ausdruck gebrachten Narrationen Teil eines Habitus sind, der sich auch in Form der spezifischen Verwendung sprachlicher Semantiken ausdrückt (s. Kap. 7.3).

3.6 Raumformeln als Selbstbeschreibung?

Der Raum in spätmodernen Wissensbeständen

Bezogen auf die hier kurz umrissenen modernisierungstheoretischen Befunde, sind es insbesondere zwei Raum-Formeln, die von verschiedenen AutorInnen aufgenommen werden: zum einen die Entgrenzungsformel, zum anderen die Ent- und Wiederverankerung. Während die Entgrenzungsformel metaphorisch auf die Auflösung bisheriger Differenzformeln rekurriert und damit einem Raumbegriff im Sinne der „Möglichkeit von Unterscheidung“ entspricht (s. Kap. 2.1.1.3), bezieht sich die die Entankerungsthese einerseits auf einen bedeutungsgeladenen Raumbegriff, der tendenziell dem place-Konzept nahesteht (s. Kap. 2.1.1.3). Andererseits aber beruhen die Befunde auf der Annahme der Raumzeitkompression, die mit den Verweisen auf beschleunigte Kommunikation und Transport wiederum einen absoluten Raumbegriff zugrunde legen. Wie ich im vorherigen Abschnitt zu Rosas Beschleunigung bereits angedeutet habe, wird es aus der Perspektive meiner Arbeit nicht darum gehen, eine Beschleunigung oder Raumkompression festzustellen und nach Umgangsformen damit zu suchen. Stattdessen sollen diese Formeln selbst als gesellschaftliche Selbstbeschreibung begriffen werden, wie Burkart bspw. für die Individualisierung vorschlägt (BURKART 2006) und was hier auch für die Aspekte der Rationalisierung, Flexibilisierung usw. geltend gemacht werden soll. Auch die Geographin Julia Lossau regte bereits vor längerem an, Gesellschaftsdiagnosen als Selbstbeschreibungen und nicht als Gesellschaftstheorien zu betrachten (LOSSAU 2001:246). Damit kann zudem dem Vorwurf

⁵²Die Figur des Drifters lehnt sich an Richard Sennett an, die des Spielers an Hörning, Ahrens und Gerhard, s. Rosa 2012:259f.

begegnet werden, dass Modernisierungstheorien eine ethnozentristisch gefärbte Welt entwerfen (vgl. DEGELE und DRIES 2005:18), denn wenn es sich „lediglich“ um gesellschaftliche Selbstbeschreibungen handelt, dann wird damit nicht behauptet, dass Gesellschaft tatsächlich so sei, sondern nur, dass behauptet wird, sie sei so, wie sie unter Stichworten wie „Individualisierung“, „Beschleunigung“ etc. skizziert wird. Die in diesem Kapitel erfolgten und nachfolgenden Erörterungen gelten daher lediglich für gesellschaftliche Zusammenhänge, die auf diese Beschreibungen Bezug nehmen und die sich selbst zumeist als „entwickelt“, „spätmodern“, als „Wissens-“ oder „Risikogesellschaft“ bezeichnen. Der Standortgebundenheit, die Mannheim jeglichen Wissensbeständen unterstellt (vgl. Kap. 2.2.1.1), wird in dieser Interpretation Rechnung getragen. So formuliert ebenso Bröckling zur Klärung der Frage, welchen Status „das Subjekt“ im Rahmen eines Subjektivierungsansatzes haben kann: „Was ein Subjekt ist, das liegt nicht ein für alle Mal fest, sondern lässt sich nur erschließen über die historischen Semantiken und Wissenskomplexe, die Selbst- und Sozialtechnologien, die zu seiner theoretischen Bestimmung und praktischen Formung aufgerufen werden“ (BRÖCKLING 2007:23).

In einem solchen Verständnis geht es daher um Wissensbestände, die gesellschaftlichen Wandel bzw. gesellschaftliche „Zustände“ zum Thema haben und sich dabei auch auf spezifische Vorstellungen von Raum berufen. Damit rückt die Analyse von Wissensbeständen und -strukturen in den Mittelpunkt einer sozialwissenschaftlichen Analyse, die Gesellschaft über sich selbst aufklären möchte. Das Geflecht an Semantiken und milieubezogene Wissenskomplexen zu rekonstruieren, mit einem Fokus auf die hier herausgearbeiteten gesellschaftlichen Beschreibungsformeln⁵³ sowie die zuvor ausgeführten Raumbegriffe, wird Ziel meiner Arbeit sein.

⁵³ Allerdings weiter beschränkt auf den Kontext von Familie, siehe hierzu das nächste Kapitel.

Kapitel 4

Spätmodernes Familienleben und Großelternschaft

Der zunächst noch abstrakten Fragestellung dieser Arbeit – nach der Bedeutung von Raumsemantiken in spätmodernen Wissensbeständen – werde ich in meiner Arbeit am Beispiel des Wissensbestandes um Familie nachgehen. Während zu Beginn meine Arbeit das Phänomen der multilokalen Mehrgenerationenfamilie zum Ausgangspunkt hatte und sich mit „subjektiven Perspektiven“ von Großeltern darauf befasste, wurde im Verlauf der Arbeit deutlich, dass die Frage danach, wie sich Wissensbestände gestalten und welche Rolle dem „Raum“ überhaupt zukommt, dabei zentral ist und die gewählte Vorgehensweise eine Annäherung an diese Frage zulässt. Auch wenn die Arbeit nicht als genuin familiensoziologische zu begreifen ist, soll aber nun im Folgenden der „lebensweltliche Kontext“ von Familie etwas genauer erläutert werden. Ziel dabei ist es wiederum, die Aspekte familiensoziologischer Befunde zu erörtern, die geeignet sind, den alltagsweltlichen „Wissensbestand Familie“ sowie Erkenntnisse zur Kommunikation über Familie zu veranschaulichen.

4.1 Die Relevanz der Familie in der Spätmoderne

Vermutlich ist es nicht zu hoch gegriffen, wenn man „Familie“ als eines DER klassischen Themen der Soziologie bezeichnet, das sich inzwischen weit ausdifferenziert hat. Ohne im Folgenden nun die gesamte Familiensoziologie in all ihrer Breite nachzeichnen zu können, werden einige Ansätze und Konzepte dieser Forschungsrichtung skizziert, die für diese Arbeit relevant erscheinen. Dem vergleichsweise jungen Zweig der *Großelternforschung* ist dabei der letzte Abschnitt gewidmet.

4.1.1 Familiensoziologische Perspektiven und wissenschaftliche Ambivalenzen

Zunächst möchte ich allgemein einige grundlegenden Ansätze und Konzepte der Familiensoziologie und der Generationenforschung diskutieren, um zum einen die Forschung zu Großeltern theoretisch-konzeptionell einzuordnen, zum anderen aber auch ein auf den Komplex „Familie“ bezogenes Vokabular zu entwickeln, auf das bei der Diskussion der empirischen Ergebnisse zurückgegriffen werden kann.

4.1.1.1 Aspekte der soziologischen Diskussion um Familie

Andreas Lange und Frank Lettke stellen drei Schwerpunkte der soziologischen Diskussion um Familie dar: die Schrumpfung, die Erweiterung und zuletzt die Diversität. Mit der **Schrumpfung** sprechen Lange und Lettke jene Diskussionsstränge an, die sich zum einen mit dem Verlust von gesellschaftlichen Funktionen der Familie befassen, zu dem es im Zuge der zunehmenden gesellschaftlichen Arbeitsteilung kommt und in der z. B. der Familie nicht mehr die alleinige Sozialisationsfunktion zukommt (LANGE und LETTKE 2007:16). Zum anderen bezieht sich der Aspekt der Schrumpfung auf vorwiegend demographisch nachvollziehbare Prozesse, wie den Bevölkerungsrückgang, eine Zunahme an Scheidungen und eine allgemeine „Zersplitterung“ der Kernfamilie (LANGE und LETTKE 2007:16ff). Die Autoren fassen zusammen: „Familie schrumpft morphologisch auf die Kernfamilie, funktional auf reproduktive, emotionale und private ‚Kernzuständigkeiten‘, wirtschaftlich zum Zuschußbetrieb, politisch zur Randgruppe und rhetorisch zum Auslaufmodell“ (LANGE und LETTKE 2007:18). Die Bedeutung der Familie selbst aber werde – spätestens auch wieder seit den 2000er Jahren (LANGE und LETTKE 2007:19f) – nicht in Abrede gestellt und im Gegenteil politisch beschworen (LANGE und LETTKE 2007:19f).

Mit dem zweiten Aspekt, der **Erweiterung** der Familie unterscheiden Lange und Lettke zunächst eine soziale, eine zeitliche sowie eine sachliche Erweiterung. Mit der *sozialen* Erweiterung ist zunächst die zunehmende Bedeutung der Großeltern angesprochen, so dass die multilokale Mehrgenerationenfamilie die Kernfamilie als isoliertes Phänomen ablöst (LANGE und LETTKE 2007:21; s. hierzu ausführlicher Kap. 4.1.3). Desweiteren führen zunehmende Trennungen zu den vielzitierten *Patchwork*-Arrangements, denen die Bezeichnung „Familie“ nur schwer abzusprechen ist und die auf die Unzulänglichkeit von Haushaltsdefinitionen verweisen (LANGE und LETTKE 2007:21f). Auch gleichgeschlechtliche Partnerschaften, Kinderlosigkeit mit einhergehenden alternativen Fürsorge-Beziehungen, der Einbezug der weiteren Verwandtschaft sowie nicht zuletzt auch die subjektiven Definitionen von Familie führen zu einer sozialen Erweiterung der Familie (LANGE und LETTKE 2007:23), so dass die Kernfamilie nur mehr als Ausgangspunkt für die Beschäftigung mit Familie erscheinen kann. Die *zeitliche* Erweiterung von Familie sehen Lange und Lettke durch die längere gemeinsam erlebte Zeitspanne gegeben, die sich durch die höhere Lebenserwartung ergibt und die zum einen bestimmte familiäre Phasen verlängert, zum anderen aber auch in ihrer Reihenfolge beeinflusst (was auch mit längeren Ausbildungszeiten in Zusammenhang steht; LANGE und LETTKE 2007:24). Durch die zunehmende Reflexivität und Selbstthematisierung sehen die Autoren zudem die zeitliche Erweiterung insofern gegeben, als es einerseits ein stärkeres Interesse an der Dokumentation von Familienleben und der historischen Beschäftigung mit ihr zu geben scheint. Andererseits können aber auch die neueren Ansätze zur Identifikation abgrenzbarer Generationen als Erweiterung betrachtet werden, die dem Aspekt der Zeit mehr Aufmerksamkeit zukommen lässt (LANGE und LETTKE 2007:25f). Zuletzt sei ein bedeutender Aspekt angesprochen, der ebenfalls zu einer zeitlichen Erweiterung von Familie führt, nämlich der Zeit als Ressource, die sich im Zeitmangel für Familie bemerkbar mache und zu Vereinbarkeitsproblemen führe (LANGE und LETTKE 2007:26) – hiermit integrieren die Autoren eine auf den Familienalltag fokussierte Perspektive.

Die dritte und letzte Erweiterungsform identifizieren Lange und Lettke in der **Diversitäts**-Formel, die letztlich eine die Familienerweiterung zusammenfassende Perspektive darstelle und resümieren daher in Bezug auf die Alltagsebene von Familie: „Die Unausweichlichkeit und Komplexität der temporalen, inhaltlichen und personalen Verknüpfungen zusammen mit der Möglichkeit, daß sich in Bezug auf die einzelnen Dimensionen unterschiedliche Entwicklungen ergeben können, impliziert und

erfordert eine beständige Koordination“ (LANGE und LETTKE 2007:32). Diesen Koordinationsaufwand veranschaulichen sie nun an der *räumlichen* Erweiterung von Familie, die sich anhand der „Komplexität der räumlichen Alltagsbezüge von Familie“ insbesondere in Zeitbudgetstudien nachvollziehen lasse und von der humangeographischen Forschung aufgezeigt werde (LANGE und LETTKE 2007:32f). Ebenso die Wohnmobilität sprechen sie an dieser Stelle an (der Aspekt der Multilokalität von Familie wird in Kapitel 4.2.2 weiter vertieft).

Festzuhalten bleibt an dieser Stelle, dass bei Lange und Lettke Familie als unproblematische Institution erscheint, die zwar mit Problemen wie Gewalt, Bildungsdifferenzen oder Armut zu kämpfen hat, was aber mit mehr (staatlicher) Unterstützung zu beheben sei. So halten die Autoren fest: „Lange Zeit wurde Familie als ‚soziales Problem‘ behandelt, es stand vor allem ihre Funktionalität im Vordergrund, und es wurde nach Erklärungen für dementsprechende Defizite und nach geeigneten Schutzmaßnahmen gesucht“ (LANGE und LETTKE 2007:29) – jetzt aber stehe eher die Alltagsbewältigung im Mittelpunkt der Untersuchungen (LANGE und LETTKE 2007:29). Auch die Familiensoziologen Lenz und Nestmann thematisieren kritische Perspektiven tendenziell eher im Sinne eines „Nichtgelingens“ persönlicher Beziehungen, die sich in Gewalt oder Belastungssituationen wie Trennungen äußern können (vgl. LENZ und NESTMANN 2009:23)¹. Anders gestalten sich dagegen solche Beiträge, die Familie in einem gesamtgesellschaftlichen Kontext thematisieren und problematisieren. In einem stadtgeographischen Kontext sind das insbesondere Beiträge wie die von Richard Sennett und Susanne Frank: Während Sennett sich schon früh mit der inneren Verfasstheit von Familien und deren Abschottung in Quartieren beschäftigte (SENNETT 1970, 1974²), setzt Susanne Frank bei einer an sich abschottenden Mittelschichtsfamilien ausgerichteten Stadtpolitik an (2012). Diese beiden Arbeiten sind insofern bemerkenswert, als hier argumentiert wird, dass der sonst als positiv bewertete Hang der Familien zum Schutz der Ihrigen zu einer Entsolidarisierung führt, die sich im städtischen Gefüge durch Segregationsprozesse bemerkbar macht und die stadtpolitisch begleitet wird. Auch Gill Valentine beobachtet im ländlichen Kontext, dass Familien aufgrund der Fürsorge ein ländliches Idyll konstruieren, das eine behütete Kindheit verspricht, mit einem meßbaren Gefahrenpotential allerdings nicht mehr viel zu tun hat (VALENTINE 1997).

Der Übergang von einer politikberatenden zu einer gesellschaftskritischen Perspektive ist hier fließend, zumal es sich bei dem Thema Familien ohnehin um ein normativ-politisches „Schlachtfeld“ handelt, wenn man so will (siehe hierzu z. B. LENZ 2005:10, NAVE-HERZ 2003b:23f, BURKART 2010:123, HAHN 2007). Am anderen Ende dieses Kontinuums wären dann explizit politische Arbeiten zu verorten, die die bürgerliche Kernfamilie grundsätzlich in Frage stellen³, wie das auch bereits bei den Sozialutopisten des ausgehenden 18. und 19. Jahrhunderts der Fall war⁴. Speziell in Deutschland sieht Nave-Herz einen äußerst engen Zusammenhang zwischen Politik und Wissenschaft: „In kei-

¹In einem anderen Beitrag stellt Lenz selbst fest, dass die „dark sides“ der Familie oft übersehen werden (LENZ 2005:13), bezieht sich aber damit auch auf Phänomene innerhalb der Familie.

²Die Arbeiten tragen entsprechend auch vielsagende Titel: „The brutality of modern families“ (1970) sowie „Families against the city“ (1974). Letzterer Titel befasst sich mit der Abschottung der nun gängigen Kernfamilie im ausgehenden 19. Jahrhundert.

³So befasste sich z. B. Friedrich Engels in seiner Arbeit mit der Genese der monogamen Familie in seinem 1884 publizierten Werk „Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats“ ENGELS (1884). Vgl. auch HAHN 2007.

⁴So konstatierte Charles Fourier (1772-1837): „In allen übrigen Vereinigungen verlangt der Mensch Freiheit der Bewegung und sucht die möglichste Ausdehnung seiner Verbindungen. Unsere Philosophen selbst predigen, daß man die philanthropische Freundschaft auf die ganze Menschheit ausdehnen und Alle als Brüder betrachten müsse, der Ehrgeiz solle uns treiben, uns mit den Freunden des Handels auf dem ganzen Erdboden zu verbinden, aber in Sachen der Liebe und des Familienbandes zwingt man uns in den möglichst kleinsten Kreis. Man überlasse die Liebe ihrem natürlichen Hang und überlasse ihr selbst, sich ihre Grenzen zu ziehen“ (zitiert nach BEBEL 1890:122).

nem anderen europäischen Staat gibt es eine derart feste Verankerung zwischen Wissenschaft und praktischer Familienpolitik wie in Deutschland“ (NAVE-HERZ 2003b:27). Und wenn man sich vor Augen führt, dass das Deutsche Jugendinstitut, das zu 50 Prozent aus Bundesgeldern finanziert wird, auch in den 2000er Jahren gewachsen ist (JUGENDINSTITUT 2013), scheint kein gegenläufiger Trend absehbar zu sein und die Zahl der Arbeiten zum „Zustand der Familie“⁵ wird daher voraussichtlich nicht so schnell abnehmen.

Abschließend folgt zwar kein Versuch einer Definition, aber dennoch der Hinweis auf Eckpunkte des Familienbegriffs, wie er auch hier Verwendung finden soll. Familie wird zumeist beschrieben als bestehend aus mindestens zwei Generationen, zwischen denen Solidaritätsbeziehungen bestehen (s. LENZ 2005:13), die aber im selben Maße, wie die Pluralisierung zunimmt, als Konstrukt fragiler wird, weil eine soziale Elternschaft (bspw. in Form „angeheirateter“ Kinder) z. B. leichter aufkündbar zu sein scheint (vgl. LENZ 2005:13ff zur Trennung biologische-soziale Familie). Gerade wenn man an „soziale Elternschaft“ denkt, wird deutlich, dass Familie zu großen Teilen Interpretationsarbeit ist, die kontextuell verhandelt wird. „Familie“ wird dann in dem Sinne zur Metapher, die eine bestimmte Form persönlicher Beziehungen beschreibt, die sich durch bestimmte Interaktionsformen (Intimität z. B.) und Deutungsmuster (Gefühl der Nähe oder Verpflichtung) auszeichnet. Dass diese Form in vielen Fällen – aber längst nicht mehr nur alleinig – mit der biologischen Verwandtschaft in Beziehung steht, bleibt dann ein empirisches Phänomen, bzw. eine der theoretischen Perspektiven auf Familie, die nun Thema des anschließenden Kapitels sein wird. Im Zuge der vorliegenden Arbeit soll daher auf dieses Lenz'sche Verständnis von Familie zurückgegriffen werden, das Familie als Praxisform begreift und im Gegensatz zu solchen Begriffsdefinitionen wie dem von Kurt Lüscher steht, der stärker auf die biologische Komponente abhebt (vgl. LÜSCHER 2012)⁶.

4.1.1.2 Theoretisch-konzeptionelle Perspektiven der Familiensoziologie

Versucht man sich nun einen Überblick über theoretische Ansätze in der Familiensoziologie zu verschaffen, stößt man auf mitunter eigenartige Konstruktionen, in denen der Individualisierungsthese und der Differenzierung der Status einer Theorie zugesprochen wird, und auf einer Ebene mit dem Funktionalismus und Strukturfunktionalismus angesiedelt wird⁷ – neben Rational-Choice-Ansätzen, dem Symbolischen Interaktionismus, Marxismus und den Gender Studies (so BURKART 2006:131). Während also der Familiensoziologie insgesamt (BURKART 2010:132) und dem Symbolischen Interaktionismus im Besonderen (MÜHLING und RUPP 2008:82) in solchen Darstellungen Theorielosigkeit unterstellt wird, konstatieren Lange und Lettke dennoch eine theoretisch-konzeptionelle Hinwendung zur Mikroebene, speziell zu Perspektiven, die sich mit Alltag beschäftigen (LANGE und LETTKE 2007:29). Diese Ansätze schließen zwar an den Interaktionismus grundsätzlich an, insgesamt sind

⁵Ähnlich der Titel eines Beitrages von Rüdiger Peuckert: „Zur aktuellen Lage der Familie“, in dem anhand statistischer Daten die Familie charakterisiert wird (2007). In dieselbe Schublade ließen sich aber letztlich auch alle Arbeiten stecken, die die Pluralisierung der Familie konstatieren z. B. BECK-GERNSHEIM 1998 mit dem Titel „Was kommt nach der Familie?“, von denen es nicht eben wenige gibt.

⁶So identifiziert er „Generativität“ als den Kern des Familialen, die sich in Bezug auf die dazugehörigen Praktiken wiederum dadurch auszeichne, dass sie auf „a sociocultural task required by human biology“ (LÜSCHER 2012:101) rekurriere. Dieser Bezug auf die Biologie ist insofern irritierend, als der Unterschied Biologie-Kultur noch wenige Zeilen zuvor thematisiert wird (LÜSCHER 2012:100) und weitläufig bekannte Ergebnisse der historischen Familiensoziologie und Ethnologie ausblendet, die deutlich machen, dass die praktische Abhängigkeit des Säuglings nicht per se bedeutet, dass die Verantwortung von einer sozialen Institution geleistet werden muss, die der Kernfamilie nahe kommt (zur sich erst im Zuge der Modernisierung herausbildenden Kernfamilie s. auch NAVE-HERZ 2003c:38f).

⁷Hierdurch zeichnen sich die Beiträge von BURKART 2006 sowie MÜHLING und RUPP 2008 aus.

hier aber wiederum deutliche Unterschiede in der Schwerpunktsetzung zu finden. Neben den eher klassisch interaktionistischen Ansätzen (zu denen z. B. KEPPLER 1994 oder HILDENBRAND 2005 zu zählen wären, auf die auch LENZ 2005 verweist) sind aber auch noch stärker praxistheoretisch orientierte Ansätze wie die der alltäglichen Lebensführung (VOSS 1991, PROJEKTGRUPPE 1995, JÜRGENS 2001⁸), des „doing family“ (DALY 2003, NELSON 2006, RÖNKÄ und KORVELA 2009) bzw. der „Herstellung von Familie“ (SCHIER und JURCZYK 2007, JURCZYK 2014b) zu nennen, deren Gemeinsamkeit eine Fokussierung auf sog. „raumzeitliche“ Aspekte des Alltags ist und die insbesondere die Vereinbarkeitsproblematik im Blick haben⁹. Hier finden sich vielfach Verweise auf die Zeitgeographie (u. a. bei Voss 1991:79ff, JURCZYK 2014b:53; vgl. auch LANGE und LETTKE 2007:32f), die ein dankbarer Anknüpfungspunkt zu sein scheint, wenn auch die Synchronisation individueller Alltagsabläufe von Interesse ist – wobei hier ein absolutes Raum- und Zeitverständnis zur Anwendung kommt.

Jurczyk unterscheidet in Abgrenzung rein interpretativer Ansätze (2014b:56) in ihrer Konzeption der „Familie als Herstellungsleistung“ die Handlungsmuster, Lebenslagen und Ressourcen sowie die Deutungs- und Werteebene (2014b:58f), die sich wiederum auf drei Ebenen beobachten lassen, nämlich dem Balancemanagement, der Konstruktion von Gemeinsamkeit sowie dem „displaying family“ (2014b:61f). Empirisch umsetzen lässt sich dieser Ansatz in seiner Gänze allerdings nicht, da er kein Angebot enthält, wie all die verschiedenen Ebenen¹⁰ miteinander in einer Weise verknüpft werden können, die mehr darstellt als eine summarische Auflistung relevanter Aspekte von Familienleben und stattdessen über sie hinaus verweist. Denn alleine der Verweis, dass diese Aspekte bzw. Ebenen miteinander – in kontingenter Weise – zusammenhängen, genügt hierfür nicht. In der bislang vorgeschlagenen Form bleibt die „Herstellung von Familie“ daher ein nicht empirisch untersuchbares Rahmenkonzept, da ihr der eigenständige Gegenstand fehlt. Trotz dieser Tücken bietet er dennoch einen alternativen Impuls, der wegführt von den stärker funktionalen Ansätzen in der Familiensoziologie und insbesondere qualitative Ansätze nahelegt (vgl. auch JURCZYK 2014a:121, Fußnote).

Einen Anknüpfungspunkt könnte die bewusste Anbindung der AutoInnen des „Herstellungsansatzes“ an modernisierungstheoretische Befunde der „Reflexiven Moderne“ darstellen, wenn nämlich Familie als nicht mehr selbstverständlich gegebenes, sondern als „herzustellendes“ Moment konzipiert wird und zur Untersuchung hiervon der Alltag als Brennglas dienen soll (JURCZYK 2014b:52). Diese These deckt sich allerdings aus meiner Perspektive nicht ganz mit den Formulierungen von Beck und seinen MitstreiterInnen, die das reflexive Moment eher in der öffentlichen Auseinandersetzung ausmachen und abseits davon von der Vervielfältigung der Handlungsorientierungen ausgehen (siehe Kap. 3.3.2), die nach wie vor die Grundlage für das Handeln dienen. An den Mechanismen von Handlungen selbst ändert sich dabei aus der hier vorliegenden theoretischen Perspektive nichts. Auch meine empirischen Ergebnisse stehen dieser verallgemeinernden These eher entgegen und verdeutlichen, dass zwar in der kommunikativen Auseinandersetzung mit Familie auf die Vervielfältigungen der Handlungsorientierung Bezug genommen wird, diese aber wiederum milieuspezifisch (und damit *einer* bestimmten Handlungsorientierung verpflichtet) kontextualisiert wird. So werden hier die Beobachtung der Vervielfältigung der Handlungslogiken auch wieder als gesellschaftliche Selbstbe-

⁸Kerstin Jürgens befasst sich im Speziellen mit „familiärer Lebensführung“ (JÜRGENS 2001).

⁹Das Thema der „Entgrenzung von Familie und Arbeit“ nimmt dabei eine prominente Stellung ein, vgl. z. B. JURCZYK ET AL. 2009, JÜRGENS 2009:59ff, JURCZYK 2014b:53.

¹⁰Neben den bereits erwähnten Ebenen der Lebensführung und der Grundformen der Herstellung von Familie finden sich noch verschiedene Handlungsmodi, Akteursebenen sowie Handlungsinhalte (JURCZYK 2014b:58ff).

schreibungsformel interpretiert und als im Alltag verfügbares Sachwissen (s. Kap. 2.3) bezeichnet (hierzu ausführlicher am Ende des Kapitels in 4.2.4).

4.1.1.3 Die multilokale Mehrgenerationenfamilie in Deutschland – Die Erweiterung der Kernfamilie

Mit der gestiegenen Lebenserwartung kommt es – wie bereits erwähnt – zu einer sozialen Erweiterung von Familie, u. a. durch eine länger andauernde Phase von Großelternschaft, die neue Beziehungsstrukturen mit sich bringt (LANGE und LETTKE 2007:21). Dieser Befund, den Lauterbach (2004) detailliert nachzeichnet, beflügelt eine Diskussion, die sich um den Begriff der „multilokalen Mehrgenerationenfamilie“ dreht und die neben der Betonung einer demographisch bedingten Entwicklung die Beschränkung auf einen haushaltsorientierten Familienbegriff ablehnt (vgl. BERTRAM 2000, BERTRAM 2002; NAVE-HERZ 2003a; BURKART 2010).¹¹ Denn es besteht kein berechtigter Grund zur Annahme, dass nach dem Auszug der Kinder-Generation und ggf. mit der Neugründung einer eigenen (Kern-)Familie¹² die Kontakte zur Herkunftsfamilie eingestellt werden und diese nicht mehr als Familie betrachtet werden. Daher erscheint demnach der Begriff der multilokalen Mehrgenerationenfamilie geeigneter, die heute gängige Form der Familie zu beschreiben: „Multilokal sind solche Familienbeziehungen, weil die Familienmitglieder nicht notwendigerweise in einem Haushalt wohnen, sondern in mehreren Haushalten und dennoch enge, persönliche und familiär intime Beziehungen unterhalten“ (BERTRAM 2000:101). Familiäre Beziehungen zeichnen sich dabei durch Fürsorgebeziehungen aus, die meist nicht im gleichen Maße zwischen Freunden entstehen, und sind durch Ambivalenz geprägt (BERTRAM 2000:101; siehe zur Ambivalenz auch den nächsten Kapitelabschnitt). Bertram macht in diesem Zusammenhang nach Bengtson und Schrader 1982 folgende Merkmale familialer Beziehungen aus:

- **Assoziational** sind Familienbeziehungen, wenn sich die Familienmitglieder zumindest gelegentlich begegnen, um Interaktion in Kopräsenz¹³ überhaupt erst zu ermöglichen (BERTRAM 2000:102). Zwar betont auch Bertram, dass die Häufigkeit dabei nicht ausschlaggebend ist. Beziehungen aber, die auch über lange Zeiträume ohne *physischen* Kontakt bleiben, und dennoch weiter bestehen, werden damit allerdings ausgeblendet.
- Als **strukturelle** Bedingung nennt Bertram die räumliche Nähe zwischen den Haushalten, die die Kontakthäufigkeit maßgeblich beeinflusst (BERTRAM 2002:102). Die vielzitierte Formel der „Intimität auf Distanz“ (ROSENMAYR 1976:337ff) beschreibt in diesem Zusammenhang, dass die Trennung der Haushalte für erwachsene Familienmitglieder eher förderlich denn hinderlich für die Qualität der Beziehungen ist (s. auch SCHWEPPE 2007:272). Rein statistisch betrachtet lebt aber der Großteil der Kinder in der Nähe ihrer Eltern und ist daher erreichbar – dieser Anteil sinkt allerdings mit zunehmenden Bildungsniveau (LAUTERBACH 2004:198ff/221), was sich mit einer höheren Berufsmobilität erklären lässt.

¹¹So stellt Burkart ernüchtert fest: „Musste wirklich erst die neuere Generationenforschung zeigen, dass Familien auch dann noch Familien sind, wenn die Generationen nicht alle unter einem Dach wohnen?“ (BURKART 2010:137).

¹²Was auch als Neolokalität bezeichnet wird (BERTRAM 2002:526).

¹³Dieser Aspekt der Kopräsenz wird im nächsten Kapitelabschnitt 4.2.3 vertieft.

- Es wurde bereits auf den nächsten Aspekt verwiesen, den **emotionalen**, der sich zum einen durch das emotionale Engagement und Bindungen sowie auch ambivalente Gefühle zusammensetzt, die in Familien eine bedeutende Rolle spielen (BERTRAM 2000:102).
- Die Fürsorge und alltägliche Arbeitsteilung wird als **funktionale** Bedingung beschrieben (BERTRAM 2000:102), was zum einen im Hinblick auf Kinder und ihre Eltern zutrifft, zum anderen aber auch bei Großeltern der Fall ist, die ebenfalls Unterstützung und Hilfe (praktischer, emotionaler und finanzieller Art) leisten (vgl. IGEL 2011:34).
- **Konsensual** sind Familienbeziehungen insofern, als dass eine gemeinsame Geschichte und Erfahrungen bestehen, auf die in Alltagserzählungen zurückgegriffen werden kann (vgl. hierzu auch KEPPLER 1994), die zum Teil der eigenen Persönlichkeit werden (BERTRAM 2000:102f).
- Zuletzt besteht „in der Regel auch ein Gefühl der Verantwortlichkeit für die andere Generation“ (BERTRAM 2000:103), das einen **normativen** Beziehungskontext begründet.

So plädiert Bertram dafür, die *gelebten* Beziehungen zur Grundlage der Diskussion um Familien zu machen, denn: „Die Beschreibung dieser Merkmale zeigt zunächst, daß die alleinige Konzentration auf das Zusammenwohnen die wichtigsten Voraussetzungen für Fürsorge und Solidariät innerhalb der Familie außer acht läßt.¹⁴ Denn emotionale Bindungen, Verantwortlichkeit gegenüber anderen Generationen, die Bereitschaft zu Unterstützungsleistungen und eine gemeinsame geteilte Familiengeschichte als wichtige Voraussetzung familiärer Solidarität können sich in einem gemeinsamen Haushalt entwickeln, müssen es aber nicht“ (BERTRAM 2000:103). Den Grund für die Wahrnehmung der Kernfamilie als DIE Familienform schlechthin sieht Bertram in der Struktur der Industriegesellschaft gegeben, die nicht nur eine gesamtgesellschaftliche Arbeitsteilung, sondern auch familiäre Arbeitstrennung begünstigt und propagiert hat, die sich nicht zuletzt in städtischen Strukturen mit getrennten Wohn- und Arbeitsquartieren niedergeschlagen hat (BERTRAM 2002:521). Die isolierte Kleinfamilie, die weder heute noch zu Zeiten der Industrialisierung in der Form bestand, die ihr unterstellt wurde, bezeichnet er daher auch als „Mythos“ (BERTRAM 2000:97).

Kritik an der sozialwissenschaftlichen Haushaltsfixierung wird derzeit auch im Rahmen der Diskussion um multilokales Wohnen geübt (s. hierzu ausführlicher Kap. 4.2.2) und dafür plädiert, den Blick von dieser nach wie vor in der Statistik aktuellen Konstruktion des Haushalts hin zu den gelebten Beziehungen zu erweitern. Auf dieser Grundlage lassen sich wiederum die statistischen Erhebungen anpassen, um so die Beziehungsarrangements adäquater abzubilden (DITTRICH-WESBUER ET AL. 2015:421), die sich auch aufgrund von Trennungen und Scheidungen bzw. sog. „Patchwork“-Arrangements komplex darstellen (vgl. SCHIER 2013). Aber auch demographische Entwicklungen selbst führen grundsätzlich zu einer veränderten Wahrnehmung familialer Beziehungen. So wird eine Verlängerung der Lebenserwartung genannt, die z. B. Großelternschaft überhaupt erst zur plan- und gestaltbaren Lebensphase macht (NAVE-HERZ 2003a:77), während die frühe Familienphase, in der die Kinder abhängig von den Eltern sind, aufgrund der geringeren Kinderzahl kompakter wird. Damit gestalten sich die Generationenbeziehungen stärker in Form einer „Bohnenstange“, was das Phänomen beschreibt, „dass die Anzahl der in direkter Linie gleichzeitig lebenden Generationen größer ist

¹⁴Er schlägt daher die Analyse familialer Beziehungen in Form von egozentrierten Netzwerken vor, die anhand von Namensgeneratoren („An wen wenden Sie sich bei persönlichen Problemen?“ etc.) die wahrgenommenen bzw. praktisch gelebten persönlichen Netzwerke rekonstruieren (vgl. BERTRAM 2000:104ff, 2002; ähnlich geht auch HORMANN 2013 vor).

als noch im 19. Jahrhundert bei gleichzeitigem Rückgang der Anzahl der horizontalen Generationen (vgl. LAUTERBACH 2004:224).

4.1.2 Generationenbeziehungen – Familiäre Ambivalenzen

Da für die vorliegende Arbeit *Großeltern* um Gespräche gebeten wurden, die bereits begrifflich als spezifische Generation angesprochen sind, soll nun zunächst ein kurzer Überblick über die soziologische Forschung zum Thema der Generationen gegeben werden. Hierfür müssen zwei Aspekte unterschieden werden: zum einen die Beschäftigung mit gesellschaftlichen, historischen Generationen, zum anderen innerfamiliäre Beziehungen zwischen Generationen (vgl. NAVE-HERZ 2003a:74, KOHLI 2007:47/59).¹⁵

4.1.2.1 Die historisch-gesellschaftlichen Generationen

Der wesentliche Bezugspunkt für die Beschäftigung mit Generationen als gesellschaftlichem Kollektiv stellt nach wie vor Mannheims Generationenaufsatz dar (KOHLI 2007:47; NAVE-HERZ 2003a:74; vgl. auch Kap. 2.2.1.3). Kohli sieht anknüpfend daran zwei Themen, die die Generationenforschung bis heute beschäftigen: „das Problem der Abgrenzung zwischen der Generationen und das Problem des Verhältnisses von Generation zu anderen Grundlagen der gesellschaftlichen Formierung von Bewusstsein und kollektiver Mobilisierung“ (KOHLI 2007:47). Das erste Problem hielt Mannheim selbst für nicht ausschlaggebend¹⁶ (vgl. Kap. 2.2.1.3) und lehnte es daher ab, sich auf fixe Zeiträume festzulegen: „Es ist überhaupt ein Fehlgriff, den die meisten Forscher begehen, zu meinen, ein wirkliches Generationsproblem gebe es nur dann, wenn man eine Generationsrhythmik mit ein für allemal fixierbaren zeitlichen Intervallen aufzuweisen imstande ist. Das Generationsproblem ist ein zu erforschendes und reichhaltiges Problem, auch dann, wenn die Intervallentheorie sich als unnachweisbar zeigen sollte“ (MANNHEIM 1928:1.I-9). Mannheim befasst sich daher ausgehend von kunstgeschichtlichen Arbeiten zu Stilrichtungen stattdessen mit anderen Aspekten und stellt angelehnt an Dilthey fest: „Gleichzeitig aufwachsende Individuen erfahren in den Jahren der größten Aufnahmebereitschaft, aber auch später dieselben leitenden Einwirkungen sowohl von seiten der sie beeindruckenden intellektuellen Kultur als auch von seiten der gesellschaftlich-politischen Zustände. Sie bilden eine Generation, eine Gleichzeitigkeit, weil diese Wirkungen einheitlich sind“ (MANNHEIM 1928:1.I-6). Mannheims Generationen beruhen also nicht auf „konkreter Gruppenbildung“, es handelt sich vielmehr um die Grundlage für einen konjunktiven Erfahrungsraum (MANNHEIM 1928:II-10f), der in der biographischen Anlage ähnlich ist (vgl. hierzu SCHÜTZE 1983:283f, der versucht, typische biographische Erfahrungsstrukturen, „Prozessstrukturen des Lebenslaufs“, zu erkunden). So unterscheiden sich die Erfahrungs- und Erlebnisstrukturen, denn: „Innerhalb einer Generation werden in der Regel widerstreitende Konsequenzen aus einer gemeinsam erlebten Situation gezogen“ (BUDE 2010:426). In der empirischen Forschung werden Generationen zumeist in Form von deduktiv festgelegten Kohorten nach Geburtsjahrgän-

¹⁵Dabei ist anzumerken, dass eine Generationenforschung, die sich mit dem Zusammenleben unterschiedlicher Generationen im *außerfamiliären* Alltag beschäftigt, in diesem Kapitel nicht explizit erörtert wird, da dies für die vorliegende Arbeit kein relevantes Thema zu sein schien. Auf einer Makro-Ebene geht es im Kontext von „Generationen“ im außerfamiliären Kontext eher um politische Konsequenzen generationeller Rivalitäten. Vgl. hierzu auch BUDE 2010. Der Aspekt des Zusammenlebens von Generationen scheint wiederum eher den ErziehungswissenschaftlerInnen (Stichwort „Intergenerationelles Lernen“) und den RaumplanerInnen respektive GeographInnen vorbehalten zu sein („Generationenwohnen“). Da dies nicht Thema meiner Arbeit ist, werde ich diese Aspekte weitgehend außen vor lassen.

¹⁶Das steht im Gegensatz zu Kohli, der den Versuch einer Lösung aber dennoch nicht für aussichtslos hält (KOHLI 2007:49).

gen operationalisiert, was sich zwar in der quantitativen Forschung bewährt habe (BUDE 2010:425), aber „sie erklären nicht, was Generationen hervorbringt, wie sie sich erhalten und welche Rolle eine Generation im Verhältnis der Generationen spielt“ (BUDE 2010:426). Erfolgversprechender scheint es daher zu sein, sich stattdessen mit der Bedeutung von Generationen auf Subjektebene zu befassen – wenngleich Bude darauf hinweist: „Die Befragten können im ersten Anlauf gar nicht sagen, welcher Generation sie angehören, oder sie bestreiten, ein typischer Vertreter dieser oder jener Generation zu sein. Was sie aber ganz sicher sagen können, ist, welcher Generation sie sich auf keinen Fall zurechnen. Generationszugehörigkeiten definieren sich also zunächst und zumeist nicht über Identitäts-, sondern über Differenzmarkierungen“ (BUDE 2010:426).

4.1.2.2 Generationen als gesellschaftliche Selbstbeschreibungsformel

Wenn man davon ausgeht, dass Generationenverbundenheit als identitäre Notwendigkeit (und sei es durch Abgrenzung) zur Herstellung eines biographischen Orientierungsrahmens notwendig ist, wie auch Kohli argumentiert (2007:50), dann wird der Blick nun auf die subjektiven Prozesse der Auseinandersetzung mit einem solchen „Identitätsangebot“ gelenkt. So stellt sich für die Generationsforschung z. B. die Frage, wie man sich durch bestimmte zeithistorische Ereignisse geprägt fühlt (vgl. KOHLI 2007:51f), die allerdings nur dann relevant werden können, wenn ein Diskurs hierüber vorhanden ist (KOHLI 2007:53)¹⁷. Ein Impuls, der in diesem Kontext aus der Geschichtsforschung kommt, vollzieht eine konstruktivistische Wende und betrachtet Generation als Form kollektiver Selbstzuschreibung (BUDE 2010:428) und nicht mehr als Analysekategorie. Als identitärer Prozess bzw. sinnstiftender Vorgang der Selbstverortung geht es daher mehr um „Generationalität“ menschlicher Orientierungsmuster denn um zu beschreibende Generationen (REULECKE 2003:VIII). So hält die Historikerin Ulrike Jureit fest: „Für eine theoriegeleitete Generationenforschung hat es sich als sinnvoll erwiesen, grundsätzlich zwischen ‚Generation‘ als Selbstthematisierungsformel und ‚Generation‘ als analytischer Kategorie zu unterscheiden. Selbstthematisierung meint in diesem Zusammenhang zum einen, dass sich jemand in Beziehung zu sich selbst setzt, diese Selbstbetrachtung reflektiert und sich zugleich einem Kollektiv zugehörig fühlt, das er für sein eigenes Selbstverständnis als relevant ansieht und durch das er sich mit anderen, die er als gleich oder zumindest ähnlich erachtet, verbunden glaubt. Zum anderen heißt generationelle Selbstbeschreibung aber auch, dass sich soziale Gruppierungen als ‚Generationen‘ imaginieren und artikulieren, um auf diesem Wege bestimmte Interessen oder Bedürfnisse in die Gesamtgesellschaft zu kommunizieren. ‚Generation‘ ist also sowohl eine individuelle Zuordnungsgröße als auch eine kollektive Selbstbeschreibungsformel“ (JUREIT 2006:2). Ein Streitpunkt dabei ist, welches die relevanten Ereignisse sind: „Lange Zeit herrschte in der Generationenforschung die Auffassung vor, generationsstiftend seien allein historische Großereignisse wie Revolutionen, Naturkatastrophen oder Weltkriege. Man kann durchaus Zweifel anmelden, dass solche einschneidenden Geschehnisse in jedem Fall generationell verarbeitet werden, allerdings ist nicht von der Hand zu weisen, dass sich insbesondere politische Generationen, wie Mannheim sie vor Augen hatte, an ‚zentralen Bezugseignissen‘ (M. Rainer Lepsius) orientieren“ (JUREIT 2006:4). Daher stellt sich ganz grundlegend die Frage, was als solches „Ereignis“ überhaupt relevant wird, denn hält man sich die z. B. die Beschleunigungsformel vor Augen, könnten es auch durchaus historisch gedeutete

¹⁷Oder in wissenssoziologischen Worten: wenn ein Ereignis in den gesellschaftlichen Wissensvorrat überführt wurde.

Prozesse (wie eben die soziale Beschleunigung) sein.¹⁸ Dies ist kompatibel mit einer Perspektive auf Generationen, die diesen Begriff eher als strukturbildend begreift, ähnlich wie das Jureit formuliert: „Es erweist sich vielmehr als ergiebiger, die kommunikativen Bedingungen, unter denen generationelle Selbstverortungen vorgenommen werden, stärker in den Blick zu nehmen. *Generation building* ist ein überwiegend im öffentlichen Raum lokalisierter Vergemeinschaftungsprozess und somit Gegenstand und Ergebnis kollektiver Verständigungen. Aber wie kann eine Verbundenheit zwischen Menschen hergestellt werden, die zwar von sich meinen, über ähnliche Prägungen zu verfügen, deren Erfahrungen aber trotz aller Gleichheitsbekundungen doch mehr Unterschiede als Gemeinsamkeiten aufweisen? Vergemeinschaftungen brauchen medial verfügbare Identifikationsobjekte, damit potenzielle Gemeinsamkeiten überhaupt verhandelt und tradiert werden können“ (JUREIT 2006:8). Die Erwähnung von *generation building* als im öffentlichen Raum lokalisiert rechtfertigt dann auch, generationelle Beschreibungsformeln als Element des gesellschaftlichen Wissensvorrats zu begreifen, das stets in Beziehung zu anderen Wissens-elementen gesetzt wird. Aus einer historischen Perspektive bedeutet das dann: „‘Generation’ war und ist immer dann besonders gefragt, wenn andere Ordnungsmuster wie beispielsweise ‚Nation‘ nicht zur Verfügung stehen, ihre Bindungskraft eingebüßt haben oder als belastet gelten. [...] ‚Generation‘ ist ein gesellschaftlicher Kollektivbegriff, der sich je nach historischer Situation unterschiedlich stark politisch aufladen lässt. Von politischen Eliten wird er ebenso beansprucht wie von flüchtigen Gemeinschaften mit ähnlichen Konsumgewohnheiten. Bindungsintensität, Identitätsbezug und Handlungsrelevanz können bei ‚Generationen‘ erheblich differieren, und diese Elastizität macht sie für die gesellschaftliche Verortung besonders attraktiv. ‚Generation‘ verfügt somit über ein erhebliches Identitätspotenzial“ (JUREIT 2006:9). In der vorliegenden Arbeit würde sich hieran anknüpfend die Frage stellen, wie und wann eine generationelle Selbstverortung in Auseinandersetzung mit dem familialen Alltag aufscheint, in welchem milieuspezifischen Kontext das der Fall ist und ggf. mit welchen räumlichen Begrifflichkeiten sie in Beziehung gesetzt wird. Denn wie Jureit feststellt: „Generationenbildungen können sich nahezu auf alle Lebensbedingungen beziehen und sie zum Gegenstand altersspezifischer Selbstdeutung werden lassen. Denn der Generationenbegriff ist eben nicht nur ein Erfahrungsbegriff, sondern insbesondere auch eine Verarbeitungskategorie, mit der sich Menschen sowohl ihre alltäglichen als auch ihre biografisch einschneidenden Erlebnisse aneignen. [...] Der Einzelne will wissen, wie andere mit bestimmten Erfahrungen, die er für vergleichbar hält, umgehen. Und da eine solche Erfahrungsverarbeitung mit Wahrnehmungsmustern, sozialen Kompetenzen, bestimmten Vorerfahrungen und Deutungsrastern zusammenhängt, ist es naheliegend, sich für eine solche vergleichende Selbstdeutung an Altersgenossen zu orientieren“ (JUREIT 2006:11).

Nun wird der Aspekt der historischen Generationen in der empirischen Betrachtung der vorliegenden Arbeit aufgrund der festgesetzten Schwerpunktlegung nur randlich aufscheinen (u. a. Kap. 7.2.1.2), stattdessen sind es die Generationenbeziehungen *innerhalb der Familie*, die großen Raum einnehmen werden.

4.1.2.3 Generationenbeziehungen in Familien

Die Forschungsrichtung, die sich den Generationenbeziehungen innerhalb von Familien zuwendet, ist zu einem großen Teil durch den Austausch-Ansatz geprägt, Begriffe wie Reziprozität und Aus-

¹⁸ Als Beispiel kann man sich den Großvater vorstellen, der dem Enkel erklärt, dass „früher“ Konsumgüter wesentlich langlebiger waren und man daher eine andere Beziehung zu ihnen hatte.

tausch materieller Leistungen stehen dabei im Mittelpunkt (vgl. KOHLI 2007:61ff). Dazu gehören finanzielle Transfers (das Taschengeld an die Enkel, die Unterstützung während der Erziehungszeiten oder bei geringer Rente), ebenso wie die emotionale Unterstützung und praktische in Form von Betreuung (siehe zum letzten Punkt den Abschnitt zur Großelternschaft). Innerhalb der generationellen Beziehungen selbst wird häufig die sog. intergenerational stake-Hypothese diskutiert (KOHLI 2007:59, KOPP und STEINBACH 2009, HÖPFLINGER 2009:321, TIMONEN und ARBER 2012:11), die auf der Beobachtung beruht, dass den jüngeren Generationen die Beziehungen zu den älteren weniger wichtig ist als umgekehrt. Auf einer interaktionistischen Ebene ist dieser Aspekt durchaus bedeutsam, denn letztlich müssen sich Großeltern mit der Beobachtung auseinandersetzen, dass Oma und Opa mitunter nicht die interessantesten Beziehungspartner sind (was aber natürlich auch altersabhängig ist; siehe hierzu den empirischen Teil der Arbeit, u. a. Kap. 7.1.2.1).

In einem engen Zusammenhang steht dies zur Rolle des Generationenvertrags innerhalb der staatlichen Wohlfahrt, indem Familie als Solidarsystem gefasst wird (vgl. IGEL 2011:34f), das auffängt, was der Staat nicht leistet – oder nicht leisten will (KOHLI 2007:64).¹⁹ Dabei spielen auf einer Alltagsebene Reziprozitätserwartungen keine unbedeutende Rolle (vgl. HOLLSTEIN 2005), die auch zu Rollenkonflikten führen können (HOLLSTEIN 2005:205). Denn die „linked lives“ (ELDER 1994), in denen sich die Familienmitglieder befinden, erzeugen Spannungen, die von den Familienmitgliedern ausgetragen werden müssen. So diskutieren Bengtson et al. die Ambivalenz, den Konflikt sowie die Solidarität als zentrale Konzepte der Forschung zu Generationenbeziehungen und fragen nach deren Komplementarität (2002)²⁰. Im Hinblick auf die Solidarität unterscheiden sie dabei die bereits zitierten Aspekte der assoziativen, affektiven, konsensuellen, funktionalen, normativen und strukturellen Solidarität (Bengtson/Robertson 1991, zit. in IGEL 2011:33f; s. Kap. 4.1.1.3).

Das Konzept der **Ambivalenz** in den Generationenbeziehungen (BERTRAM 2002:527, BERTRAM 2000:101, CONNIDIS und McMULLIN 2002, KOHLI 2007, PILLEMER und MÜLLER-JOHNSON 2007) beschreibt eine Spannung als die zentrale Charakteristik der Generationenbeziehungen, die sich insbesondere ergibt durch den Gegensatz einer erstrebten Ablösung und Unabhängigkeit von den Eltern (aber auch umgekehrt von den Kindern) gegenüber dem Anspruch, einander zu unterstützen und füreinander da zu sein (KOHLI 2007:60). Das Konzept der Ambivalenz besagt dabei, dass positive und negative Einstellungen zugleich auftreten und eine alltägliche Erfahrung im Familienleben darstellen (PILLEMER und MÜLLER-JOHNSON 2007:130f). Definieren ließe sich die Ambivalenz dann folgendermaßen: „Als allgemeines Konzept wird der Begriff ‚Intergenerationsambivalenz‘ benutzt, um nicht zu vereinbarende Widersprüche in Beziehungen zwischen Eltern und erwachsenen Kindern zu bezeichnen. Das Konzept hat zwei Dimensionen: Widersprüche auf der Ebene der sozialen Struktur, sichtbar in institutionellen Ressourcen und Anforderungen, wie zum Beispiel Status, Rollen und Normen; und Widersprüche auf der subjektiven Ebene, bezüglich Kognitionen, Emotionen und Motivationen“ (PILLEMER und MÜLLER-JOHNSON 2007:133)²¹. Das bedeutet, dass zum einen die alleinige Feststellung von Konflikten noch keine Ambivalenz belegt (da auch positive Empfindungen gleichzeitig in den Blick zu nehmen sind), aber auch, dass Ambivalenz nicht per se etwas Negatives darstellt, da sie ent-

¹⁹So spricht sich Kohli beispielsweise vorsichtig gegen eine Individualförderung aus, um Familie zu entlasten, da er der Meinung ist, dass Familie als Beziehungsgeflecht durchaus durch materielle Notlagen zusammenfinde (KOHLI 2007:65). Auch hier scheint Familie als etwas (politisch) schützenswertes auf.

²⁰Im Ergebnis sind sich Bengtson et al. als Vertreter insbesondere des Solidaritäts-Ansatzes und Connidis/McMullin als Vertreter des Ambivalenz-Konzepts nicht einig, wenn es um die Frage geht, inwiefern das eine bereits im anderen enthalten ist. Siehe BENGTSON ET AL. 2002:572 sowie CONNIDIS und McMULLIN 2002.

²¹Wobei die Autoren außer Acht lassen, dass institutionelle Ambivalenzen auch subjektiv als solche erlebt werden können.

wicklungspsychologisch als Teil des menschlichen Daseins zu begreifen ist (PILLEMER und MÜLLER-JOHNSON 2007:134f).

Auf der institutionellen Ebene sprechen Piller und Müller-Johnson von gesellschaftlich vermittelten Normen und Werten, die in einen Widerspruch zueinander geraten müssen. Dazu gehört das Spannungsfeld von Solidarität/Abhängigkeit vs. Unabhängigkeit/Autonomie (PILLEMER und MÜLLER-JOHNSON 2007:137/140). Dies erzeugt Spannungen, die zunächst auf einer gesamtgesellschaftlichen Ebene zu beobachten sind, aber aufgrund der Dauerhaftigkeit und geringen Wahrscheinlichkeit der Beziehungsauflösung in Familien nochmals einen anderen Charakter annimmt (PILLEMER und MÜLLER-JOHNSON 2007:138). Eine weitere Quelle für Ambivalenzen in Generationenbeziehungen ergeben sich aus den unterschiedlichen Entwicklungsstufen, in denen sich die Beteiligten befinden (PILLEMER und MÜLLER-JOHNSON 2007:139), aber auch in der modernen weibliche Rolle, die einerseits Häuslichkeit als Form der Unterdrückung problematisiert, gleichzeitig aber der Anspruch besteht (und in der Praxis als befriedigend erlebt wird), Fürsorge für geliebte Menschen zu leisten (PILLEMER und MÜLLER-JOHNSON 2007:141f). Diese Widersprüche werden sich auch in den hier untersuchten Fällen zeigen, wobei es unterschiedliche Formen des Umgangs damit gibt (s. insb. Kap. 7.2.2).

4.1.3 Großeltern als Thema der soziologischen Familienforschung

Die familiensoziologischen AutorInnen sind sich weitgehend einig darüber, dass Großelternschaft aufgrund demographischer Entwicklungen gesellschaftlich immer bedeutender wird: viele Menschen erleben dank einer längeren Lebenserwartung sogar noch ihre Urenkel und insgesamt eine längere gemeinsame Lebenszeit mit den Kindern und Enkeln (SCHWEPPE 2007:271; LAUTERBACH 2004; HÖPFLINGER ET AL. 2008:57; LÜSCHER und LIEGLE 2003:68ff).²² Insbesondere bedeutet diese demographische Entwicklung einen qualitativen Unterschied in der Beziehung zwischen Großeltern und ihren Enkelkindern (TIMONEN und ARBER 2012:3), weswegen z. B. Nave-Herz auch eine Differenzierung der Familienzyklus-Phasen fordert (NAVE-HERZ 2003a:81ff, insb. 84). Mit diesen Entwicklungen geht eine neue Verlaufsform von Familien einher, die auch neue Rollen für die Mitglieder im Familiensystem mit sich bringt (LAUTERBACH 2004:158f; NAVE-HERZ 2003a).

Aus der lebensweltlichen Perspektive der Großeltern ist die emotionale, symbolische Bedeutung der Großelternschaft meist sehr groß, sie wird als Bereicherung empfunden (UHLENDORFF 2007:1). Großeltern als bedeutende Mitglieder in Familiensystemen wurden im Gegensatz zu diesem Befund lange Zeit wissenschaftlich vernachlässigt, erst seit den 1980er Jahren interessiert sich die Familienforschung vermehrt für sie. 2007 konstatieren Brake und Büchner, dass bisherige Untersuchungen wenig theoriefundiert und grundlagenorientiert seien (BRAKE und BÜCHNER 2007:201) – die praktische Literatur überwiege, die sich unmittelbar an Familien oder in der Beratung Tätige wendet (vgl. z. B. OBERNDORFER 2008:236ff, DUSOLT 2004, VAMV, VERBAND ALLEINERZIEHENDER MÜTTER UND VÄTER LANDESVERBAND NRW E.V. 2006). Zudem ist insbesondere für den deutschsprachigen Raum bis heute zu konstatieren, dass es hauptsächlich quantitative Arbeiten sind, die auf Grundlage verschiedener Surveys und Panels²³ bearbeitet werden (vgl. auch den Überblicksartikel von HÖPFLINGER 2009, oder

²²Dieser Effekt wird teilweise dadurch etwas abgeschwächt, dass die Altersabstände zwischen den Generationen durch späte Geburten größer werden (siehe für das Beispiel Schweiz HÖPFLINGER und PERRIG-CHIELLO 2008:194).

²³So der Alterssurvey des Deutschen Zentrums für Altersfragen, z. B. MAHNE und HUXHOLD 2012; die Surveyforschung des Deutschen Jugendinstitutes, z. B. BIEN ET AL. 2007 – derzeit unter dem Namen AID:A; SHARE, z. B. IJEL 2011; oder pairfam, z. B. ARRÁNZ BECKER und STEINBACH 2012. Die Homepages zu diesen Surveys finden sich derzeit hier:

den Forschungsstand bei IGEL 2011:45ff – lediglich die Erkenntnisse zu den unterschiedlichen Stilen von Großeltern bilden hier eine Ausnahme, s. ausführlicher Tab. 4.1).

So hat man es hier mit einem Forschungsfeld zu tun, das noch vergleichsweise übersichtlich ist – zumal wenn man sich auf den deutschsprachigen Teil konzentriert (das steht ganz im Gegensatz zur Familiensoziologie, die rein quantitativ breit aufgestellt ist). Orientiert an der Generationenforschung (BRAKE und BÜCHNER 2007:201) halten Timonen und Arber nun als Untersuchungsschwerpunkte der Großelternforschung fest: intergenerationelle Solidarität; Konflikt und Ambivalenz; intergenerationelle Transfers und der Wohlfahrtsstaat; Großeltern als „Retter“ für Kinder oder Mütter; und zuletzt Großelternstile (TIMONEN und ARBER 2012:4ff). Diese Felder – die vorwiegend aus empirischen Arbeiten bestehen – sollen im Folgenden kurz skizziert werden. Aufgrund einiger Überschneidungen habe ich allerdings die Aspekte der Konflikte und „Großeltern als Retter“ sowie der Solidarität und Transfers zusammengelegt – und möchte hiermit sogleich beginnen.

4.1.3.1 Solidarität und Transfers in der multilokalen Mehrgenerationenfamilie

Mit der Hinwendung zur „multilokalen Mehrgenerationenfamilie“ (s. Kap. 4.1.1.3) gerät nun auch die Frage nach der Distanz zwischen den Haushalten der Großeltern und der Enkelkinder in den Blick. Betrachtet man genauer, wie weit die räumliche Trennung besteht (wohnt man noch im selben Ort, oder eine Fünf-Stunden-Autofahrt entfernt?), verweisen quantitative Untersuchungen darauf, dass die Kontakte zu räumlich näheren Großeltern zwar intensiver und besser sind (BRAKE und BÜCHNER 2007:207f, FERGUSON ET AL. 2004:12). Was dabei allerdings die unabhängige Variable ist – die schlechten Beziehungen zu den Kindern oder die Entfernung – lässt sich empirisch nicht nachvollziehen. Betrachtet man lediglich die Quantität der Beziehungen (die als Voraussetzung für enge Beziehungen betrachtet wird²⁴), finden sich Belege, die aufzeigen, dass ein regelmäßiger Kontakt zwischen Großeltern und Eltern besteht: so geben beispielsweise immerhin 75 Prozent der österreichischen Großeltern an, ihre Kinder und Enkel mindestens einmal die Woche zu sehen (WERNHART ET AL. 2008:89). Leben Großeltern weit entfernt, sehen sich die Familienmitglieder seltener und es werden oft engere Beziehungen gewünscht, besonders von Enkeln, deren Großeltern im Ausland leben. In diesen Fällen versuchen die Familienmitglieder, den seltenen physischen Kontakt aber durch regelmäßiges Telefonieren, Email etc. zu kompensieren (HÖPFLINGER und PERRIG-CHIELLO 2008:195; s. hierzu auch Kap. 4.2.3). Von einer räumlicher Trennung sind insbesondere Migrations-Familien betroffen (OBERNDORFER 2008:234).

Die Mitglieder der Familie unterstützen sich gegenseitig, darüber scheint man sich in der Forschung einig zu sein.²⁵ So helfen Großeltern sowohl finanziell als auch institutionell den jüngeren Generationen. Im Fall von Österreich wird zudem argumentiert, dass 40 Prozent der Über-50jährigen, die Enkelkinder haben, diese regelmäßig betreuen (WERNHART ET AL. 2008:93²⁶). Im Rahmen der Kin-

www.dza.de/forschung/deas (Alterssurvey), www.dji.de/index.php?id=42775 (AID:A), <http://www.share-project.org> (SHARE), sowie www.pairfam.de (pairfam; Stand August 2015).

²⁴Mit dieser implizit bleibenden These – regelmäßig wiederkehrende Kopräsenz als Voraussetzung für persönliche Beziehungen – werde ich mich gegen Ende dieses Kapitels befassen.

²⁵Aber auch alltagsweltlich scheint es eindeutig zu sein: Insbesondere in Krisensituation wird von Großeltern Hilfe in irgendeiner Form – emotional, praktisch oder finanziell – erwartet (vgl. WERNHART ET AL. 2008:48f).

²⁶Grundlage der am Österreichischen Institut für Familienforschung durchgeführten Untersuchung zu den Austauschbeziehungen zwischen Generationen waren unter anderem die Daten der Europäischen SHARE-Studie (Survey of Health, Ageing and Retirement in Europe, www.share-project.org). An der Studie beteiligen sich Forschungsgruppen aus 12 europäischen Ländern. An der quantitativen Erhebung mittels Fragebogen nahmen in Österreich etwa 1300 Personen teil (2. Welle 2006/07).

derbetreuungsstudie durch das Deutsche Jugendinstitut wurde zudem im Fall von Deutschland über den Befund diskutiert, dass viele Eltern auf Betreuungsleistungen von Großeltern zurückgreifen, um die oft ungenügende Betreuung durch Kindertagesstätten bzw. -gärten zu ergänzen (vgl. BIEN ET AL. 2007:21²⁷). Dies knüpft wiederum an das medial sehr präsente Thema der Vereinbarkeit von Familie und Beruf an, das auch die Familiensoziologie beschäftigt (vgl. Kap. 4.1.1.2). Der umgekehrte Fall wird ebenso thematisiert: Großeltern erhalten oft Hilfe in Form von Dienstleistungen (vgl. MARBACH 1998:23), so dass Großeltern zumeist als die Netto-Empfänger von praktischen Hilfsleistungen erscheinen (vgl. MARBACH 1998:23). Betrachtet man lediglich monetäre Hilfsleistungen, dann erscheinen demnach wiederum die Kinder und Enkel als die Empfänger von finanziellen Mitteln der Großeltern (SCHWEPPE 2007:278, WERNHART ET AL. 2008:53). Zusammenfassend halten Brake und Büchner als Funktionen der Großeltern-tätigkeit fest (2007:209ff): die Betreuung der Enkelkinder, das Einspringen als „Ersatzeltern“ (z. B. bei Berufstätigkeit der Eltern), als Krisenunterstützer, als Helfer in Erziehungsfragen, als Vermittler kultureller Werte („link to the past“), als Bewahrer von Familientraditionen und Familienerbe, sowie als finanzielle Unterstützer. All dies sind Aspekte, die auch im Verlauf der für die vorliegende Arbeit geführten Gespräche thematisiert wurden, durchaus auf ambivalente Weise (s. bspw. Kap. 7.1.2.1 und vgl. auch Tab. 4.1).

4.1.3.2 Konflikte und Ambivalenzen

Der Aspekt der Ambivalenz wird auch im Kontext von Großelternschaft diskutiert und damit begründet, dass es gerade durch die gegenseitigen Unterstützungsleistungen zu Abhängigkeiten komme, die Konflikte überhaupt erst schüren würden (WERNHART ET AL. 2008:19f). Empirisch stellt sich die Untersuchung von Ambivalenzen problematisch dar, denn Probleme werden außerhalb der Familie ungern angesprochen, gerade auch im Fall von Scheidung oder Trennung in der Eltern-generation (vgl. FERGUSON 2004:37). Zudem bemühen sich viele Großeltern, die Eigenständigkeit der eigenen Kinder zu respektieren und äußern sich aus diesem Grund nicht (oder ungern) zu problematischen Konstellationen (vgl. FERGUSON ET AL. 2004:87/139f²⁸). Das führe zu einer ungenügenden empirischen Erfassung von konfliktträchtigen Familienbeziehungen, und die Norm der Nicht-Einmischung wird auf diesem Weg zu einem Problem für die Forschung (TIMONEN und ARBER 2012:16; ATTIAS-DONFUT und SEGALIN 2002:285).²⁹ Gerade in ethisch-moralische Konflikte (SIEDER 2008:269) seien Großeltern dennoch stark involviert. Eine besondere Rolle spielen dabei oft finanzielle Aspekte (vgl. SZYDLIK 2002:158). Solche problematischen Beziehungen führen wiederum teilweise dazu, dass Besuche seltener werden oder dass Hilfe nicht mehr angenommen wird, um in kein Abhängigkeitsverhältnis zu geraten bzw. um die eigene Autonomie zu bewahren (SIEDER 2008:219/250).

Die AutorInnen einer französischen Großeltern-Studie betrachten ebenfalls **Trennungen als besondere Form des Konflikts**, „because it is accompanied by the risk of family ties being severed“

²⁷Im Rahmen der Studie wurden im Jahr 2005 etwa 8000 Haushalte telefonisch befragt, deren Kind/er unter sieben Jahre alt waren und noch nicht zur Schule gingen. Die Studie wurde im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend durchgeführt (vgl. auch <http://www.dji.de/kinderbetreuungssurvey>).

²⁸Empirisch zeigt sich in der vorliegenden Arbeit, dass ein solcher Respekt gegenüber der Autonomie der jüngeren Generation ganz deutlich die Vorstellungen „guter Großelternschaft“ prägt – der Aspekt selbst wird aber durchaus explizit angesprochen (da hierauf allerdings in den empirischen Ausführungen nicht vertieft eingegangen wird, sei hier nur auf drei Beispielzitate verwiesen, die im Anhang Kap. C zu finden sind: GM3-5, GV2-4, GV5-11).

²⁹Diese Norm erweitern Ferguson und Kollegen zur „norm of ‚non-communication‘“ (FERGUSON ET AL. 2004:79ff/132f), die die Autoren für so stark halten, dass sie sie der Norm der Nicht-Einmischung und der Verpflichtungsnorm an die Seite stellen würden (FERGUSON ET AL. 2004:87).

(ATTIAS-DONFUT und SEGALEN 2002:290)³⁰. Nach einer Trennung, die über kurz oder lang zu einer Aufteilung des Haushaltes führt, kann für Großeltern, die nicht durch regelmäßige Betreuungsleistungen in die Familie eingebunden sind, die Aufrechterhaltung des Kontakts zu den Enkelkindern unter Umständen schwieriger werden – zieht beispielsweise der Elternteil, bei dem das Enkelkind überwiegend lebt, etwas weiter weg (vgl. OBERNDORFER 2008:238). Vor einer Kontaktabnahme gerade zu den Enkeln haben viele Großeltern nach einer Scheidung der Kinder offenbar auch Angst und bemühen sich noch etwas bewusster um einen regelmäßigen Kontakt mit ihnen (vgl. auch OBERNDORFER 2008:239). Tatsächlich verlieren besonders die Großeltern väterlicherseits (bzw. des nicht-residentiellen Elternteils) oft den Kontakt zu den Enkeln (HÖPFLINGER und PERRIG-CHIELLO 2008:193; LUSSIER ET AL. 2002). Es konnten allerdings verschiedene Umgangsweisen mit dieser Entwicklung empirisch beobachtet werden. So erwarten es manchen Großeltern bei einer Trennung gar nicht anders und akzeptieren diese Entwicklung (FERGUSON ET AL. 2004). Und umgekehrt sehen sich manche Großeltern oft in einer Art und Weise in Anspruch genommen, die sie sich nicht gewünscht haben (FERGUSON 2004) und die sie überlasten kann (HÖPFLINGER 2009, MILLIGAN ET AL. 2005, WERNHART ET AL. 2008:60f). Besonders, wenn sie selbst noch erwerbstätig sind, oder etwa die eigenen Eltern pflegen müssen, kann die Alltagsorganisation zur Belastungsprobe für Großeltern, aber auch für die Beziehungen zu den Kindern werden. Betroffen sind hiervon in erster Linie die Großeltern mütterlicherseits, zu denen der Kontakt nach einer Trennung meist zunimmt (AHRONS 2006, FERGUSON 2004, FTHENAKIS 1998, HILTON und KOPERA-FRYE 2007), zumal es auch nicht unüblich ist, nach der Trennung wieder in die Nähe der eigenen Eltern zu ziehen, um deren Unterstützung im Alltag in Anspruch zu nehmen. Zu einer Zunahme des Kontaktes kommt es teilweise auch dadurch, dass die Eltern ganz bewusst versuchen, den Kontakt zwischen Großeltern und Enkeln gerade nach einer Trennung zu fördern, um den Kindern eine Stabilität zu ermöglichen, die manche nach der Trennung nicht mehr als gegeben ansehen (vgl. SIEDER 2008:183f). So wird der großelterliche Haushalt in manchen Familien sogar als „neutraler Ort“ etabliert, als institutionalisierter Treffpunkt, an dem sich die gesamte Familie – mit den Ex-Partnern – regelmäßig treffen kann (vgl. SIEDER 2008:337/290).

Dieselben AutorInnen identifizieren abseits von Trennungen drei wesentliche Konfliktursachen (ATTIAS-DONFUT und SEGALEN 2002:286ff): Fragen der Erziehung, das Einhalten der richtigen Distanz³¹, sowie die Rivalität zwischen Großeltern mütterlicher- und väterlicherseits. In diesem Kontext – und besonders für die vorliegende Arbeit interessant – ist der Aspekt der „generational rivalry for time“ (KING 2010), den King in die gesellschaftliche Beschleunigung eingebettet sieht. In Auseinandersetzung u. a. mit Rosas Beschleunigungsthese stellt sie die Frage, welche Auswirkungen die Beschleunigung auf das intergenerationelle Miteinander und Fürsorgebeziehungen hat (KING 2010:55). Dabei macht sie darauf aufmerksam, dass „Zeit zu geben“ ein relevantes Merkmal von Fürsorgebeziehungen (wenn nicht von persönlichen Beziehungen überhaupt) darstellt, das bei zunehmender Zeitnot prekärer wird (KING 2010:56). Gleichzeitig enthalten persönliche Beziehungen – und insbesondere die Beziehungen zur jüngeren Generation – das Moment der Transzendenz (was im erwähnten Aspekt

³⁰Ferguson und Mitarbeiter haben in einer qualitativen Untersuchung zur Großelternschaft in Scheidungsfamilien 115 Personen in 44 Familien befragt (Eltern, Großeltern, Kinder), bei denen sich die Eltern im Jahr 1997 oder 2000 haben scheiden lassen. Unter den befragten Familienmitgliedern befanden sich 36 Großeltern. Die Untersuchung fand in Großbritannien statt (FERGUSON ET AL. 2004:4f).

³¹Analog zur normativ bedingten Generationenambivalenz konstatieren selbiges auch Timonen und Arber, nämlich den Konflikt zwischen Fürsorge und Selbstfürsorge bzw. „active aging“ (TIMONEN und ARBER 2012:16). Dies wird sich als ein ganz wesentlicher Aspekt auch in der vorliegenden empirischen Untersuchung erweisen, s. Kap. 7.2.2.

der „Generativität“ deutlich wird, s. Kap. 4.1.3.3, KING 2010:57).³² Insbesondere der Aspekt der Transzendenz scheint eine taugliche Erklärung für die *intergenerational stake hypothesis* (s. Kap. 4.1.2.3) darzustellen, wenn man sich vor Augen führt, dass die Aussicht auf eine Erweiterung des eigenen, begrenzten Lebens mittels der jüngeren Generationen (vgl. KING 2010:67) sowohl der Elternschaft als auch der Großelternschaft eine sehr hohe sinngebende Bedeutung zukommen lässt.

4.1.3.3 Großelternstile und Handlungsorientierungen

Die Rolle von Großeltern erscheint aus wissenschaftlicher Perspektive wenig festgelegt, sowohl sozial sei sie nicht im selben Maße aufgeladen wie bspw. Elternschaft (vgl. ATTIAS-DONFUT und SEGALIN 2002:284), als auch rechtlich gäbe es wenige Verpflichtungs- und Anspruchsformulierungen (HÖPFLINGER 2009:313). Entsprechend groß erscheint die empirisch beobachtbare Interpretation der Großelternrolle (vgl. FERGUSON 2004:37). Es gibt verschiedene Forschungsarbeiten, die Großelternstile und Orientierungen herausgearbeitet haben (s. Tab. 4.1), wobei zwischen *Stil* (als alltäglicher Praxis und spezifischen Handlungsformen) sowie *Orientierung* (als der subjektiven Bedeutung von Großelternschaft) nur bei HERLYN und LEHMANN 1998 sowie NEUGARTEN und WEINSTEIN 1964 explizit unterschieden wird. Erstere konzentrieren sich v. a. auf das Spannungsfeld zwischen familialer und berufsbezogener Orientierung und kommen zu drei Deutungsmustern: dem familienorientierten Muster, in dem der Großelternschaft eine große Bedeutung zugemessen wird; dem doppelorientierten Muster, in dem Familie und außerfamiliale Aktivitäten zu gleichen Teilen bedeutsam sind; und zu der außerfamilialen Orientierung, in der Großelternschaft keine vorrangige Bedeutung hat (HERLYN und LEHMANN 1998:33). Diesen Mustern werden die Stile als gelebte Praxis entgegen gestellt (s. auch Tab. 4.1). Neugarten und Weinstein gehen dagegen nur auf die Bedeutungsebene im alleinigen Kontext von Großelternschaft ein. Sie kommen zu den Aspekten der Generativität („biological [and cultural, Erg. GM]³³ renewal“), der emotionalen Bedürfnisbefriedigung („emotional self-fulfillment“), dem Erleben des Gebrauchtwerdens als Berater o. ä. („resource person“), der Freude an der Förderung der Enkel, sowie einer Orientierung, die sich eher distanziert verhält (NEUGARTEN und WEINSTEIN 1964:201f).

Dieser Blick auf Großelternstile verdeutlicht nochmal, dass ein gesesellschaftlich vorhandenes Bild von Großelternschaft, das nach Brake und Büchner von sich aufopfernden Großeltern ausgeht, empirisch nur teilweise relevant ist (vgl. BRAKE und BÜCHNER 2007:210) und sich vielmehr die Frage nach unterschiedlichen Rollenmustern stellt. Die Zusammenstellung unterschiedlich identifizierter *Großelternstile* (s. Tab. 4.1) verdeutlicht zudem, dass die meisten derjenigen, die sich mit diesen Mustern befassen, bereits durch der Namensgebung offenbaren, dass sie die *Großelternstile* mit den *Orientierungen* zusammen denken, und daher der Stil und die Orientierung schwer voneinander zu trennen sind. Dies entspricht im Grunde der Konzeption dieser Arbeit, die einen engen Zusammenhang zwischen Handlungsorientierung und Handlungspraxis sieht, da in der sprachlichen Kommunikation die Handlungsorientierungen bereits eingelassen und rekonstruierbar sind (siehe hierzu genauer Kap. 5).³⁴

³²Sie verdeutlicht das an vier Aspekten: einmal dem Fürsorgeaspekt als „giving time“; Ambivalenz durch Zeitrivalität; der Wandel der Generationenbeziehungen durch Beschleunigung; sowie der zeitlichen Vereinnahmung der jüngeren Generationen (KING 2010:58 und ff).

³³Auch Lange/Lettke betonen den Aspekt der Generativität (2007:37). Alfred Schütz erwähnt ebenfalls die Zusammenhänge zwischen dem familialen Kontext und dem Bewusstsein der Generationenfolge (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:86f).

³⁴Da ein ähnlicher Versuch zur Typisierung im Rahmen der sinngenetischen Typisierung auch in dieser Arbeit erfolgt (der sich allerdings nicht ausschließlich auf die geäußerten Vorstellungen über Großelternschaft bezieht), werde ich auf die Ergebnisse in Kapitel 7.3.2 nochmals eingehen.

Tabelle 4.1: Stile von Großelternschaft in verschiedenen Untersuchungen

AutorInnen	Identifizierte Großelternstile
Neugarten & Weinstein 1964:202f	formal – fun seeker – surrogate parent – reservoir of family wisdom – distant figure
Robertson 1977:169f	apportioned – symbolic – individualized – remote
Cherlin & Furstenberg 1992 (zit. in FERGUSON ET AL. 2004:19)	remote – companionate – involved
Herlyn & Lehmann 1998:37f	pflichtorientiert – selbstbestimmt und hoch engagiert – integriert – ambivalent – familienunabhängig
Mueller et al. 2002 (zit. in FERGUSON ET AL. 2004:19)	influential – supportive – passive – authority-oriented – detached
Gauthier 2002:301	educational subcontractors – ‚club‘ and ‚roots‘ specialists – passive

Quelle: eigene Zusammenstellung

Die AutorInnen stellen nun zumeist die Großelternstile in einen Zusammenhang mit anderen Merkmalen wie Alter, Bildung, Anzahl der Enkelkinder etc. und kommen u. a. zu dem Schluss, dass die Stile eng mit dem Alter der Großeltern wie auch der Enkelkinder zusammenhängen (HERLYN und LEHMANN 1998:38; ROBERTSON 1977:173). Neben dem Gesundheitszustand und kulturellem Kontext³⁵ sind es auch die Beziehungen zur mittleren Generation, die ganz wesentlich beeinflussen, inwiefern die Beziehungen zu den Enkelkindern ausgestaltet werden (ARRÁNZ BECKER und STEINBACH 2012:531f) – hier wird auch von der mittleren Generation als *gatekeeper* gesprochen (IGEL 2011:111).

Unterschiede in der Ausfüllung der Großelternrolle zwischen Großmüttern und Großvätern werden ebenfalls thematisiert. Während es für Großmütter offensichtlich leichter sei, eine vertraute Beziehung zu ihren Enkeln aufzubauen, sei das bei Großvätern nicht selbstverständlich, sie müssten erst eine Rolle schaffen (vgl. UHLENDORFF 2007:3; LAUTERBACH 2004:237). Daher werden häufig Großmütter als die *kin-keeper* identifiziert (u. a. ARRÁNZ BECKER und STEINBACH 2012:533/535). Das bedeutet nicht, dass nicht auch Großväter in allen Großelternstilen vertreten sind, nur dass es geschlechter-spezifische Ausdeutungen der Rolle von Großeltern zu geben scheint (wie z. B. den Aspekt der Fürsorge), die geschlechtsbezogene Unterschiede begünstigen. Ein weiterer Diskussionspunkt ist zudem die Frage nach matri- und patrilinearen Großeltern, der darauf verweist, dass zumeist die matrilinearen Großeltern eine engere Beziehung zu den Enkelkindern unterhalten (vgl. u. a. TIMONEN und ARBER 2012:10, BRAKE und BÜCHNER 2007:204), oder diese zumindest häufiger sehen – was insbesondere nach Trennung oder Scheidung der Fall ist. Aber auch der gesamtfamiliale Kontext erscheint dabei bedeutsam: „Insgesamt ergibt sich damit ein Befundmuster, nach dem Beziehungen innerhalb von Familiensystemen eine gewisse Tendenz zur Kongruenz aufweisen: Es könnte vermutet werden, dass es verschiedene familiäre „Beziehungsregimes“ gibt, hinsichtlich derer sich (Mehrgenerationen-) Familien z. T. deutlich unterscheiden“ (ARRÁNZ BECKER und STEINBACH 2012:534) – was deutlich macht, dass der weitere Familienkontext ganz wesentlich auch für die Ausgestaltung von Großelternschaft ist (vgl. auch TIMONEN und ARBER 2012:9, BRAKE und BÜCHNER 2007:202).

Zuletzt soll der Aspekt der sozialen Großelternschaft (im Gegensatz zur biologischen) nicht unerwähnt bleiben, zu der es allerdings wenig Untersuchungen und Literatur gibt. Durch die Ausdif-

³⁵Hier finden Arránz Becker/Steinbach große Unterschiede zwischen den Alten und Neuen Bundesländern, 2012:533. Die Bedeutung des kulturellen Kontexts für die Großelternrolle betonen auch Attias-Donfut/Segalen (2002:282f).

ferenzierung der Lebensentwürfe finden sich immer mehr soziale Familienmitglieder (BRAKE und BÜCHNER 2007:206), allerdings weiß man noch wenig darüber, wie und ob sich diese Beziehungen von biologischen unterscheiden. Immerhin wird in Befragungen angegeben, dass die Kontakthäufigkeit zu Stiefgroßeltern meist geringer als zu den „Erst-Großeltern“ ist und die Stiefgroßeltern den Enkelkindern auch weniger wichtig sind (HÖPFLINGER 2009:316). Lussier et al. konstatieren zudem, dass die Beziehungen zu Stiefgroßmüttern mütterlicherseits besser und häufiger sind als die Beziehungen zu Stiefgroßmüttern väterlicherseits (2002:368f). Letztlich geht es dabei auch um die Frage nach der Dynamik der Beziehungen (BRAKE und BÜCHNER 2007:207/214; SILVERSTEIN und MARENCO 2001), der in einem stärker biographisch orientierten Ansatz Rechnung zu tragen wäre.

Abschließend ist festzuhalten, dass trotz der gelegentlichen Feststellung mancher AutorInnen, dass sowohl eine Mikro- wie auch Makroperspektive eingenommen werden sollte, um Großelternschaft angemessen zu untersuchen (z. B. TIMONEN und ARBER 2012:2), v. a. in Deutschland bei weitem eine Makro-Perspektive dominiert, was sich in zumeist quantitativen Arbeiten niederschlägt. Wie auch die Generationenforschung ist die Großelternforschung dabei stark durch den Austauschansatz geprägt (vgl. Kap. 4.1.2.3; s. auch FERGUSON ET AL. 2004:10), in dessen Rahmen nach Einflussfaktoren auf die Solidarität und die Beziehungsgestaltung gesucht wird. In den Blick geraten im Zuge dessen Aspekte wie die Anzahl der Enkelkinder (FERGUSON ET AL. 2004:15, MAHNE und MOTEL-KLINGEBIEL 2010:194f), die berufliche Tätigkeiten der Eltern und Großeltern (FERGUSON ET AL. 2004:16) oder das Alter der Großeltern und Enkelkinder (FERGUSON ET AL. 2004:19) – und nicht zuletzt auch die Distanz zwischen den Wohnorten (FERGUSON ET AL. 2004:11, MAHNE und MOTEL-KLINGEBIEL 2010:195, TIMONEN und ARBER 2012:12). Mit diesem letzten Punkt ist im Kontext der Großeltern-bezogenen Forschung bereits die offensichtlichste Berücksichtigung „räumlicher“ Aspekte benannt, die hier ansonsten nicht explizit aufgegriffen werden. Ob und inwiefern hierzu an Arbeiten aus einer raumbezogenen Forschung angeknüpft werden könnte, wird nun im Folgenden thematisiert.

4.2 Der Raum und die Familie

In der obig skizzierten soziologischen Familienforschung deuten sich einige Fragestellungen und Aspekte an, die auch eine geographische bzw. raumbezogene Bearbeitung nahelegen. Während der Aspekt der Distanz zwischen den Wohnstandorten der Familienmitglieder zumindest als Einflussgröße recht breite Aufmerksamkeit erfährt, weist Lauterbach grundsätzlich darauf hin, dass Mobilität und Multilokalität im Kontext von Familienbeziehungen bislang kaum untersucht worden sind (2004:189)³⁶ – ein Befund, der zumindest für die deutschsprachige Großeltern-bezogene Forschung bis heute gültig ist.³⁷ Vor diesem Hintergrund erfolgt nun im Folgenden eine knappe Darstellung dessen, wie Familie in verschiedenen Teilbereichen der Geographie behandelt wird, und inwiefern sich Anknüpfungspunkte für die Fragestellung der Arbeit finden lassen.

³⁶Dabei bezieht er sich in erster Linie auf Umzugsmobilität und die multilokale Mehrgenerationenfamilie (vgl. LAUTERBACH 2004:193ff).

³⁷Eine Antwort auf die Frage, inwiefern Lauterbachs Feststellung auch heute noch für die gesamte Familienforschung gültig ist, kann hier aufgrund des Umfangs und der Diversität familiensoziologischer Untersuchungen nicht geleistet werden.

4.2.1 Familie – eine Black Box in der Geographie?

In der Geographie ist Familie bislang selten ein explizites Thema. So stößt man bei einer oberflächlichen Recherche in geographischen Zeitschriften – zumindest im Kontext des deutschsprachigen Raumes, auf den ich mich hier konzentriere – auf nur wenige Beiträge. Im Dezember 2014 fanden sich unter dem Titelbegriff „Familie“ in *Geographica Helvetica*, den *Berichten zur deutschen Landeskunde*, *Erdkunde* sowie *Geographischer Zeitschrift* über alle recherchierbaren Jahre ganze sechs Artikel (zum Vergleich: alleine in den *Transactions of the Institute of British Geographers* finden sich sieben Beiträge). Aufgrund dessen aber eine Abwesenheit von Familie in der deutschsprachigen Geographie zu konstatieren, wäre verfehlt. Im Folgenden sollen daher kurz thematische Teilbereiche innerhalb der Geographie benannt werden, in denen „Familie“ als Phänomen oder Forschungsobjekt eine Rolle spielt.

Geographische Entwicklungsforschung – Innerhalb der geographischen Entwicklungsforschung, die sich durch eine multiparadigmatische Perspektive auszeichnet (BOHLE 2007:805), kommt auch Familie am Rande vor. Der Livelihood-Ansatz (den Wehrhahn und Sandner Le Gall in einem Zug mit Verwundbarkeitsansätzen nennen, s. 2011:127; vgl. auch STEINBRINK 2009:43) lenkt bereits den Blick in Richtung des familialen Kontextes, da es um Bewältigungsstrategien angesichts von Ressourcenmangel, Armut, Naturkatastrophen und anderen Herausforderungen geht. Gerade hier spielt Familie als Unterstützungsnetzwerk und Wirtschaftsgemeinschaft eine besondere Rolle. Verwiesen werden muss in diesem Kontext allerdings auf einen begrifflichen Aspekt: Steinbrink bspw. verzichtet auf den Begriff der Familie, die er auf Verwandtschaftsbeziehungen beschränkt und legt seiner Arbeit stattdessen Haushalte und Communities zugrunde (STEINBRINK 2009:46, FN 48)³⁸, deren Strategien der Lebensabsicherung er in Südafrika untersucht – womit ein Fokus auf ökonomische Aspekte im weiteren Sinne gesetzt ist. Ähnlich lassen sich auch multilokale Wohnarrangements verstehen, die als eine Reaktion auf räumliche „Angebotsstrukturen“ interpretiert (vgl. WEICHHART 2015:62ff) eine rationalistisch-handlungstheoretische Perspektive nahelegen (vgl. hierzu später Kap. 4.2.2, und DICK und REUSCHKE 2012 zum Phänomen der Multilokalität im Globalen Süden und Norden), um bestimmte Mobilitätsarrangements zu erklären.

(Alltags-)Mobilität – Dass sich die Mobilitätsforschung mit dem Kontext von Familie beschäftigt, liegt im Grunde nahe, da die Alltagssynchronisation im Familienkontext spezifische Anforderungen an ihre Mitglieder stellt, was insbesondere dann der Fall ist, wenn beide Elternteile arbeiten (vgl. OOSTENDORP 2014). Es gibt abhängige Haushaltsmitglieder – insbesondere die Kinder, die von A nach B gebracht werden müssen, so dass zumeist die Mütter als „Taxifahrer“ beschäftigt sind (vgl. KRAMER 2009). Dabei wird bereits deutlich, dass hier Familie als Haushalts- und Alltagsgemeinschaft untersucht wird, was mit dem Thema der Multilokalität verstärkt in den Fokus gerät (s. wiederum Kap. 4.2.2).

Bevölkerungsgeographie – Die Bevölkerungsgeographie lehnt sich stark an die Demographie und Bevölkerungssoziologie an (vgl. WEHRHAHN und SANDNER LE GALL 2011:2f sowie WINTZER 2014:15),

³⁸Vor dem Hintergrund kulturell sehr unterschiedlicher Ausdeutungen dessen, was Familie ausmacht, erscheint der Verzicht auf den Familienbegriff für eine deutschsprachige Untersuchung ein angemessenes Vorgehen zu sein, um Mißverständnissen vorzubeugen.

weswegen sie deutlich auf eine morphologische Perspektive hin ausgerichtet ist. Stichworte, die daher hier häufig fallen, sind Geburten- und Scheidungsraten, demographischer Wandel, Kinder- und Altenquoten, oder auch Frauenquoten. Dies erfolgt in regionalisierender Perspektive (vgl. beispielsweise LEIBERT 2012), vor deren Hintergrund aus einer Makro-Perspektive nach Erklärungen für regionale Unterschiede gesucht wird. So wird bspw. ein stärkerer Familiensinn in den Neuen Bundesländern konstatiert (ARRÁNZ BECKER und STEINBACH 2012:535³⁹), der wiederum als Erklärung für beobachtete Wanderungsmuster dient (vgl. LEIBERT 2009). Die Hinwendung zu qualitativen Forschungsmethoden hat allerdings auch eine Verschiebung der Fragestellungen mit sich gebracht (WEHRHAHN und SANDNER LE GALL 2011:20) und es kommt zu Überschneidungen mit der Wanderungs- und Migrationsforschung, und (nicht nur deshalb) integrieren Wehrhahn und Sandner Le Gall dieses Thema in ihr Lehrbuch zur Bevölkerungsgeographie (vgl. 2011).

Wanderungs- und Migrationsforschung – In der Wanderungs- und Migrationsforschung finden sich vielerlei Thematisierungen von Familie. So gibt es inzwischen eine Vielzahl an Befunden zu familienbezogenen Wanderungsgründen. Lange und Lauterbach berichten bereits von der Bedeutung von Familie als Umzugsmotiv und verweisen auf den Zusammenhang von Familienzyklus und Mobilität (LANGE und LAUTERBACH 1998:235ff). Man wisse, dass viele Menschen im Alter wieder in die Nähe der Kinder ziehen und es v. a. bei familialen Veränderungen auch zu räumlichen Neuordnung kommt (LAUTERBACH 2004:193ff). Es findet sich durchaus Literatur zu den Wohnansprüchen von Familien bzw. Haushalten im Familienzyklus (z. B. HERLYN 1990), ebenso wie vertiefte Untersuchungen zum Umzugsverhalten von Familienhaushalten (z. B. DITTRICH-WESBUER ET AL. 2013). Und auch zur „Multilokalität der Familie“ gibt es einige Arbeiten, die noch zu diskutieren sind (s. Kap. 4.2.2). Die Black Box der Familie öffnet sich dabei erst, wenn beispielsweise Doppelverdiener-Haushalte thematisiert werden, in denen es um die Frage nach den Aushandlungsprozessen insbesondere bei Wohnstandortsentscheidungen geht (vgl. bspw. OOSTENDORP 2014). In Verlängerung beschäftigen sich dann AutorInnen wie Darja Reuschke mit Fernbeziehungsarrangements (living apart together) und gestalten damit das Forschungsfeld „Multilokalität“ mit (siehe nächstes Kap. 4.2.2). Auch die Mittelschichtsfamilien als Zielgruppe der Stadtentwicklung wird in der letzten Zeit häufig thematisiert (bspw. FRANK 2012, MENZL 2014), oder bspw. auch das Leben *als* Familie in Suburbia (MENZL 2007). Über einen starren Haushaltsbegriff und die Kernfamilie hinaus gelangen aber auch diese Arbeiten nicht.

Ausblick: Die Öffnung der Black Box im englischsprachigen Raum – So wird also bis auf wenige Ausnahmen Familie als soziale Gruppe diskutiert, der ein spezifisches Raumnutzungsmuster unterstellt wird, was letztlich auf das sozialgeographische Gruppenkonzept der 70er Jahre zurückzuführen ist (WEICHHART 2008:48). Einen Ausblick darauf, wie Familie anders thematisiert werden kann, bietet Sebastian Schinkel (2013), der sich mit „Familiären Räumen“ (so der Titel seiner Dissertation) befasst, genauer geht es ihm um die „Ortsbezüge und eine Verräumlichung des Familienlebens in ihrer Bedeutsamkeit für die gemeinsame Sozialität und entsprechende Differenzbearbeitungen im Rahmen einer gemeinsamen Sozialisation als Familie“ (SCHINKEL 2013:10). Er beschreibt das „gewohnte Zusammenleben“ als Familie, und das auf der Ebene der biographischen Herkunft, die das Gewohnte konstituiere; auf Ebene vertrauter Ortsbezüge im Alltag; sowie der Erfahrungsraum des Familiären selbst, das sich räumlich konstituiere (SCHINKEL 2013:16). Dieses durchaus interessante Thema bear-

³⁹Im Übrigen bei gleichzeitigem Nord-Süd-Gefälle, s. LANGE und LAUTERBACH 1998:234).

beitet Schinkel mit einer ethnographischen Herangehensweise (v. a. Videomaterialien), die allerdings stark in der Deskription verhaftet ist. Grundsätzlich lässt sich bei ihm ein materiell-relationales Raumverständnis vermuten – eine Vermutung, die sich mit Verweis auf Giddens erhärtet, wenngleich sich Schinkel nicht explizit mit Raumbegriffen befasst. Es erfolgt stattdessen ein starker Bezug auf die Multilokalitätsforschung (s. Kap. 4.2.2).

Im englischsprachigen Raum finden sich viele Arbeiten, die nicht einem der oben genannten Felder zugerechnet werden können. So thematisieren HOPKINS ET AL. 2010 sowie HOPKINS und PAIN 2007 den intergenerationellen Zusammenhang in einer relationalen Perspektive, die insbesondere den Zusammenhang zwischen Identitäten, Generationen sowie lokalen Verortungen im Blick hat. Gerade Rachel Pain hat dabei auch den Aspekt des Älterwerdens im Blick (PAIN ET AL. 2000) und beschäftigt sich als eine der ProtagonistInnen des *emotional turn* in der Geographie (DAVIDSON ET AL. 2005) mit häuslicher Gewalt (PAIN 2014). Überhaupt findet sich in diesem Feld einiges zum Thema Familie – sucht man nach „family“ im Titel, finden sich fünf Beiträge in der Zeitschrift „Emotion, space and society“ (bei Elsevier, seit 2008) und weitere zwei Beiträge mit dem Keyword „family“. Und in den Sammelbänden von DAVIDSON ET AL. 2005 sowie SMITH ET AL. 2009 finden sich einige Beiträge zumindest mit Familien-Affinität (insb. MORRIS und THOMAS 2005 und HOCKEY ET AL. 2005). Sogar zur Großelternschaft findet sich ein geographischer Beitrag (TARRANT 2010), in dem sich die Autorin ebenfalls aus einer relationalen Perspektive mit dem Älterwerden, der großen Bedeutung des Kontakts mit den Enkelkindern (TARRANT 2010:194) und wieder intergenerationellen Beziehungen beschäftigt (siehe zu diesem Beitrag auch nochmal unter Kap. 4.2.3). Für einen weiteren Überblick über Literatur hierzu siehe HARKER und MARTIN (2012) sowie MARTIN (2014), die Familie mit einer politisch-geographischen Perspektive verbinden, sowie den Sammelband „Family geographies“, der von Bonnie HALLMANN 2010 herausgegeben wurde. Hier wird auch deutlich, dass es sich hier um Beiträge handelt, die ebenfalls jeweils ein bestimmtes Raumkonzept voraussetzen (wie bei Tarrant sowohl space als auch place, s. 2010:194). Räumliche Semantiken als solche in einen Zusammenhang mit Familie als sozialen Kontext zu bringen, spielt aber hier keine Rolle. Aus diesem Grund, und da zudem die Diskussion um die Sprachpragmatik und Raumsemantiken im Zusammenhang mit der Systemtheorie eine speziell deutsche ist (wie auch ein Blick in die Literaturverweise bei LIPPUNER 2007, 2008, REDEPENNING 2008 oder HARD 2008 verrät), werden diese Arbeiten hier nicht weiter vertieft.

4.2.2 Multilokalität als interdisziplinäres Forschungsfeld

Da das Stichwort „Multilokalität“ bereits mehrmals gefallen ist und sich aus dem Forschungsfeld des multilokalen Wohnens eine grundlegende Kritik am Haushaltsbegriff speist, erscheint es naheliegend, sich nun noch etwas genauer hiermit zu befassen. Das Thema Multilokalität beschäftigt in den letzten Jahren mehr und mehr ForscherInnen, so dass Nicola Hilti vorschlägt, ein Forschungsfeld „Residential multilocality studies“ zu begründen, das sich der Frage nach dem mehrörtigen Wohnen zuwendet (HILTI 2013:257ff⁴⁰). Unter mehrörtiges Wohnen fallen dabei ganz unterschiedliche Arrangements, deren gemeinsamer Kern die „spezifische Organisation des Lebensalltags über zwei oder mehr Wohnstandorte hinweg“ ist (HILTI 2013:17). *Wohnen* bedeutet in diesem Kontext eine *Behausung*, in der Tätigkeiten wie Körperpflege und das Schlafen ermöglicht werden (WEICHHART 2009:2).

Die Betonung liegt hier zumeist auf dem *Wohnen*, während eine breite Definition des Begriffs der

⁴⁰Diesem Forschungsfeld widmet sich auch das kürzlich erschienene Themenheft „Multi-locality Studies – A Residential Perspective“ der bei Wiley erscheinenden „Tijdschrift voor Economische en Sociale Geografie“ (Vol. 106/2015, Nr. 4).

Multilokalität, wie ihn beispielsweise Johanna Rolshoven vorgeschlagen hat (und auf den sich viele AutorInnen beziehen), nicht unproblematisch ist. So lautet ihr Vorschlag: „Multilokalität bedeutet *Vita activa* an mehreren Orten: Der tätige Lebensalltag in seiner Gesamtheit verteilt sich auf verschiedene Orte, die in mehr oder weniger grossen Zeiträumen aufgesucht und mit einer mehr oder weniger grossen Funktionsteiligkeit genutzt werden. Dauer und Funktion zählen demnach zu ihren wichtigen Bestimmungsgrößen“ (ROLSHOVEN 2006:29, Hervorhebung im Original). In diesem Begriffsverständnis nähert sich Rolshoven an die klassische Aktionsraumforschung an, die die Verortung unterschiedlicher Tätigkeiten (Wohnen, Arbeiten, Einkaufen etc.) und der damit in Zusammenhang stehenden Mobilität untersucht (vgl. WEICHHART 2009:5). Die Einschränkung der Multilokalitätsforschung besteht darin, dass man sich auf das „Wohnen“ als Tätigkeit beschränkt, zumindest wenn es um eine Phänomenidentifizierung geht.⁴¹ Damit geraten unterschiedlichste Arrangements in den Blick – von den Kindern, die nach Trennung und Scheidung zwischen den Elternhaushalten pendeln (SCHIER 2009), Paare in Living-apart-together-Konstellationen (REUSCHKE 2010), Familien mit Wochenendhäusern (ROLSHOVEN 2009:291) – oder aber die Vielfalt selbst wird thematisiert und eine Systematik vorgeschlagen (WEISKE ET AL. 2009).

Letztlich stellt die Fokussierung auf das mehrörtige Wohnen einen Ausgangspunkt dar, von dem aus ganz unterschiedliche Fragestellungen bearbeitet werden, und dies auch vor sehr unterschiedlichen theoretischen Hintergründen. So blickt Nicola Hilti auf „die alltägliche Praxis des multilokalen Wohnens und die damit einhergehenden Bedeutungs- und Handlungsstrukturen, auf das Verhältnis der Wohnsituationen zueinander, auf die Rolle des Daseins im Raum zwischen Hier und Dort, auf Motive und Begründungszusammenhänge multilokaler Wohnarrangements, auf soziale und räumliche Bezüge multilokal Wohnender sowie auf das Zusammenspiel von Bewegung und Verankerung im Rahmen derartiger Lebensführungen“ (HILTI 2013:14). Sie hat damit einen lebensweltlich orientierten Zugang gewählt (HILTI 2013:107ff⁴²) und kommt im Ergebnis zu unterschiedlichen Formen des Sich-in-Beziehung-Setzens zu den unterschiedlichen Wohnorten. So werden die Wohnorte hier entweder als Parallelwelt, Gegenwelt, Doppelwelt oder Zwischenwelt konstruiert (HILTI 2013:114 und ff).

Von der Herangehensweise ebenfalls einem ethnographischen Zugang verpflichtet beschäftigt sich auch Michaela Schier mit Multilokalität, dabei explizit mit der *Multilokalität von Familie*. Vor dem theoretischen Hintergrund des Ansatzes der „Herstellung von Familie“ (s. Kap. 4.1.1.2; SCHIER 2009:55f) fragt sie in Nachtrennungsfamilien und berufsbedingt multilokal lebenden Familien nach dem Familienalltag, der sich im Spannungsfeld von An- und Abwesenheiten (SCHIER 2009:61) vollzieht, und wie unter diesen Bedingungen das Familienleben aufrechterhalten werden kann (SCHIER 2013:193; SCHIER und PROSKE 2010). Im Mittelpunkt stehen also die raum-zeitlichen Muster der familialen Lebensführung, die in einem ethnographischen Zugang beschrieben werden, der die unterschiedlichen Perspektiven der Kinder wie Eltern berücksichtigt (SCHIER und PROSKE 2010). Schier betont dabei, dass multilokale Arrangements in ihrem jeweiligen sozialen Kontexten zu sehen sind und Gegenstand von Verhandlungsprozessen sind, die im Zusammenhang stehen mit gesellschaftlich-

⁴¹Dass diese Vorgehensweise problematisch ist, wird v. a. dann deutlich, wenn man sich Definitionen von Wohnen wiederum als „vermischem Tun“ vor Augen hält (Häussermann/Siebel 2002, zit. nach HASSE 2012:488; vgl. auch NADLER und MONTANARI 2013), da es dann nicht mehr möglich ist, distinkte Tätigkeiten zu „verorten“.

⁴²Hier bezieht sich Hilti auch auf Alfred Schütz, und insbesondere dessen Beschreibung von Welten in aktueller und wiederherstellbarer Reichweite (HILTI 2013:108), aber auch auf die die Analyse leitenden Dimensionen des Zeitlichen, Räumlichen und Sozialen (HILTI 2013:109). Vgl. hierzu auch Kap. 2.2.2.

normativen Interpretationen (SCHIER 2013:210f). Von den Beteiligten werden diese Arrangements wiederum in einem Spannungsfeld zwischen Zwang und Freiwilligkeit erlebt (SCHIER 2013:210f). So wird von Schier in einer geographischen Lesart ein Blick *in* die Familie vollzogen, dabei treten der absolute Raum (wenn man sich die Betonung der raum-zeitlichen Rhythmen vor Augen führt), sowie der materiell-relationale Raum im Werlenschen Sinne (z. B., wenn die Frage beleuchtet wird, ob Kinder Wohnungen mit einrichten dürfen, SCHIER 2013:203; vgl. auch Schier 2009:65) als ontologische Raum-begriffe in Erscheinung.

Zuletzt möchte ich noch kurz auf Untersuchungen verweisen, die Transnationalität⁴³ zum Thema haben.⁴⁴ Ausgangspunkt ist transnationale Mobilität, die häufig dazu führt, das sich Familien über unterschiedliche nationale Kontexte erstrecken und Familienleben dadurch einen mitunter gänzlich anderen Charakter erhält, bzw. sich auch ganz andere Fragen bezüglich der Alltagsorganisation stellen. Während dabei Thieme tendenziell an die Diskussionen um Multilokalität sowie die geographische Mobilitätsforschung anknüpft (vgl. THIEME 2014:11, THIEME 2008), werfen Beiträge, die sich auf die Pflege von zurückgebliebenen Kindern oder pflegebedürftige Eltern auch Fragen nach alternativen Formen von emotionaler Nähe auf, jenseits von face-to-face-Begegnungen (auch THIEME 2014:42; KILKEY und MERLA 2014; BALDASSAR 2008). Insbesondere Loretta Baldassar eröffnet hier eine interessante Perspektive, wenn sie die Bedeutung von Kopräsenz als physisch-räumliche Anwesenheit in Frage stellt und erläutert, wie emotional reichhaltige Beziehungen auf anderem Wege gesichert werden (BALDASSAR 2008; ähnlich: RÜGER ET AL. 2014). Aber hierzu komme ich im Folgenden genauer.

Festzuhalten bleibt, dass die begriffliche Diskussion um Multilokalität zentrale geographische Begriffe, und hier insbesondere den des Haushalts in Frage stellt (vgl. auch WEICHHART 2010:58). Deutlich wird aber auch, dass mit unterschiedlichen Raum-begriffen gearbeitet wird. Während der Begriff der Multilokalität selbst auf einem zeitgeographisch inspirierten materiell-relationalen Raum-begriff beruht (zumindest bei der Phänomenidentifikation), werden im Kontext unterschiedlicher Fragestellungen auch andere Raum-begriffe relevant – wie der Werlensche relationale, oder das place-Konzept (vgl. zu unterschiedlichen Herangehensweisen an das Thema Multilokalität auch WEISKE ET AL. 2015). Dem Aspekt der Kopräsenz kommt ebenso wie im Fall der Familiensoziologie auch hier eine besondere Bedeutung zu, weswegen er nun abschließend diskutiert werden soll.

4.2.3 Kopräsenz als notwendige Bedingung zur Konstitution von Familie? Zur Raumsemantik in der Familiensoziologie und Geographie

Wie in der hier erfolgten Darstellung deutlich geworden sein sollte, findet sich im Schnittpunkt der Felder Familie und Geographie der zentrale Begriff der Kopräsenz. So wird bei Jurczyk's Ausführung

⁴³Hier sei kurz auch auf den Aspekt der *Translokalisierung* verwiesen, der weitergehende Aspekte fokussiert, aber Familie selten explizit zum Thema hat (vgl. WEICHHART 2010, VERNE 2012, sowie explizit zur Begriffsunterscheidung von Multi- und Translokalisierung DIDERO und PFAFFENBACH 2014). So wird Translokalisierung von Verne folgendermaßen umrissen: „translocality is neither reduced to mobility nor to any fixed outcome, but it incorporates the tension and interplay between mobility and situatedness, movement and stability, transgression and cohesion. As a perspective, translocality indicates a relational and dynamic understanding of the world, by focusing on connections and mobility and thus looking at place and space from the perspective of movements“ (VERNE 2012:208). Vernes Anliegen war es, die Mobilitätspraktiken im Swahilischen Handelssystem nachzuzeichnen, das Nationalgrenzen überschreitet und dabei räumliche Container transzendiert. Dabei betont sie den Wandel der theoretisch-konzeptionellen Perspektive, weniger die phänomenologische Beobachtung, dass so etwas wie internationaler Handel stattfindet (VERNE 2012:217ff).

⁴⁴Hierzu soll auch auf den Artikel von Dick und Reuschke verwiesen werden, der die Frage in den Mittelpunkt stellt, was „Multilokalität“ in unterschiedlichen sozio-kulturellen Kontexten bedeutet. Sie vergleichen das Phänomen im Globalen Norden und Süden (DICK und REUSCHKE 2012).

gen zur „doing family time“ deutlich, dass es um Anwesenheitszeiten geht und gemeinsamer Alltag damit immer die Kopräsenz der Beteiligten meint (JURCZYK 2014a:125ff). Gleichzeitig wird immer wieder die Bedeutung der gemeinsamen Zeit für die Beziehungen überhaupt ausgeführt, und der Aspekt der „Beiläufigkeit“, durch die sich dann die Beziehungen auszeichnen (JURCZYK 2014a:126f/130f; vgl. auch SCHIER 2013:190). „Balancemanagement“ meint dann in diesem Sinne die Ermöglichung von Kopräsenz, um als Familie funktionieren zu können (JURCZYK 2014b:66). So nimmt es nicht wunder, dass die Distanz zwischen den beteiligten Haushalten als ein ganz wesentlicher Einflussfaktor für die Gestaltung von Familienbeziehungen identifiziert wurde und wird (vgl. z. B. LANGE und LAUTERBACH 1998:288; MAHNE und HUXHOLD 2012:230; TARRANT 2010:194). Gleichzeitig finden sich aber widersprüchliche Befunde, die feststellen, dass zwar mitunter die Quantität, aber nicht die Qualität der Beziehungen von der Distanz der Familienmitglieder abhängt (ARRÁNZ BECKER und STEINBACH 2012:532) und bei größeren Distanzen andere Formen der Interaktion relevanter werden (vgl. MAHNE und HUXHOLD 2012 unter Verweis auf Hurme et al.). So wird auch das Briefe Schreiben oder für die Großeltern Geschenke zu basteln zum *doing family time*. So löst sich denn auch die Bedeutung von „Nähe“ oder Kopräsenz für die Konstitution von Beziehungen auf (oder wird zumindest ganz wesentlich relativiert), wenn wie bei Loretta Baldassar Kopräsenz etwas genauer untersucht wird und im Kontext transnationalen Familienlebens verschiedene Formen von Kopräsenz identifiziert werden. Sie unterscheidet demnach virtuelle Präsenz, Präsenz via Stellvertreter, physische Präsenz und imaginative Präsenz (BALDASSAR 2008:252ff). Damit bewegt sich der Fokus weg von *kopräsenten Situationen* selbst (die in zeitgeographischer Manier als Zusammenkommen individueller Pfade im absoluten Raum bezeichnet werden können) hin zu verschiedenen *Interaktionsformen*, über die sich eine soziale Beziehung ausdrückt. So wird Kopräsenz letztlich zur Ausdrucksform spezifischer Beziehungen – und nicht zu deren Voraussetzung.

Auch Rüter et al. relativieren die Bedeutung von Kopräsenz und Distanzen, wenn sie danach fragen, inwiefern auch „Beziehungskonzepte“ einen Einfluss darauf haben, wie die Bedeutung von Kopräsenz für die Gestaltung der eigenen Beziehungen eingeschätzt wird (RÜGER ET AL. 2014:123f) – und damit beispielsweise wünschenswerte Kopräsenz-Zeiten begründet werden. So wurde in einer bei Rüter et al. zitierten Untersuchung eben genau diese Frage gestellt: „Mason (1999) befasst sich in ihrer qualitativ angelegten Studie explizit mit individuellen Einstellungen zu räumlicher Nähe und Distanz in familialen Beziehungen und benennt drei Typen: Local thinker sind der Meinung, dass familiäre Beziehungen für ihr Funktionieren räumliche Nähe benötigen, distance thinker sind hingegen überzeugt, dass Beziehungen auch über räumliche Distanz bestehen können und für reluctant distance thinker sind soziale Beziehungen trotz räumlicher Distanz zumindest vorstellbar, wenn diese Situation zeitlich begrenzt ist“ (RÜGER ET AL. 2014:167). „Beziehungskonzepte können entsprechend als mentale Repräsentationen der Vorstellungen über Liebe und Partnerschaft verstanden werden, die individuell variieren und sich unter anderem hinsichtlich des Aspekts der Einstellungen zu der gewünschten bzw. akzeptierten räumlichen Nähe und Distanz in der Paarbeziehung unterscheiden“ (RÜGER ET AL. 2014:125). Wenn man dann noch berücksichtigt, dass diese Einstellungen auch noch von der Dauer eines existierenden Arrangements abhängen (RÜGER ET AL. 2014:135), wird mehr als deutlich, dass die absolute Raumdimension kaum zur Erklärung sozialer Sachverhalte taugt und stattdessen Gegenstand nicht nur wissenschaftlicher, sondern auch alltäglicher Auseinandersetzungen und Aushandlungsprozesse ist.

Die zitierten Arbeiten von Rüter et al. und von Baldassar machen zudem deutlich, dass einem ganz wesentlichem soziologischen Konzept, nämlich der sozialen Gruppe oder Gemeinschaft (bei

Mannheim: „konkrete Gruppe“ (u. a. 1928:25f), bei Weber in Anlehnung an Tönnies die Gemeinschaft⁴⁵) ein impliziter Raumbegriff zugrunde liegt. Das verdeutlicht, dass man schnell droht, sich im Kreis zu drehen – dann nämlich, wenn man davon ausgeht, dass sich ein soziales Kollektiv über die Begegnungen seiner Mitglieder konstituiert und nicht über spezifische Interaktionsformen.⁴⁶

Auch in den Arbeiten von Schütz sowie Berger und Luckmann nimmt Kopräsenz eine prominente Rolle ein, die darin besteht, dass sie als die Voraussetzung für das Soziale überhaupt betrachtet wird. Giddens verweist ebenfalls in Anlehnung an Goffman auf die Besonderheit von Begegnungen in Kopräsenz (GIDDENS 1984:36) und spricht in diesem Zusammenhang auch von der „Anwesenheitsverfügbarkeit“ derjenigen Personen, die sich in räumlicher Nähe zueinander befinden (GIDDENS 1984:122). Face-to-face-Situationen stellen in dieser Lesart eine Proto-Interaktion dar, von der alle anderen Interaktionsformen abgeleitet seien (BERGER und LUCKMANN 1966:43). Diese Überbetonung von Kopräsenz und face-to-face-Interaktionen führt zu einer Vernachlässigung anderer kommunikativer Konstitutionsformen von Wissen, wie Christmann feststellt, bspw. im Falle von „kollektive[n] Akteure[n] und institutionalisierte[n] Prozesse[n] der öffentlichen Kommunikation“ (CHRISTMANN 2013:161). Eine solch einseitiger Fokus auf Kopräsenz übersieht dabei (oder droht zu vernachlässigen), dass die Bedeutung von Kopräsenz selbst Objekt sozialer und kommunikativer Aushandlungsprozesse ist und den Begegnungen selbst wiederum unterschiedliche Qualitäten zugewiesen werden – Kopräsenz wird unterschiedlich erlebt, und ebenso wird ihr diskursiv eine unterschiedliche Bedeutung zugesprochen.

An diesem Punkt setze ich mit meiner Arbeit an, indem gefragt wird, inwiefern (und in welchem Arrangement) auch Kopräsenz als Bedingung für das familiäre Miteinander formuliert und kontextualisiert wird. Dass diesem Aspekt in der kommunikativen Auseinandersetzung über Familie eine große Bedeutung zukommt, wird im empirischen Teil der Arbeit zu zeigen sein, wo es bspw. um Besuchsrhythmen (Kap. 7.2.2) oder räumlicher Nähe gehen wird (vgl. Kap. 7.4.2).

4.2.4 Raumsemantiken in Kommunikation über Familie

Wenn ich nun das Kapitel mit Blick auf das Thema Raumsemantiken und Familienalltag resümiere, lässt sich interessanterweise feststellen, dass ein ganz wesentlicher Aspekt hier nicht abgedeckt wurde: die Familie als sozialer Kontext des Wissenserwerbs. In diese Richtung zielen insbesondere soziologische Fragestellungen ab, die sich mit der Rolle der Familie bei der Ausbildung sozialer Ungleichheiten beschäftigen (vgl. BERGER ET AL. 2011). Sowohl Schütz als auch Berger und Luckmann betonen ebenfalls die Bedeutung von Familie für den primären Wissenserwerb und die Sozialisation überhaupt. Schütz bezieht sich dabei insbesondere auf die Entwicklung der natürlichen Weltanschauung sowie grundlegender Elemente des Wissensvorrats, und die Relevanz der frühesten Wirkbeziehungen. An anderer Stelle hält er fest: „Die Bedeutung der Familie in der Vermittlung grundlegender Elemente des gesellschaftlichen Wissensvorrats, die mit der entscheidenden Rolle der Familie in der frühen ‚Sozialisierung‘ der Person zusammenfällt, ist so gut wie universell, obwohl es auch hier

⁴⁵Hier zu beachten, dass der Begriff der Gemeinschaft, der der Gesellschaft gegenüber gestellt wird, selbst bei Weber nicht konsistenz verwendet wurde (LICHTBLAU 2000).

⁴⁶Der Soziologe John Urry beschäftigt sich mit unterschiedlichen Interaktionsformen und den Qualitäten verschiedener Formen der Kopräsenz zur Beantwortung der Frage, „why do people physically travel?“ (URRY 2002:256) und kritisiert an Giddens, dass dieser den Aspekt lediglich auf physische Kopräsenz beschränkt (URRY 1991:170). Er führt u. a. die „imaginative“ und virtuelle Kopräsenz auf (URRY 2002:256), die allerdings physische Kopräsenz nicht ersetzen würden, und fordert die Untersuchung gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse zur Bewertung unterschiedlicher Kopräsenzformen (URRY 2002:270).

Ausnahmen gibt“ (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:396, s. a. Kap. 2.2.2.5). Berger und Luckmann schließen hier an, formulieren aber etwas abstrakter, dass es die signifikanten Anderen sind, die bei der primären Sozialisation eine bedeutende Rolle spielen (BERGER und LUCKMANN 1966:151). Sie benennen auch explizit die Rolle der Familie dabei, deuten aber bereits die Ablösungsprozesse im Zuge der sekundären Sozialisation an, die dazu führt, dass sich die Beziehung zur Familie mit der Zeit verändert (BERGER und LUCKMANN 1966:166). Im Hinblick auf die Wissensbestände erscheint so Familie als Träger eines milieuspezifischen Wissensbestandes, der gleichzeitig durch die auch familienextern beeinflussten Wissensbestände der einzelnen Familienmitglieder ergänzt wird. Denn Familie ist beides: sie bewegt sich im Spannungsfeld von familialer Eigenheit und subjektiv-individuellen Prozessen der Identitätsbildung (vgl. ECARIUS 2013:60).⁴⁷

Zum Abschluss dieses Kapitels möchte ich nun noch einmal die Fragestellung der Arbeit aufgreifen und hierzu folgende Aspekte festhalten, die die Frage nach der Rolle von Raumsemantiken im Alltagswissen im Hinblick auf die Familie präzisieren:

- **Raumbezogene Begrifflichkeiten in familienbezogener Kommunikation** lassen sich sowohl auf wissenschaftlicher als auch auf Alltagsebene beobachten. Prominent treten hier die Begriffe der *Kopräsenz* und *räumlichen Nähe* in Erscheinung, deren wissenschaftliche Auseinandersetzung hier dargestellt wurde (siehe Kap. 4.2.3), wo sich gleichzeitig Hinweise auf die alltägliche Verwendung dieser Aspekte haben finden lassen. So stellt sich in einem ersten Schritt die Frage, *wie sich der Wissensbestand im Kontext von Familie kommunikativ darstellt*, bevor in einem zweiten Schritt danach gefragt werden kann, *welche „räumelnden“ Beschreibungsformeln dabei von Relevanz sind*. Auf diesem Weg kann auch die Frage beleuchtet werden nach (möglichen) Zusammenhängen spezifischer Beschreibungsformeln von Familie (wie Ambivalenz, Pluralisierung usw.) mit unterschiedlichen Raumverständnissen, indem bspw. gezeigt wird, in welche *argumentativen* Kontexte familienbezogene Wissensenselemente mit Raumsemantiken gebracht werden.
- Die **milieuspezifische Ausprägung familienbezogenen Wissens** bezieht sich wiederum auf den Aspekt der Genese von subjektiven Wissensstrukturen, die sich in einem sozialstrukturellen Kontext vollzieht und ungleich ausgeprägte Wissensbestände erwarten lässt. Hiermit wird an den Ansatz der dokumentarischen Methode angeschlossen, die sich anknüpfend an Mannheim mit Habitusformen – und damit dem Orientierungswissen (vgl. Kap. 2.3) – beschäftigt. So soll hier danach gefragt werden, *inwiefern sich unterschiedliche (typische) Wissensformen des hier fokussierten Aspektes der Familie und Großelternschaft rekonstruieren lassen*, um anschließend zu zeigen, *wie Sachwissen – als welches Raumsemantiken hier konzeptionalisiert wurden – auf Ebene des Orientierungswissens verhandelt wird*.

Auf diesem Wege soll die Frage erörtert werden, wie sich Alltagswissen kommunikativ gestaltet und welche Rolle Raumsemantiken dabei zukommt. Großelternschaft stellt dabei einen spezifischen Wissenskontext dar, der *andere* Wissensfelder berührt, als es beispielsweise bei dem Thema Kindererziehung oder Elternschaft der Fall wäre. Zwar lässt sich die Auseinandersetzung um Großelternschaft nicht von der um Familie trennen, aber dadurch kann der sehr breite Aspekt von Familie verengt werden auf ein Thema, das bislang in der Geographie (zumindest in der deutschsprachigen) unterbelichtet

⁴⁷Mit diesem Aspekt beschäftigt sich auch der Soziologe Tino Schlinzig (TU Dresden) in seiner Dissertation mit dem Titel „(Standort-)Bestimmungen familialer Gemeinschaft – Identitätspolitik und Territorialisierungen in multilokalen Nachrennungsfamilien“, die kurz vor der Fertigstellung steht.

ist. Ähnliches gilt für eine wissenssoziologische Auseinandersetzung mit „Wissen“, das als *expliziter* Untersuchungsgegenstand vorwiegend in wirtschaftsgeographischen Erörterungen behandelt wird, denen Fragen wie die nach der Verortung und Mobilität von Wissen bzw. der Ausbildung von „Kompetenzstandorten“ (vgl. KUJATH 2012) oder nach der Bedeutung des lokalen Kontextes zur Produktion von Wissen zugrunde liegen (vgl. MEUSBURGER ET AL. 2011). Hier wird dagegen „Wissen“ aus einer sozialgeographischen Perspektive nicht im wirtschaftlichen, sondern im familialen Kontext untersucht, mit einem Fokus auf Raumbegriffe. Wie zur Beantwortung der aufgeworfenen Fragen nun empirisch vorgegangen wurde, wird Thema des nachfolgenden Kapitels sein.

Kapitel 5

Methodologische Ausgangspunkte und empirisches Vorgehen

Nachdem nun die unterschiedlichen Raumbegriffe als Element gesellschaftlichen, kommunikativ vermittelten Wissens charakterisiert wurden, das sich (auch) in der Verwendung von Raumsemantiken ausdrückt (Kap. 2); nachdem zeitgenössische gesellschaftliche Selbstbeschreibungsformeln skizziert wurden und auf ihre im- und expliziten Raumverständnisse eingegangen wurde (Kap. 3); und nachdem zuletzt Familie als sozialwissenschaftliches wie alltägliches „Wissensfeld“ präsentiert und auf dessen „Raumgehalt“ untersucht wurde (Kap. 4), soll nun in diesem Kapitel eine Auseinandersetzung darüber erfolgen, wie der Fragestellung der Arbeit empirisch nachgegangen werden kann und in dieser Arbeit nachgegangen wurde.

Eine grundlegende Annahme ist, dass ein empirischer Zugang nicht zu subjektiven Wissensvorräten besteht, sondern nur zu den Wissens- (oder Sinn-)Formen, die sich in der Handlungspraxis niederschlagen. Die empirische Grundlage dieser Arbeit (Einzelgespräche) ist daher zu interpretieren als die sprachlich-kommunikative Praxis von Großeltern, wie sie sich in der speziellen Situation eines Interviews vollzieht. Für die Auswertung ist die dokumentarische Methode zur Anwendung gekommen, die ein theoretisch-konzeptionell fundiertes Auswertungsverfahren zur Rekonstruktion von *Orientierungswissen* (BOHNSACK 2011:40; vgl. auch 2.3) vorschlägt und dabei verschiedene Sinnenebenen voneinander unterscheidet. Doch bevor dieses Vorgehen genauer skizziert wird, möchte ich kurz auf geographisch-methodische Umgangsweisen mit der Frage nach Raumsemantiken eingehen.

5.1 Die Untersuchung von Raumsemantiken als methodologische Herausforderung

Wie in Kapitel 2 dargelegt, ist die Hinwendung der Geographie zur Sprache und zu einem sprachpragmatischen Umgang mit *Raum* nicht mehr ganz neu – Untersuchungen dazu finden sich insbesondere im Kontext diskursanalytischer Vorgehensweisen. Hält man sich vor Augen, dass die Raumbegriffe, die in sprachpragmatischer Wendung bezeichnet werden können als „kommunikativ realisierte[n] Unterscheidungen“ (MIGGELBRINK 2002a:77¹), dann liegt die Anwendung der Diskursanalyse als

¹Miggelbrink bezieht sich hierbei auf die Räume zweiter Ordnung, also nachgerade die verschiedenen Raumverständnisse wie Container-, Wahrnehmungsraum oder Lagerrelation. Siehe auch Kap. 2.1.1.

sprachzentrierter Methodologie nahe². In meiner Arbeit werde ich ebenfalls davon ausgehen, dass ich es auf einer empirischen Ebene mit Kommunikation in Form eines aufgezeichneten und transkribierten Gesprächs zu tun habe, das für sprachzentrierte Analysemethoden zugänglich ist. Und auch wenn hier ein gänzlich anderes Vorgehen gewählt wurde, sollen kurz einige alternative Vorschläge zur Untersuchung von Raumsemantiken (auch jenseits der Diskursanalyse) skizziert werden.

Gabriele Christmann kann als typische Vertreterin für das Nachzeichnen der Konstruktion eines bestimmten Raumbegriffs zitiert werden – in diesem Fall des wahrgenommen, erlebten Raumes, der sich in Form von *Images* oder *Raumdeutungen* niederschlägt, wie sie es nennt (CHRISTMANN 2013:160). Vor dem theoretischen Hintergrund des kommunikativen Konstruktivismus (vgl. KELLER ET AL. 2013b³) untersucht sie anhand von Interviews, unter Zuhilfenahme einer netzwerktheoretischen Methodik sowie mittels teilnehmender Beobachtung und Diskursanalyse (CHRISTMANN 2013:164ff), wie Stadtteilakteure die Quartiere deuten und so kommunikativ hervorbringen. Mit der Untersuchung raumbezogener Images und ihrer Konzeption als sozial hervorgebracht ist sie nicht alleine (vgl. bspw. WEICHHART ET AL. 2006), erwähnenswert ist ihr Ansatz allerdings an dieser Stelle aufgrund der theoretischen Bezugnahme auf die Wissenssoziologie und ihre (überwiegend) sprachpragmatische Herangehensweise.

Auch wenn sich Christmann von einem allzu physisch ausgedeuteten Raum, wie er im Löw'schen relationalen Raum teilweise vertreten ist, distanziert (CHRISTMANN 2013:162), hält sie deren Raumbegriff insofern für hilfreich, als mit ihm Handlungen betont und Raum als kommunikativ hervorgebracht konzipiert (CHRISTMANN 2013:157)⁴, gleichzeitig aber auch der *materielle* Raum als Ergebnis von Aushandlungsprozessen verstanden werden kann⁵. Methodisch bezieht sie sich auf verschiedene Materialien, die die unterschiedlichen Akteursebenen abbilden sollen: die Gespräche, in denen egozentrierte Netzwerke erhoben wurden, widmen sich der subjektiven Perspektive des Individuums und dessen kommunikative Einbettung; Gruppendiskussionen bedienen den Aspekt der gemeinsamen kommunikativen Hervorbringung von Raumdeutungen; und eine Medienanalyse bezieht die „Öffentlichkeit“ als kollektiven Akteur mit ein. Während die letzten beiden Bausteine diskurstheoretisch untersucht wurden (CHRISTMANN 2013:165), bleibt die Vorgehensweise bei den Interviews offen – lediglich der Bezug auf die Netzwerk ist eindeutig, so dass davon auszugehen ist, dass die Interviews nicht konsequent als Kommunikation gedeutet wurden, sondern die GesprächspartnerInnen als Informanten verstanden wurden, die Auskunft über ihre Kommunikationskanäle geben (vgl. CHRISTMANN 2013:164f). Anders wird in der vorliegenden Arbeit das Gespräch mit den Großeltern *selbst* als kommunikative Praxis verstanden, aus deren dokumentierter Form (dem Transkript) sich etwas über die Orientierungen der GesprächspartnerInnen rekonstruieren lässt, die sich auch in einer spezifischen Verwendung räumlicher Semantiken niederschlägt.

²So betont auch Gabriele Christmann, dass Raumsemantiken bevorzugt vor einem diskursanalytischen oder systemtheoretischen Hintergrund bearbeitet werden (s. 2013:156).

³Die Autoren stellen anknüpfend an Berger und Luckmann das kommunikative Handeln in den Mittelpunkt der Betrachtung, mit dem Ziel einer Weiterentwicklung des Sozialkonstruktivismus (KELLER ET AL. 2013a:12) und betonen: „Kommunikation gilt dabei keineswegs nur als ein besonderes Feld der sozialen Konstruktion. Vielmehr wird Kommunikation als die empirisch beobachtbare Seite des Sozialen betrachtet“ (KELLER ET AL. 2013a:11).

⁴Raum wird dabei als sprachliche *Objektivierung* im Sinne von Berger und Luckmann verstanden (CHRISTMANN 2013:159).

⁵Der Widerspruch durch den Rekurs auf den materiellen Raum ist an dieser Stelle mehr als deutlich, stört aber insofern nicht, als sich Christmann in ihrer weiteren Auseinandersetzung mit dem empirischen Material konsequent mit Raum als kommunikativer Objektivierung befasst.

Andreas Pott wendet die Systemtheorie auf den Untersuchungsgegenstand „Tourismus“ an und beschäftigt sich demnach ebenfalls mit der Frage, wie mittels Raum sprachlich kommuniziert wird (POTT 2007, POTT 2011). In Anlehnung an Stichweh begreift er Raum sowohl als Medium der Kommunikation wie auch als Medium der Wahrnehmung (s. POTT 2011:256) – und konzipiert damit Raum als etwas Sinn-Externes (vgl. Kap. 2.2.2.7). Gleichzeitig begreift er auch Sprache als Medium der Kommunikation (als Aspekt des Sozialen) – was methodisch nicht unproblematisch ist. Denn sowohl Sprache als auch Raum als Medium der Kommunikation darzustellen (POTT 2007:58f; POTT 2011:256), führt zu dem methodologischen Problem, dass Raum nicht nur als Kommunikation strukturierend, sondern gleichzeitig als *Inhalt* von Kommunikation zu betrachten ist (in diesem Fall spricht Pott von Raum als Medium der Wahrnehmung, POTT 2011:256). Zumindest wenn man den Anspruch hat, beide Aspekte im Blick behalten zu wollen (wonach es bei Pott zuweilen klingt, vgl. POTT 2011:257/263/267/269), halte ich diese Vorgehensweise für problematisch, da sich unübersichtlich viele Annahmen über die Zusammenhänge von physischen, psychischen und sozial-kommunikativen Sphäre einzuschleichen drohen⁶ – zumindest wenn die Vorgehensweise methodologisch nicht sehr genau ausgearbeitet ist. Und hier fehlt es meines Erachtens bei Pott, der über seine methodische Vorgehensweise (wie er mit Sprechweisen und letztlich dem Interviewtext selbst umgeht) keine genauere Auskunft gibt. Er operationalisiert eine Raumsemantik als Verweis auf eine „Stelle“ oder einen „Ort“, und beschränkt sich daher in seinem empirischen Artikel auf eine absolute Raumsemantik (s. POTT 2007:60). Das stellt die Frage nach einer Hierarchisierung von Raumsemantiken (also ob andere Raumsemantiken, wie der Wahrnehmungsraum oder das relationale Raumkonzept gänzlich ohne einen Bezug auf den absoluten Raum auskommen), die aber hier nicht weiter verfolgt werden soll. In der vorliegenden Arbeit wird dagegen der Versuch unternommen, eine Abwendung vom physischen Raum zu vollziehen und in der Folge sämtliche bereits skizzierten Raumbegriffe als Räume 2. Ordnung zu verstehen (s. Kap. 2.1.3), die gleichberechtigt nebeneinander stehen.⁷

Thilo Felgenhauer nun begreift nicht nur die Gesprächstranskripte konsequent als Kommunikation, sondern betrachtet auch geographische Paradigmen, die bestimmte Raumbegriffe nach sich ziehen, als Deutungsmuster, die nicht nur im wissenschaftlichen, sondern auch alltäglichen Kontext eine Rolle spielen (FELGENHAUER 2011:323/331). Auch wenn hier Felgenhauer nicht so weit gefolgt wird, die Raumbegriffe der Systemtheorie und Benno Werlens in einen Topf zu werfen⁸, sehe ich hier konzeptionell die größte Nähe zu meinem Ansatz (was auch auf seinen Bezug auf Schütz, Berger und Luckmann zurückzuführen ist, s. FELGENHAUER 2011:329). Interessant ist hier nicht nur, dass Raumsemantiken prinzipiell sowohl im wissenschaftlichen wie alltäglichen Kontext als Wissen-strukturierend wirksam konzipiert werden⁹, sondern auch, dass die *Verknüpfung* verschiedener Semantiken thematisiert wird (FELGENHAUER 2011:334). Auch das empirische Vorgehen entspricht dem theoretischen Verständnis der vorliegenden Arbeit, auch wenn hier anders vorgegangen wurde. So legt Felgenhauer 2009 einen interessanten Ansatz zur Untersuchung von Argumentationen, die sich Raumbegriffen bedienen, vor. Hierzu betrachtet er angelehnt an diskurstheoretische Überlegungen, wie im Argument (als kommu-

⁶Auch Pott macht nur an wenigen Stellen deutlich, welche expliziten Annahmen er über die Kopplung der Sphären miteinander trifft (vgl. POTT 2011:273).

⁷In diesem Sinn kann Potts Raum als Medium der Wahrnehmung auch nur als eine Semantik betrachtet werden.

⁸Das tut Felgenhauer, indem er lediglich drei geographische Paradigmen unterscheidet: die Landschaftsgeographie und Länderkunde, die raumwissenschaftliche Geographie sowie ein konstruktivistisches Paradigma, unter das dann sowohl Werlen wie auch systemtheoretische bzw. radikal sprachpragmatische Ansätze fallen (vgl. FELGENHAUER 2011:323).

⁹Wobei ich Felgenhauers Annahme nicht teile, dass der konstruktivistische Ansatz im Alltag nur eine geringe bis gar keine Rolle spielt (FELGENHAUER 2011:325). Siehe aber hierzu die Diskussion der empirischen Ergebnisse, insbesondere 8.1.1.

nikative Praxis) Raum im- und explizit verwendet wird (FELGENHAUER 2009:262). Er bevorzugt hierbei argumentative Textmomente, denn „die im Diskurs vorgebrachten Argumente sind besonders geeignete Bestandteile, um die raumrelevanten Vorannahmen und das implizite Wissen der beteiligten Akteure systematisch untersuchen zu können“ (FELGENHAUER 2009:262). So rekonstruiert er mit Hilfe der Argumentationsanalyse nach Toulmin (FELGENHAUER 2009:266), wie Raumsemantiken argumentativ „zur Anwendung“ kommen. Dabei ist auch ein hintergründiges Raumwissen relevant, nämlich dann, wenn einem logischen Schluss eine räumliche Annahme zugrunde liegt, ohne dass dies explizit formuliert wäre – was gleichzeitig auf das Wissen des Interpreten (und damit auf einen gesellschaftlich geteilten Wissensvorrat) verweist, der dies erkennen können muss (FELGENHAUER 2009:268f). Anders als bei Felgenhauer werde ich allerdings in dieser Arbeit auch andere Textsorten als die Argumentation berücksichtigen und daher auch nicht mit einer textsortenspezifischen, sondern mit einer Auswertungsmethode arbeiten, die nicht nur die *Sprechweisen*¹⁰ selbst, sondern auch typisierend Handlungsorientierungen im Auge behält bzw. eine Typisierung zum Ziel hat.

Jeannine Wintzer und **Antje Schlottmann** bedienen sich beide wiederum der Metaphernanalyse (WINTZER 2014:105ff, SCHLOTTMANN 2005:158ff), Wintzer als eine von mehreren Methoden zur Untersuchung wissenschaftlicher Narrationen über den Zusammenhang von Geschlecht und Raum¹¹, Schlottmann zur Untersuchung medialer Konstruktionen von West- und Ostdeutschland (SCHLOTTMANN 2005:26f). Dem Interesse an Metaphern liegt der Gedanke zugrunde, dass diese „Ausdruck eines angeeigneten kategoriellen Bezugssystems [sind] und [...] gleichzeitig im alltäglichen Vollzug das Bewußtsein von der Welt [strukturieren]. Gleichzeitig dienen die Metaphern der Organisation von Realitätskonzepten und damit der Konzeptualisierung von Erfahrung“ (SCHLOTTMANN 2005:164). Denn: „Die neue Metapherntheorie geht davon aus, dass Menschen spezifische Erfahrungen in ihrer Lebenswelt sammeln und diese auf fremde Situationen übertragen. [...] Damit wird eine erste zentrale Eigenschaft von Metaphern sichtbar: sie erweitern die Möglichkeiten, über ‚Dinge‘ in der Welt zu sprechen. Gleichzeitig aber schränken sie diese Möglichkeiten wiederum ein, da sie die Eigenschaften des Zielgegenstandes auf die Eigenschaften des bildgebenden ‚Gegenstandes‘ reduzieren“ (WINTZER 2014:106). Während Wintzer und Schlottmann mit diesem Ansatz, der konzeptionell dem hier vorliegenden sehr nahe steht, den Anschluss wiederum an die Diskursanalyse suchen (vgl. u. a. WINTZER 2014:55ff/107, SCHLOTTMANN 2005:209ff) und als Untersuchungsobjekt Medien (Schlottmann) sowie die Bevölkerungs- und Migrationsforschung (Wintzer) dienen, sind es in der hier vorliegenden Arbeit milieuspezifische Kommunikationsformen (später wird die Rede von „kommunikativen Milieus“ sein, s. Kap. 7.3), die anhand von Einzelinterviews noch zu rekonstruieren sind. Diese Milieus konstituieren sich durch „konjunktive Erfahrungsräume“ im Mannheimschen Sinne (s. Kap. 2.2.1.3) – anders als es etwa bei den Mitgliedern institutioneller Zusammenhängen (wie den Medien oder bestimmter wissenschaftlicher Fachdisziplinen) der Fall ist.

Auf einen ganz wesentlichen Aspekt soll hier noch mit Blick auf Wintzers Ansatz hingewiesen werden: Sie untersucht die von WissenschaftlerInnen hervorgebrachten Narrationen nicht nur auf Grundlage textlicher Dokumente, sondern auch graphischer Visualisierungen, wie sie Karten darstellen (WINTZER 2014:20). Diese seien „keine Abbildungen oder Wiederspiegelungen sprachlicher Praxis“, sondern „autonome Stimuli der Wirklichkeitskonstruktion, da ihr zentrales Element die Sicht-

¹⁰Diese beinhaltet auch die Frage, wie mit den verschiedenen Textsorten unterschiedlich kommuniziert wird.

¹¹Und dies erfolgt für die Bevölkerungs- und Migrationsforschung am Beispiel der deutschen Wiedervereinigung (WINTZER 2014:22).

barkeit – sozialräumlichen Phänomenen einen objektiven Status zuschreibt“ (WINTZER 2014:20). Auch in der vorliegenden Arbeit wird Visualität zu diskutieren sein, allerdings kommt dem Visuellen eine andere Rolle zu als im Fall von Wintzer, da Visualität nicht als Untersuchungsobjekt, sondern als Instrument zur wissenschaftlichen Analyse Verwendung findet. An dieser Stelle soll noch auf einer weitere Vertiefung verzichtet werden – weitere theoretisch-konzeptionelle Ausführungen finden sich hierzu in Kapitel 6.3.¹²

Nach dieser kurzen Übersicht über ähnlich gelagerte Ansätze in der Geographie und der kurzen Skizzierung der Unterschiede zu meiner Arbeit möchte ich nun mein eigenes Vorgehen darstellen, das sich von den obig aufgeführten deutlich unterscheidet – insbesondere von den Arbeiten Felgenhauers, Schlottmanns und Wintzers, die sich explizit linguistischer Verfahren bedienen, während hier eine soziologisch begründete Methode zur Anwendung kommt.

5.2 Narrative Gespräche mit Großeltern: Skizzierung des empirischen Vorgehens

Um nun die Bedeutung von Raumsemantiken in der sprachlichen Kommunikation zu untersuchen, ist eine textliche Grundlage vonnöten, anhand der sich diese Fragestellung studieren lässt. Grundsätzlich kommen hierfür die unterschiedlichsten Textformen in Frage: Neben Interviews bzw. Gesprächen auch Gruppendiskussionen, Ratgeberliteratur, Blog-/Foreneinträge oder Zeitungs- und Zeitschriftentexte. Diese halten je ein anderes Moment der Konstitution gesellschaftlichen Wissens mittels sprachlicher Ausdrucksformen fest. Hier wurde ein vergleichsweise klassisches Verfahren – das der Einzelgespräche – gewählt, eine Entscheidung, die vor dem Hintergrund der zu Beginn der Arbeit anders gelagerten Fragestellung erfolgte (vgl. Kap. 1), da Einzelgespräche den Vorzug haben, Text zu produzieren, der das gewählte Thema fokussiert bei gleichzeitiger Offenheit der Gespräche (im Sinne einer Mitstrukturierung durch den/die Befragte/n). Dass nun Gespräche gewählt wurden hat letztlich den Vorteil, dass allgemeine methodisch-methodologische Schlussfolgerungen für diese vergleichsweise beliebte Methode gezogen werden können.¹³

Grundlage dieser Arbeit sind 14 Einzelgespräche mit Großmüttern und -vätern, die zum Thema „Enkelkinder und Familienalltag“ geführt wurden. Für ein exploratives Vorgehen, das eine sehr detaillierte Analyse zum Ziel hat, sind das vergleichsweise viele Gespräche, dies hat aber andererseits den Vorzug, dass eine Typenbildung möglich war (hierzu in Kap. 5.3). Die Gespräche waren sehr offen gehalten und orientierten sich an der Methodik des „narrativen“ Interviews, wenngleich ein Leitfaden zur Verfügung stand, für den Fall, dass die GesprächspartnerInnen nicht von selbst einen Gesprächsfluss entstehen lassen würden (was in einigen Fällen auch tatsächlich vonnöten war; zum Aspekt der unterschiedlichen Gesprächsverläufe s. MONTANARI im Erscheinen). Ein weiterer Zweck des Leitfadens bestand darin, einige für den Aspekt des „Familienalltags“ relevante Aspekte in allen Gesprächen anzusprechen¹⁴, was zumeist am Ende der Gespräche erfolgte – und was die Suche nach

¹²Die Entscheidung, dieses visuelle Analyseinstrument inklusive der Ergebnisse seiner Anwendung in einem eigenen Kapitel darzustellen, erfolgte, da dem Instrument im Rahmen der empirischen Vorgehensweise der Status eines eigenständigen, von etablierten Verfahren der dokumentarischen Methode unabhängigen methodischen Experiments zukommt, das einige Ideen der dokumentarischen Methode zwar enthält, mit Blick auf die vorliegende Fragestellung allerdings nur teilweise gelungen ist. Siehe Kap. 6.

¹³Zu einer allgemeinen Kritik an der Erhebungsform „Interview“ siehe GIRTLER 2001:147ff; SILVERMAN 2013:32ff.

¹⁴„Relevant“ bedeutete, dass die am Thema der „Multilokalität von Familienleben“ bekannten Aspekte der Häufigkeit der Besuche, der Wohnarrangements u. ä. fokussiert wurden.

vergleichbaren Textstellen für die vertiefte Analyse erleichterte (zur Bedeutung des Vergleichs im Rahmen der dokumentarischen Methode s. Kap. 5.3.2.2). Die Gespräche verliefen weitgehend nach einem ähnlichen Schema: Auf eine sehr offene Einstiegsfrage, die biographisch orientiert war¹⁵, folgte zu meist eine mehr oder weniger ausführliche Erzählung der GesprächspartnerInnen, an die eine Nachfragephase mit Orientierung am Leitfaden anschloss (im Anhang). Im Unterschied zu biographischen Gesprächen, die häufig eine „gesättigte“ Ausführung zur Lebensgeschichte verlangen (weswegen die Nachfragen auch gezielt auf „Leerstellen“ hin formuliert werden sollten, s. SCHÜTZE 1983:285 oder WEIDENHAUS 2015:68), war für die hier vorliegende Arbeit lediglich von Bedeutung, dass zumindest einige Aspekte in allen Gesprächen angesprochen wurden (in welcher Tiefe, war dabei unerheblich und war der Ausgestaltung durch die GesprächspartnerInnen überlassen), um eine Basis für thematische Vergleiche zu haben.

Anders als bei allen explizit *narrativ* orientierten Gesprächsformen angelegt (insbesondere das breit rezipierte und ausgearbeitete narrativ-biographische Interview nach SCHÜTZE 1983, ROSENTHAL 2005; sowie das episodische Interview nach FLICK 1996) verliefen die Gespräche keineswegs so, dass auf die Einstiegsfrage sehr lange Erzählungen folgten und der *Erzähl*anteil am Gespräch durch geschicktes Nachfragen meinerseits hoch gehalten werden konnte. In einigen Gesprächen kam es zu dem ungeliebten „Frage-Antwort-Geschehen“ (SCHINKEL 2013:197), in dem kaum längere Erzählpassagen zu finden sind. Letztlich war das insofern kein Problem, als in der hier vorliegenden Arbeit die unterschiedlichen Gesprächsverläufe und das Auftreten bestimmter Textsorten als Aspekt einer spezifischen kommunikativen Praxis interpretiert wurden.

Die Betonung der Bedeutung von Erzählungen und die daraus folgende Bevorzugung von Textpassagen mit hohem narrativen Anteil (vgl. NOHL 2012:17f) speist sich aus der Annahme, dass insbesondere in dieser Textform das Erfahrungs- und Orientierungswissen eingebunden ist, da die Textform der Erzählung einer bestimmten Logik folge, die sich für die Rekonstruktion von Relevanzsystemen besonders eigne. Dies geschieht aufgrund der sog. „Zugzwänge des Erzählens“, die darauf beruhen, dass die Abfolge der Ereignisse und deren Zusammenhänge durch Erläuterungen verständlich gemacht werden müssen (NOHL 2012:22f, BOHNSACK 2010b:93). Dazu merkt Nassehi kritisch an, dass die Zugzwänge vielmehr als eine kommunikative Logik (oder „Interaktionsregel“) zu verstehen sind, die der Form „Erzählung“ aufgrund ihrer Zeitlichkeit zu eigen ist (NASSEHI 1994:55/57). Hinter der Bevorzugung der Erzählung steht letztlich eine unterstellte Authentizität¹⁶, die der „Erfahrung“ am nächsten kommt, was vor dem theoretisch-konzeptionellen Hintergrund dieser Arbeit kritisch zu sehen ist. Denn hier geht es im Gegensatz zur Schützischen Darstellung nicht um *subjektive* Erfahrungen (die aus der hier eingenommenen Perspektive nicht zugänglich sind), sondern um *konjunktive Erfahrungsräume*, also um gemeinsam geteiltes Wissen, das wiederum rekonstruierbar ist (vgl. Kap. 2.3

¹⁵Hiermit folgte ich einem Vorschlag Nohls, der Fragen zur Lebensgeschichte für den Einstieg allgemein für geeignet hält, auch wenn das Interesse thematisch anders gelagert ist (NOHL 2012:18). Die Frage lautete sinngemäß: „Bitte erzählen Sie mir zunächst ein bisschen etwas über sich, woher Sie kommen, welche Ausbildung Sie genossen haben, wann Ihre Kinder geboren sind usw.“.

¹⁶Hier ist auch folgendes Zitat aufschlussreich: „Das autobiographische narrative Interview erzeugt Datentexte, welche die Ereignisverstrickungen und die lebensgeschichtliche Erfahrungsaufschichtung des Biographieträgers so lückenlos produzieren, wie das im Rahmen systematischer sozialwissenschaftlicher Forschung überhaupt nur möglich ist.“ (SCHÜTZE 1983:285). Sowie: „Das Ergebnis ist ein Erzähltext, der den sozialen Prozeß der Entwicklung und Wandlung einer biographischen Identität kontinuierlich, d.h. ohne exmanente, aus dem Methodenzugriff oder den theoretischen Voraussetzungen des Forschers motivierte Interventionen und Ausblendungen, darstellt und expliziert“ (SCHÜTZE 1983:286).

sowie zur methodologischen Perspektive der dokumentarischen Methode im Folgenden).¹⁷ Zudem ist zu betonen, dass es nie reine „Erzähltexte“ gibt, sondern diese immer auch von anderen Textsorten durchdrungen sind (Genauerer zur Textsortenanalyse s. Kap. 5.3). Wenn also auch andere Textsorten Orientierungswissen (und nicht nur objektiv-semantisches Wissen, wie es ähnlich auch bei Lamnek formuliert wird, vgl. 2005:362f¹⁸) enthalten (wie es bzw. das Zusammenspiel der Textsorten offenbart), stellt sich die Frage, warum man sich unbedingt daran versuchen sollte, Narrationen zu generieren, anstatt die Gespräche wirklich einfach „laufen zu lassen“. Denn es verfügen nicht alle GesprächspartnerInnen über die sog. „narrative Kompetenz“ (LAMNEK 2005:360; vgl. auch BOHNSACK 2010b:100), die einen solchen Redefluss ermöglicht. Daher bevorzuge ich es, nicht von „narrativer Kompetenz“ zu sprechen, sondern gehe stattdessen davon aus, dass es sich nicht um eine Kompetenz, sondern um einen von verschiedenen *Kommunikationsstilen* handelt, wie sie sich in dieser sehr speziellen Form der Erhebung, dem Interview, darstellen. Aus einer solchen Perspektive ist es zudem möglich, das „Nicht-Reden“ oder „Nicht-Exemplifizieren“ als kommunikative Praxis ernst zu nehmen und den nicht „narrativ kompetenten“ GesprächspartnerInnen Rechnung zu tragen. Denn letztlich bedeutet Wortkargheit natürlich nicht, dass die GesprächspartnerInnen weniger über Familienleben *wissen*, nur ist ihr Wissen in anderen Ausdrucksformen eingelagert.

So gilt es hier noch einmal zu betonen, dass es sich bei Einzelgesprächen um eine spezifische Form der Kommunikation handelt, mit der jede/r GesprächspartnerIn auf eigene Weise umgeht. Gespräche sind daher als kommunikative Praxis zu betrachten, deren jeweilige Ausprägung auch einen Gesprächs- oder Kommunikationstypus (und nicht nur Wissenstypus) repräsentiert. Daher möchte ich dafür plädieren, Gespräche auch tatsächlich als kommunikative Praxis zu verstehen, in der die GesprächspartnerInnen nicht nur als InformationsträgerInnen oder ExpertenInnen ihres Alltags verstanden werden, sondern eben auch in eine Tätigkeit involviert sind (die des Interviewt-Werdens), die im Transkript in Teilen dokumentiert ist. In diesem Sinne sind narrative Gespräche nicht natürlicher oder unnatürlicher als andere Erhebungsformen¹⁹. Hier hilft es sich die ethnomethodologisch orientierten Krisenexperimente vor Augen führen, die bewusst eine nicht-alltägliche, ungewohnte Situation hervorrufen, um anhand der Reaktion der Beforschten, die darum bemüht sind, sich einen Reim auf das Geschehen zu machen, mehr über die angenommene Normalität zu erfahren, als bspw. anhand von Erzählungen möglich ist, da es sich um Vorgänge der „Normalisierung“ in actu handelt (s. ABELS 2009:91ff). In diesem Sinne kann man jedes Gespräch oder Interview praxistheoretisch gewendet als Situation bezeichnen, in der ad hoc Sinn hergestellt wird – wenngleich dabei auf bestehende Wissensvorräte zurückgegriffen wird (vgl. zum Verhältnis von bestehenden und in situ aktualisierten Wissensbeständen Kapitel 2.2.2.3.).

Zuletzt noch ein paar Worte zur thematischen Ausrichtung auf „Familienalltag“: Zur Untersuchung der Bedeutung von Raumsemantiken bietet sich jedes erdenkliche Thema an, wenn es zunächst allgemein darum geht aufzuzeigen, dass und wie Raumsemantiken mit verschiedenen Wissenskom-

¹⁷Zu einer ausführlichen Kritik an biographischen Interviews aus systemtheoretischer Perspektive, der ich mich ausnahmslos anschließen kann, s. NASSEHI 1994.

¹⁸Auch Lamnek unterscheidet bei seiner Erörterung der konzeptionellen Grundlagen von Interviews verschiedene Wissensformen: Demnach würden Subjekte Wissen in zwei Formen vermitteln können: einmal im narrativ-episodischen Wissen, das sich aus unmittelbaren Erfahrungen speist und Situationsabläufe reproduziert; sowie im semantischen Wissen, das auch aus Erfahrungen abgeleitet ist und Generalisierungen und Zusammenhänge formuliert (LAMNEK 2005:362f).

¹⁹Wenngleich Lamnek darin zuzustimmen ist, dass ein episodisches Gespräch, das zu Zwischennachfragen ermuntert, näher an der Erwartungshaltung der GesprächspartnerInnen liegt als eine Gesprächsform, in der der Interviewer nur nickend gegenüber sitzt (LAMNEK 2005:363) – und dennoch werden sich GesprächspartnerInnen finden, für die das narrative Gespräch eine ideale Kommunikationssituation darstellt.

plexen in Beziehung gebracht werden. Familie dient hier nur als Beispiel (so wie auch Pott seine Ausführungen zum Städtetourismus oder Felgenhauer zu den regionalen Lebensmitteln lediglich als Beispiel betrachten), zu dem es aufgrund der Genese der Fragestellung kam (s. Kap. 1). Der Fokus auf Familienleben hat den Vorteil, dass sich Familie noch nicht als expliziter Gegenstand der Geographie etabliert hat und daher kein „raumaffines“ Thema wie bspw. Geopolitik, Regionalkonsum oder Wohnstandortentscheidungen darstellt. Ein „Geographensprech“ scheint vor diesem Hintergrund zunächst weniger offensichtlich vorzuliegen²⁰ und daher liegt im Sinne einer „Entfremdungstaktik“ (s. Kap. 5.3) ein dankbares Feld für eine Untersuchung von Raumsemantiken vor – denn wenn „selbst hier“ mit „räumelndem“ Vokabular hantiert wird, ist in der Tat davon auszugehen, dass Raum überall ist und es sich um bestimmte Möglichkeit der Sinnggebung sozialer Phänomene handelt. Die zusätzliche Fokussierung auf Großelternschaft bedeutet lediglich eine Beschränkung des sozialen Kontexts, der die Ausbildung von Wissensbeständen beeinflusst (hier der generationelle Erfahrungskontext), was eine Typenbildung im Sinne der dokumentarischen Methode erleichtert – aber hierzu komme ich nun im Folgenden.

5.3 Zur Auswertung: Die dokumentarische Methode zur Rekonstruktion von Gesprächstexten

Wurde mittels einer Methode Rohdatenmaterial produziert (Audioaufzeichnungen von Gesprächen in diesem Fall), stellt sich im Anschluss die Frage, wie weiter damit zu verfahren ist. Denn neben einer Methodik, die praktisch beschreibt, wie man zu seinen Daten kommt, sind nun methodologische Überlegungen darüber anzustellen, womit man es aus theoretischer Sicht eigentlich zu tun hat, wenn man ein Gesprächstranskript vor sich liegen hat, und warum sich bestimmte Verfahren im Umgang mit dem Material eignen, um zu neuen Erkenntnissen zu gelangen, die theoretisch so kohärent wie möglich daraus abgeleitet sind.

Um nun nicht einfach alltagstheoretisch mit dem Datenmaterial umzugehen, ist es vonnöten, sich dem Material so gut es geht zu entfremden²¹, um nicht nur das eigene Wissen zu reproduzieren, und stattdessen einem Verfahren zu folgen, das geeignet ist, das zutage zu fördern, was theoretisch von Interesse ist. Nun habe ich bereits vorweggenommen, dass ich mich der dokumentarischen Methode bedient habe, die nicht nur als Auswertungsmethode, sondern auch als theoretische Haltung zu begreifen ist. Aus diesem Grund erfolgte bereits eine Auseinandersetzung mit einem ihrer Begründer, Karl Mannheim, im Kapitel 2, nebst einer wissenssoziologischen Grundlegung dieser Arbeit. Mannheims Ansatz einer „dokumentarischen Methode der Interpretation“, die eine methodologische Grundlage für die Frage abliefern, was sich an sozialen Strukturen oder Mustern in der Praxis *dokumentiert* (und wie man diesen Strukturen „auf die Schliche“ kommen kann), ist zunächst insbesondere durch die Ethnomethodologie Harold Garfinkels rezipiert worden (ABELS 2009:94, BOHNSACK 2010a:291f), und hat über diesen Weg anschließend wieder den Weg in die deutschsprachige Soziologie gefunden (BOHNSACK 2010a:291). Bohnsack bescheinigt der Ethnomethodologie, das konstruktivi-

²⁰ Stattdessen eher ein „Sozialwissenschaftler“-Sprech – Zur Analogie wissenschaftlicher und alltäglicher Wissensbestände und ihrer Verknüpfungen s. Kap. 2.2.2.1.

²¹ Die Methode der Entfremdung wurde explizit auch von dem Ethnomethodologen Garfinkel propagiert, weswegen dieses Vorgehen zuweilen auch „Garfinkeling“ genannt wurde, das notwendig sei, um die bei den ForscherInnen selbst vorhandenen Normalitäten aufzudecken (ABELS 2009:91). Auch Luhmann betonte die Funktion der Methoden zur Ermöglichung von Überraschungen (vgl. VOGD 2010:122).

vistische Programm (das auch Karl Mannheims Wissenssoziologie zugrunde liegt) nicht umgesetzt, und zudem keine eigene Methodik entwickelt zu haben (BOHNSACK 2010a:292). Ein weiterer ganz wesentlicher Unterschied ist zudem, dass Garfinkel weniger an der Rekonstruktion des Sinns selbst interessiert ist (anders als bei Mannheim) und stattdessen vielmehr an der Art und Weise, wie Sinn *situativ* hergestellt wird (vgl. ABELS 2009:94f).²² Wenn man Bohnsack folgend davon ausgeht, dass sich in dem „Wie“ das Orientierungswissen dokumentiert (vgl. BOHNSACK 2010a:308), bedeutet dies angewendet auf Raumsemantiken, dass es nicht nur darum geht, aufzuzeigen, dass Großeltern auch mit räumlichen Begriffen über Familie sprechen, sondern insbesondere auch *wie* sie das tun. Sollten sich in dem Wie Unterschiede zeigen, wäre hiermit ein Beleg gefunden, der aufzeigt, dass auch raumsemantisches Wissen milieuhabhängig kontextualisiert wird bzw. sich abhängig vom sozialstrukturellen Kontext ausbildet.²³

5.3.1 Zur methodologischen Perspektive der dokumentarischen Methode

Bei der dokumentarischen Methode handelt es sich um eine zunehmend beliebtere Auswertungsmethode, die inzwischen in den unterschiedlichsten Forschungsfeldern zur Anwendung kommt (BOHNSACK 2010b:31, BOHNSACK ET AL. 2013:9, NOHL 2012:8) und mittlerweile Verfahren für verschiedenste Datengrundlagen liefert (z. B. Gruppendiskussionen, offene Gespräche, Bild- und Videoanalysen; BOHNSACK ET AL. 2013:9). Während sich Ralf Bohnsack nicht nur allgemein um die Verbreitung der dokumentarischen Methode, sondern auch um Bild- und Videoanalyseverfahren verdient gemacht hat (vgl. BOHNSACK 2010b, 2011), hat Arnd-Michael Nohl ein Auswertungsverfahren entwickelt, das erzählgenerierenden Interviews Rechnung trägt (durch Hinzunahme der Narrationsanalyse nach Fritz Schütze), dabei aber ebenso den methodologischen Ideen der dokumentarischen Methode nach Bohnsack verpflichtet ist (vgl. NOHL 2012:27).

Begreift man nun die Gesprächssituation selbst als kommunikative Praxis, dann lässt sich diese beobachten bzw. dokumentieren, und auf dieser Grundlage Orientierungen rekonstruieren (vgl. NOHL 2012:1). Grundsätzlich gilt es dabei zwischen Erfahrungen (z. B. der Geburt eines Kindes), auf die nicht unmittelbar zugegriffen werden kann, und Handlungsorientierungen zu unterscheiden, die sich in der Praxis dokumentieren (NOHL 2012:2). So ist davon auszugehen, dass sich in dem, was die Menschen erzählen, der dahinterstehende Sinn dokumentiert, der mehrere Ebenen aufweist – nach Mannheim sind dies der objektive Sinn, der Ausdruckssinn sowie der Dokumentensinn (vgl. Kap. 2.2.1.2). Bohnsack fasst den objektiven und intentionalen zum immanenten Sinn zusammen und trennt hiervon den dokumentierten Sinn, der wiederum auf Orientierungsmuster und das Soziale der Praxis verweist, das *Wie* (vgl. NOHL 2012:4, BOHNSACK 2010b:57/87). Zugang wird nun zu diesem Orientierungswissen gesucht, das Menschen verbindet, die Erfahrungen teilen (dies wiederum entspricht der

²²Daraus resultiert bei Garfinkel dann auch das Vorgehen des „Krisenexperiments“, in dessen Verlauf beobachtet wird, „mit welchen Methoden die Aufgestörten ihren Alltag wieder in eine *normale Ordnung* zu bringen suchen“ (ABELS 2009:91, Hervorhebung im Original).

²³Oder wieder anders formuliert: Wenn man davon ausgeht, dass auch die Art und Weise der sprachlichen Kommunikation als ein Ausdruck von Wissensstrukturen verstanden wird, weil auch Sprache Sinn bzw. Wissen produziert, dann ist auch die Art und Weise der Verwendung räumlicher Semantiken ein Ausdruck spezifischer Wissens- bzw. Sinnstrukturen. Denn wie bereits in der Einleitung erörtert, enthält die Sprache bereits ein implizites kollektives Wissen (ABELS 2009:99), ebenso ist das bei Raumsemantiken der Fall. Vgl. hierzu auch Kap. 2.3.

konjunktiven Erfahrung nach Mannheim; NOHL 2012:5).²⁴ Diese Sinnebenen zu rekonstruieren, ist Ziel der dokumentarischen Methode.²⁵

5.3.1.1 Die Bedeutung des Vergleichs in der dokumentarischen Methode

Die dokumentarische Methode folgt einer Prämisse aller rekonstruktiven Verfahren, nämlich dass sich die Grundstruktur, die Muster des Dokumentensinns in allen, auch den kleinsten Äußerungen reproduzieren (BOHNSACK 2010b:103/132). Daher ist es bei Gesprächen auch nicht unbedingt notwendig, dass thematisch alles abgedeckt ist – es ist lediglich nötig, eine ausreichende Basis von Themen abzudecken, die mit anderen GesprächspartnerInnen vergleichbar sind. Denn der vom Standort abhängige kollektive bzw. konjunktive Sinnhorizont wird erst im Vergleich mit den Äußerungen Anderer zu einem ähnlichen Thema rekonstruierbar (BOHNSACK 2010b:42). Der Vergleich ist daher ganz zentral, um die Perspektive des Forschers/der Forscherin und deren Orientierungswissens zu relativieren (NOHL 2012:7; BOHNSACK 2010b:65). Hierbei handelt es sich um ein „methodisch kontrolliertes Fremdverstehen“ (NOHL 2012:7; BOHNSACK 2010b:19f; BOHNSACK 2010a:307), das nach mehr als nur einem Interview verlangt. Denn um eine spezifische Art und Weise der Bearbeitung eines Themas erkennen zu können, wird zwar auch der/die ForscherIn danach fragen, wie der/die GesprächspartnerIn anders hätte antworten können (oder wie er/sie eine Erzählung hätte anders weiterführen, ein Argument hätte anders ausgestalten können), kann dabei aber nur den eigenen Sinnhorizont zu Rate ziehen. Um daher von einer nur vor dem Sinnhorizont des/der ForscherIn vorgenommenen Rekonstruktion abheben zu können, kommt dem Vergleich innerhalb der dokumentarischen Methode eine besondere Bedeutung zu, der daher auch im Auswertungsprozess bereits sehr früh einsetzt (vgl. Kap. 5.3.2.2). So wird erst durch den Vergleich deutlich, dass es sich bei der Behandlung eines Themas um eine spezifische Art der Auseinandersetzung damit handelt – oder eben aber um eine typische, der auch andere GesprächspartnerInnen folgen. Würde man keine weiteren Sinnhorizonte hinzuziehen, würde man lediglich eine weitere alltagsweltliche Theorie über das Thema von Interesse erstellen – die nicht alleine dadurch zu einer wissenschaftlichen Theorie wird, dass sie von einer/m WissenschaftlerIn vorgenommen wird (vgl. Kap. 2.2.2.1). Auch Bohnsack betont den Charakter der doppelten Hermeneutik (nach Giddens, s. Kap. 23), der rekonstruktiven Verfahren innewohnt: Es handelt sich um eine Konstruktion der Konstruktion (die ständig von den Beforschten selbst durchgeführt wird, BOHNSACK 2010b:23), womit sich diese Rekonstruktionsverfahren nicht grundsätzlich von einer alltagsweltlichen Rationalität unterscheiden (BOHNSACK 2010b:26f/58) – lediglich in der Analyseinstellung unterscheiden sich die Herangehensweisen (BOHNSACK 2010a:292; vgl. auch Kap. 2.2.2.1 sowie 2.1.3). Mit der starken Betonung des Vergleichs im Material, um damit bewusst die Perspektive des Forschenden zu relativieren, kommt die dokumentarische Methode daher einer wichtigen Forderung nach: „Eine kulturtheoretische Sozialwissenschaft wird aufgrund ihrer konstruktivistischen Grundhaltung hingegen in Rechnung stellen müssen, was ihre Beschreibung den Bedingungen der Beobachtung verdankt und daher versuchen, ihre eigenen Konstruktionspraktiken zu reflektieren“

²⁴Bohnsack unterscheidet von diesen zwei grundlegenden noch eine dritte Sinnebene, nämlich den intendierten Ausdruckssinn, dessen Unterschied zum Dokumentensinn einerseits in der kommunikativen Absicht besteht und zum immanenten Sinn durch die gestalterische Vermittlung, die zu unterschiedlichen Ausdrucksstilen führt (BOHNSACK 2010b:67). Da der Unterschied zu den anderen Sinnebenen nicht klar herausgearbeitet ist und sich auch Nohl an den drei Mannheimschen Sinnebenen orientiert (und lediglich die Zusammenfassung des objektiven Sinns und Ausdruckssinns zur immanenten Sinnebene übernimmt, s. NOHL 2012:4), wird von dieser Sinnform hier nicht weiter die Rede sein.

²⁵Die Sinnebenen finden sich nochmals am Ende des Kapitels in Tab. 5.3 dargestellt, in der zugleich eine Übersicht über die Ergebnisse gegeben wird.

(LIPPUNER 2005:59). Und auch wenn es damit nicht möglich ist, den blinden Flecken vollständig zu entkommen, die durch den/die ForscherIn gesetzt sind (s. auch GENTILE 2010:50²⁶), überrascht daher nicht, dass die dokumentarische Methode für systemtheoretische Ansätze als mögliche Auswertungsmethode diskutiert wird (BOHNSACK 2010a, GENTILE 2010, VOGD 2010), da sie sich darum bemüht, den Standort des Beobachters im Auswertungsverfahren angemessen zu berücksichtigen.

5.3.1.2 Zur Bedeutung von Erzählungen

Nun erscheinen auch Nohl Stegreiferzählungen, wie sie innerhalb offener Gespräche aufkommen, aufgrund der bereits genannten Zugzwänge des Erzählens besonders geeignet, die Zusammenhänge zwischen erzählter und erlebter Erfahrung aufzuzeigen (NOHL 2012:42). Hier folgt Nohl explizit der oben bereits kritisierten Perspektive von Fritz Schütze, der sich insbesondere für die „Prozesstrukturen des Lebenslaufs“ interessiert (vgl. SCHÜTZE 1983).²⁷ Auf dieser Annahme beruht der Vorschlag einer Textsortentrennung, die von Nohl als ein Auswertungsschritt empfohlen wird (zum genauen Ablauf der Auswertung s. nächsten Abschnitt). Für die anschließende vertiefte Analyse lassen sich so die Erzählpassagen identifizieren – wenngleich die Textsorten nicht völlig trennbar sind, wie aus dem folgenden Zitat hervorgeht: „Die Zugzwänge des Erzählens können (nur) dann greifen, wenn die Erzählung im Vordergrund der Schilderung steht, selbst wenn diese durch Beschreibungen, Argumentationen und Bewertungen als Hintergrundkonstruktionen unterbrochen wird. Ist die Schilderung im Vordergrund aber durch Argumentationen und Bewertungen geprägt, die nur in Hintergrundkonstruktionen mit Erzählungen und Beschreibungen belegt werden, so verstrickt sich der Informant nicht in den Rahmen seiner eigenen Erfahrungen“ (NOHL 2012:42). Problematisch hieran ist die damit verbundene Behauptung, dass praktisches (bzw. atheoretisches, konjunktives) Wissen nur in Erzählungen und Beschreibungen zu finden sei – oder aber mittels einer Beobachtung der Praxis (NOHL 2012:43). In der vorliegenden Arbeit wird diese Unterscheidung nicht vorgenommen, da hier das Gespräch selbst als Praxis begriffen wird, um so das konjunktive Wissen methodisch greifbar zu machen. Dann allerdings spricht auch nichts mehr für eine Bevorzugung von Erzähltexten, sondern stattdessen ist davon auszugehen, dass sich der/die GesprächspartnerIn in allen Textsorten in seinen *Orientierungsmustern* verstrickt. Denn nicht nur der Ablauf innerhalb von Erzählsequenzen verweist auf Orientierungen und die Zusammenhänge, die Befragter in den einzelnen Episoden bzw. Erfahrungen sieht (vgl. NOHL 2012:6), sondern auch das Verhältnis der Textsorten zueinander.²⁸ Von daher erscheint auch trotz dieser anders gelagerten Perspektive die Textsortentrennung (s. Kap. 5.3.2.2) als sinnvoller Analyseschritt, auf deren Grundlage die weiteren Auswertungsschritte folgen.

²⁶ Auch wenn die dokumentarische Methode damit weitergeht als Ansätze, die lediglich zur „angemessenen Interpretation“ ermahnen (vgl. LIPPUNER 2005:49).

²⁷ Schützes Erkenntnisinteresse wird insbesondere an folgendem Zitat deutlich: „Konzepte wie ‚Lebenszyklus‘ und ‚Familienzyklus‘ sind gewöhnlich Konzepte, die keine andere Funktion haben, als Meßpunkte auf dem Zeitkontinuum des Alterwerdens soziologisch interessierender Kohorten zu definieren – Meßpunkte, die sich auf Lebensphasen und Übergänge des Lebensablaufs beziehen, von denen man soziologisch-theoretisch annehmen kann, daß sie für die Lebensführung relevant sind, über die man andererseits nicht verlässlich aussagen kann, wie sie faktisch ablaufen, wie sie ihre lebensgeschichtliche Relevanz erlangen und wie sie in den gesamten Lebensablauf der jeweiligen Biographieträger eingebettet sind“ (SCHÜTZE 1983:284). Eine solche Suche nach Erfahrungsstrukturen wird in der vorliegenden Arbeit nicht unternommen.

²⁸ Nichts anderes belegt die Beobachtung, dass es so etwas wie eine „narrative Kompetenz“ gibt (vgl. Kap. 5.2), sie ist in diesem Sinn ebenfalls als Kommunikationsstil zu betrachten.

5.3.2 Vorgehen zur Auswertung narrativer Gespräche

Nohl schlägt nun in Anlehnung an Fritz Schütze und Ralf Bohnsack folgendes Vorgehen vor: 1. eine formulierende Interviewtranskription, die die Identifikation relevanter Textstellen zum Ziel hat; 2. eine formulierende Feininterpretation eben dieser Textstellen; 3. die Entwicklung zweier Typologien; sowie 4. die Generalisierung der Ergebnisse.

5.3.2.1 Formulierende Interviewtranskription

Zunächst wird auf Grundlage der Audiodatei ein **thematischer Verlauf** erstellt, der anhand einer tabellarischen Übersicht eine Zusammenstellung der Themen bietet (NOHL 2012:40). Dieser Schritt ähnelt weitgehend den ersten Schritten der Kodierung im Rahmen anderer Auswertungsverfahren – nur wird dies nicht am bereits transkribierten Text vorgenommen. Stattdessen wird anhand der thematischen Verläufe entschieden, was zunächst transkribiert wird. Als Grundlage für die Auswahl schlägt Nohl drei Kriterien vor: erstens Themen, die vom Forscher festgelegt wurden²⁹; zweitens Passagen, in denen sich die GesprächspartnerInnen engagiert geäußert haben³⁰; und drittens Aspekte, die von verschiedenen GesprächspartnerInnen ausgeführt worden sind (NOHL 2012:40) – um so den Vergleich zu gewährleisten. Transkribiert wurden für die vorliegende Arbeit alle Gesprächsabschnitte, in denen alle drei Kriterien zutrafen (s. Anhang C).

Die Erstellung des thematischen Verlaufs erfolgte in tabellarischer Form. Das Gespräch wurde in Fünf-Sekunden-Schritten protokolliert und der Inhalt des Gesprächsabschnitts zusammenfassend (aber so nah wie möglich am Wortlaut) erfasst. Z. B. lautete die zusammenfassende „Inhaltsangabe“ in einem knapp 30-sekündigen Abschnitt des Gesprächs mit Nicole Walter: *„alle [Enkelkinder] wohnen um die Ecke, nicht leicht, für alle da zu sein“*. Alle der so benannten Textstellen, auf die alle obigen Kriterien zutrafen, wurden anschließend transkribiert – so auch das genannte Beispiel, da erstens das *Wohnen* als thematisch relevant erachtet wurde; zweitens der/die GesprächspartnerIn vergleichsweise emotional und lange darüber berichtete; und drittens auch andere GesprächspartnerInnen das Thema „Anwesenheitsverfügbarkeit“ (wie das Thema später benannt wurde) zur Sprache gebracht haben.

Transkribiert wurde in Form der *literarischen Umschrift* (DITTMAR 2004:60ff; MAYRING 2002:89ff), d. h. auch Dialekt wurde erfasst, ebenso wie umgangssprachliche Verschleifungen u. ä. (also „i hob“ statt „ich habe“), aber niedergeschrieben „mit unserem gebräuchlichen Alphabet“ (MAYRING 2002:89). Zudem erfolgten an markanten Stellen Kommentierungen (vgl. MAYRING 2002:91ff) wie „(Lachen)“ oder „(Husten)“, aber auch längere Sprechpausen wurden mit „...“³¹ erfasst. Das entspricht einer Empfehlung Przyborkis und Wohlrab Sahrs: „Die Auflösung bzw. Detaillierung des Transkripts muss höher sein als sie durch den Untersuchungsgegenstand bzw. das Erkenntnisinteresse definiert ist“ (2014:167).

In einem zweiten Schritt wird im Rahmen der dokumentarischen Methode die **formulierende Feininterpretation** der nun transkribierten Textstellen vorgenommen. Hierzu werden zunächst Ober-

²⁹Was in der vorliegenden Arbeit Themen waren, die sich auf das Wohnumfeld bezogen oder die Mobilität, aber auch Themen wie work-life-balance betrafen – letztlich Themen, wie sie vermutlich in irgendeiner Art „raumzeitliche Praktiken“ beeinflussen. Diese Orientierung an der alten Fragestellung halte ich für unproblematisch, da anzunehmen ist, dass sich an jedwedem Thema die Handlungsorientierung rekonstruieren lässt. Vgl. zu den relevanten Themen auch die Thesen zur Auswahl der GesprächspartnerInnen, Kap. 5.2.

³⁰Dies bedeutete eine im *fallinternen* Vergleich ausführlichere oder emotionalere Behandlung eines Themas.

³¹Mehr Punkte deuten längere Pausen an.

und bei längeren Abschnitten Unterthemen identifiziert (NOHL 2012:71).³² Anschließend wurde zu jedem Thema eine thematische Zusammenfassung verfasst (NOHL 2012:70f), die als eine Art „Nach-erzählung“ auch dazu dienen kann, die Themen nochmals weiter zu verfeinern.

Das obig genannte Beispiel zum Thema „Anwesenheitsverfügbarkeit“ wurde auf diesem Weg als Unterthema eines längeren, knapp eineinhalb minütigen Abschnitts des Gesprächs mit Nicole Engler erkannt, in dem es um das Zustandekommen des aktuellen sozialen und räumlichen Arrangements ging. Hier zur Veranschaulichung der Abschnitt:

Mit dem Kind, also hat dann zwischenzeitlich ein Kind, is jetzt seit anderthalb Jahren wieder hier, also, deswegen ich kann isch auch sachen, ich weiß wie jetzt ne Trennung über zehn oder elf Jahre is. Und isch weiß auch, wie das räumliche Miteinander jetzt wieder sehr kompliziert is. Also wir müssen uns erst wieder, also, wir müssen uns erst wieder an'ander gewöhnen. Man merkt, also isch merk des jetzt eigentlisch, dass wir uns gar nüsich rischtisch kannten. Also, wir ham eigentlich bloß, wir ham zu Besuch immer. Und sie warn hier, und da setzt man eigentlich immer sein, bestes Gesicht auf. Und hier ist jetzt wieder Alltag. Ja, und meine kleine Tochter war eigentlisch, hat immer mal nen Freund, dann hatte se den Michael kennengelernt. Da ham, nisch geheiratet, hat, das Kind bekommen, innerhalb, äh, nachdem se sich n halbes Jahr kannten. Des war n Wunschkind, und, die Partnerschaft hat dann vier Jahre gehalten, und, die hatten süsch nischt mehr zu sagen. Also, des war jetzt nisch, mit Krach. Und so einfach, des sind ausnander gegangen. Er kümmert sich sehr wenig ums Kind, obwohl er hier gleich um de Ecke wohnt. Ja.

Sie wohnt auch hier?

Ja, sie wohnt auch, sie wohn, sie wohnen jetzt alle hier. Mittlerweile. Hab ich auch n bisschen Probleme, weil, .. Ich sach jetzt mal, also ich bin, also für alle muss isch ja auch da sein (lacht). Des is jetzt, äh, vielleicht jetzt auch für Sie, dass Großmutter dann och, man kann nicht nein sagen, und man sacht auch nich nein. Und man macht des alles. Aber, . Es is n bisschen problematisch.

Nicole Walter, 62 Jahre, Sachbearbeiterin im Vorruhestand (GM5-1)

Die anschließende thematische Zusammenfassung lautet in meiner Formulierung:

Frau Englers berichtet zunächst, dass sie von ihrer Tochter zehn Jahre lang getrennt gelebt habe. Sie betont, dass nun das „räumliche Miteinander“ - also das nahe beieinander Wohnen – nicht ganz einfach ist, da man sich erst wieder aneinander gewöhnen müsse. Sie habe gemerkt, dass sie sich früher gar nicht so gut kannten, da sie sich nur „zu Besuch“ gesehen hatten. Hier verbringe man wieder Alltag miteinander. Ihre zweite Tochter habe mit dem Vater des gemeinsamen Kindes vier Jahre eine Beziehung unterhalten (im ersten Jahr kam das Kind), aber beide hätten sich im Guten getrennt. Trotzdem kümmere er sich – obwohl er um die Ecke wohnt – wenig um die Tochter. Ich frage nochmal nach, ob jetzt also alle hier wohnen. Sie bejaht und erwähnt, dass das nicht ganz leicht sei, da man dann auch für alle da sein muss – zumal sie nicht gerne nein sage.

Hier handelt es sich also um eine Paraphrasierung, die der thematischen Kondensierung in Form einer Identifikation von Unterthemen dient. Ergebnis des gesamten Arbeitsschrittes waren daher nicht nur Transkripte, sondern auch eine Themensammlung, die zu einer Art Code-Baum zusammengestellt wurden – also eine fallübergreifende Gruppierung von Themen mit entsprechenden Unterthemen (s. an anderer Stelle eine Übersicht, Kap. 7.1).

Hiermit ähnelt das Vorgehen der dokumentarischen Methode dem anderer Auswertungsverfahren, wie der Grounded Theory oder der qualitativen Inhaltsanalyse, die allerdings weitaus mehr Ge-

³²Dieser Vorgang wurde nach der nachfolgenden formalen Interpretation nochmals durchgeführt, da dabei neue Aspekte aufkamen, die es dennoch zu vergleichen galt. Insgesamt gestaltete sich dieser Schritt nicht unproblematisch, da ich bereits hier als Forscherin eingreife, wenn ich nämlich ein Thema identifiziere, was mitunter lediglich die Vermutung des (semantischen) Sinngehalts zur Grundlage hatte. Hier wurde daher pragmatisch und ähnlich wie bei der Grounded Theory zunächst offen kodiert und anschließend zu Kategorien zusammengefasst. Letztlich ist dieser Schritt kein unwichtiger, da bereits das Zusammenspiel der Themen mit den Unterthemen als Aspekt der Orientierungsmuster betrachtet werden kann, da auf diesem Wege von den GesprächspartnerInnen thematische Systematisierungen vorgenommen werden. In der nachfolgenden reflektierenden Interpretation wurde dies weiter vertieft.

wicht auf den Vorgang der Strukturierung der Themen legen. Demgegenüber dient die formulierende Interpretation bei der dokumentarischen Methode der Identifikation von zu transkribierenden Gesprächsabschnitten, die ein ähnliches thematisches Feld bearbeiten, um im nun folgenden Interpretationsschritt systematisch vergleichen zu können.

5.3.2.2 Reflektierende Interviewinterpretation

Dieser Schritt ist dem „Wie“ gewidmet (NOHL 2012:41). Hier stellt sich die Frage, „mit Bezug auf welches Orientierungsmuster“ ein Thema abgehandelt wird (BOHNSACK 2010b:135). Dies lässt sich an positiven und negativen Gegenhorizonten festmachen (BOHNSACK 2010b:135f): durch ständige Spiegelung nicht nur mit dem Vergleichshorizont des Interpreten³³, sondern auch anderer Fälle wird dabei Validität erhöht (BOHNSACK 2010b:137; s. auch Kap. 5.3.1.1). Somit findet bei der dokumentarischen Methode schon sehr früh der Vergleich des Materials statt. Ziel dabei ist: „Bei diesem Schritt der Reflektierenden Interpretation bleibt also die Besonderheit oder Gesamtgestalt des Falles oberster Bezugspunkt von Analyse und Darstellung“ (BOHNSACK 2010b:137), während gleichzeitig das Typische anhand von verschiedenen Äußerungen nachgezeichnet wird (BOHNSACK 2010b:138).

Für offene Gespräche schlägt Nohl hierfür erstens eine **formale Interpretation und Textsortentrennung** vor – denn es sei wichtig „festzustellen, ob die Schilderung im Vordergrund durch eine Erzählung oder aber durch andere Textsorten strukturiert wird“ (NOHL 2012:80).

- **Erzählungen** zeichnen sich aus durch „Handlungs- und Geschehensabläufe [...], die einen Anfang und ein Ende haben“ (NOHL 2012:20), es handele sich also jeweils um ein „singuläres Ereignis...“, das durch spezifische Zeit- und Ortsbezüge gekennzeichnet“ ist und „Übergang zwischen zwei Zeitzuständen“ fasst (Schütze 1987 nach NOHL 2012:20). Hinweise auf diese Textsorte sind Wortangaben wie „und dann“ (NOHL 2012:21).
- **Beschreibungen** stellen „immer wiederkehrende Handlungsabläufe oder feststehende Sachverhalte“ dar, Hinweisgeber sind Wortangaben wie „immer“ oder „öfters“ (NOHL 2012:21).
- **Argumentationen** sind dagegen „(alltags-) theoretische Zusammenfassungen und Stellungnahmen zu den Motiven, Gründen und Bedingungen für eigenes oder fremdes Handeln“ (NOHL 2012:21), Allsätze kennzeichnen diese Textsorte. Dabei ist vor allem von Interesse, *wie* argumentiert wird, woraus auf den Orientierungsrahmen geschlossen werden kann (NOHL 2012:44). (Inwiefern in diese Textsorte Raumwissen eingelassen ist, hat bspw. Felgenhauer untersucht, vgl. Kap. 5.1).
- **Bewertungen** lassen sich zuletzt daran festmachen, dass „in die Hülsen der argumentativen Quasi-Allsätze oder der abstrakt-beschreibenden Summierungssätze evaluative, einschätzende Prädikate eingelassen [sind]“ (Schütze 1987, zitiert in NOHL 2012:21).

Die Textsorten stehen meist in einem Vordergrund-Hintergrund-Verhältnis (NOHL 2012:22)³⁴. Dabei unterscheidet Nohl zwei Sprachebenen, einmal die konjunktive, die die Textsorten *Erzählung* und *Beschreibung* umfasse, während die kommunikative Ebene durch die Textsorten *Argumentation* und *Bewertung* angesprochen werde (NOHL 2012:43). Diese Perspektive wird hier wie bereits erörtert nicht geteilt, da auch und insbesondere die Beziehung der Textsorten zueinander von Interesse sind und

³³ Also *meiner* Reflektion darüber, was stattdessen hätte gesagt werden können – und *wie* es hätte gesagt werden können.

³⁴ So kann bspw. eine Erzählung als Beleg im Rahmen einer umfassenderen Argumentation erfolgen.

selbst als Kommunikationspraxis interpretiert werden.³⁵ So sollte sich das semantische Raumwissen in allen Textsorten wiederfinden, wobei es durchaus denkbar ist, dass bestimmte Raumsemantiken bspw. bevorzugt in bestimmten Textformen aufscheinen. Dies aber wäre empirisch aufzuzeigen, war hier nicht Ziel der Analyse und soll daher an dieser Stelle nicht weiter diskutiert werden.

Im Rahmen der hier vorliegenden Arbeit wurden die Textabschnitte für die Textsortenanalyse farblich markiert und zusammenfassend beschrieben – wobei letzteres v. a. im Hinblick auf das Vordergrund-/Hintergrundverhältnis der Textsorten zueinander erfolgte, da dies nicht farblich abgebildet wurde. Um bei dem Gespräch mit Nicole Walter zu bleiben, hier nochmal ein anderer kurzer Ausschnitt aus dem Gespräch, mit der farblichen Markierung der Textsortentrennung³⁶:

Also, mein kleiner Schwiegersohn hat, also von der Kleinen der Schwiegersohn hatte sie jetzt am Wochenende, erstaunlicherweise. Des geht dann plötzlich, äh, . Mutti, könntest Dich bereithalten? (lacht) Michael will am Sonnabend d-, Emilia nehmn. Aber vielleicht klappts auch nisch. (lacht). So, des is dann nisch. Und sie hat dann ne Geburtstagsfeier, oder, oder irgendwas hat se sich dann was eingerichtet für das Wochenende. Und damit se dann nisch absagen muss, wenn er dann, vielleicht doch nicht kann. Dann halt ma uns bereit. (lacht) Ja, auf Abruf. Aber es is, ja. (GM5-12)
(Erzählung mit Beschreibung, im Modus der Argumentation)

Neben der Berücksichtigung der Textsorten wie sie Nohl vorschlägt, habe ich mich des weiteren eines visuellen Auswertungsverfahrens bedient, das fallbezogen konzipiert ist und eigens in Kapitel 6 erörtert wird. Grundlage sind aber auch dort die vier hier aufgeführten Textsorten.

Der nächste Schritt im Rahmen der reflektierenden Interviewtranskription ist eine *semantische Interpretation* und *komparative Sequenzanalyse* (NOHL 2012:44ff). Grundlage hierfür ist wiederum die „Unterscheidung zwischen dem kommunikativ-theoretischen Wissen einerseits und dem impliziten atheoretisch-konjunktiven Wissen andererseits“ nach Mannheim (NOHL 2012:44). Letzteres äußert sich beispielsweise in der Abfolge von Erzählabschnitten, die keine zufällige sei. Mit Hilfe der dokumentarischen Methode soll der Regelmäßigkeit anschlussfähiger Sequenzen³⁷ nachgegangen werden – hierfür werden zunächst Fälle gesucht, die ähnlich gelagert sind (NOHL 2012:46). Erst bei der Identifikation von maximalen Kontrastfällen allerdings wird es möglich, eine typenhafte Regelmäßigkeit beschreiben zu können (NOHL 2012:46f). Zum Beispiel wäre es denkbar, dass auf das Thema „Erziehungsstil“ (das als Beschreibung dargestellt wird) bei manchen GesprächspartnerInnen eine Erörterung der eigenen Sozialisation folgt – oder aber anhand einer Erzählung der situative Kontext in den Fokus gerät. Der Orientierungsrahmen äußert sich also in den Zusammenhängen, die die GesprächspartnerInnen zwischen Aspekten eines Themas (welches in der Begrifflichkeit der dokumentarischen Methode „tertium comparationis“ genannt wird) herstellen, gleichzeitig aber auch in der Art und Weise des kommunikativen Umgangs damit. Erkennbar wird dies allerdings erst durch die Interpretation, die erfolgt, nachdem bereits die übrigen Zitate (oder zumindest einige) bekannt sind – die Zitate werden also im Interpretationstext miteinander verglichen.³⁸ Dies bereitet bereits

³⁵Nohl problematisiert diese Unterscheidung selbst und hält sie für eine lediglich analytische, da wir in beiden Sprachebenen leben würden (NOHL 2012:44). Trotzdem hält er durch seine Bevorzugung von Narrationen zur Analyse (vgl. Kap. 5.2) an der Unterscheidung fest.

³⁶Blau: Erzählung; rot: Beschreibung; gelb: Argumentation; grün: Bewertung.

³⁷Hiermit ähnelt die dokumentarische Methode dem Vorgehen der Objektiven Hermeneutik nach Ulrich Oevermann, der allerdings noch viel mehr Wert auf die Sequenzanalyse legt (vgl. BOHNSACK 2010b:74).

³⁸Für die vorliegende Arbeit wurden Excel-Listen angelegt und pro Tabellenblatt die Zitate eines Thema eingefügt, so dass ein schneller Überblick über die Zitate möglich war. In die nebenstehende Spalte eines jeden Zitats wurde der Interpretationstext eingegeben, der zumeist um ein vielfaches länger als das Zitat selbst war. Der Interpretationstext enthielt den ausführlichen Vergleich des jeweiligen Zitats mit den übrigen. Die Benutzung einer Auswertungssoftware wie MAXQDA

den nächsten Schritt, die Typenbildung vor und stellt quasi den Kern des Auswertungsprozesses dar, an dessen Ende für jedes Thema stichwortartig prägnante Unterschiede in bzw. Dimensionen der Behandlung des Themas festgehalten wurden.

5.3.2.3 Sinn- und soziogenetische Typenbildung

Bei der dokumentarischen Methode steht nicht der Einzelfall im Mittelpunkt, sondern spezifische Orientierungsrahmen, die sich voneinander abheben und bei mehr als einer Person finden lassen (NOHL 2012:7). Dabei bedient sich die dokumentarische Methode einer mehrdimensionalen Typisierung (NOHL 2012:7f). Den Unterschied zu anderen Typisierungsansätzen sieht Nohl insbesondere in dem Bezug „auf den (impliziten) *modus operandi* einer meist habituell verankerten Handlungspraxis“ (NOHL 2013:39).

Der erste Schritt ist die Bildung **sinngenetischer Typen**, für die die Orientierungsrahmen miteinander verglichen werden und die Unterschiede herausgearbeitet werden, so dass vom Einzelfall (bzw. Einzelzitat³⁹) abstrahiert werden kann. Wie bereits oben erwähnt, bereitet die komparative Sequenzanalyse die sinngenetische Typisierung vor, indem sie die Unterschiede und Gemeinsamkeiten immer weiter generalisiert und unter Hinzunahme von immer mehr Beispielen (bzw. auch der Suche nach Gegenbeispielen) präzisiert – was anschließend in der sinngenetischen Typisierung themenübergreifend erfolgt. „Die sinngenetische Typenbildung zeigt, in welchem unterschiedlichen Orientierungsrahmen die erforschten Personen jene Themen und Problemstellungen bearbeiten, die im Zentrum der Forschung stehen. Sie kann aber nicht deutlich machen, in welchen sozialen Zusammenhängen und Konstellationen die typisierten Orientierungsrahmen stehen“ (NOHL 2012:52). Dies ist Aufgabe des nachfolgenden Auswertungsschrittes.

In diesem nächsten Typisierungsschritt, der **soziogenetischen Typenbildung**, werden einerseits die sinngenetischen Typen miteinander verkreuzt und Zusammenhänge gesucht, die vom einzelnen *tertium comparationis* abheben (NOHL 2012:53) und sich als quasi themenunabhängige Typik herausstellen. So wurden hier zunächst *Dimensionen* der kommunikativen Bearbeitung⁴⁰, die im Zuge der komparativen Sequenzanalyse für jedes Thema zunächst unabhängig voneinander herausgearbeitet wurden, später miteinander verglichen und übergreifend abstrahiert. Daraus entstand hier eine zweidimensionale Typik (s. Kap. 7.2.1). Diese wiederum kann man mit sozialen Lagen wie dem Alter, Ausbildungsniveau oder den Einkommensverhältnissen verkreuzen, um dann zu soziogenetischen Typen zu kommen (NOHL 2012:51).⁴¹

Die Typisierung dient in der dokumentarischen Methode der Generalisierbarkeit, indem Erfahrungsräume miteinander verglichen werden (NOHL 2012:7/115, BOHNSACK 2010b:142). Es handelt sich

wäre sicherlich hilfreich gewesen, insbesondere für die später themenübergreifende sinngenetische Typisierung, für die zwischen den Tabellenblättern gewechselt werden musste – das bleibt im Nachhinein festzuhalten.

³⁹Die Darstellungen von Nohl lesen sich so, als hätte die komparative Sequenzanalyse eine fallbezogene Darstellung zum Ziel (vgl. NOHL 2012:47f) – und keine themenbezogene. Dies erschien mir nicht machbar, da pro Thema häufig mehrere Zitate pro GesprächspartnerIn erfasst wurden und zusätzlich zum Vergleich bereits an dieser Stelle die Fallspezifika (und damit eine zweite Abstraktionsebene) hätte mit bedacht werden müssen. Daher habe ich mich darauf beschränkt, die Zitate themenbezogen zunächst ohne Berücksichtigung einer möglichen fallbezogenen Spezifika zu interpretieren und erst im Anschluss an die fallübergreifende sinngenetische Typisierung eine fallbezogene Betrachtung anzuschließen. Für die Präsentation der Ergebnisse wurde eine Darstellung gewählt, die diesen hier sehr abstrakt klingenden Prozess möglichst nachvollziehbar macht, indem zunächst die fallübergreifenden Ergebnisse erörtert werden (Kap. 7.2), und anschließend die fallbezogenen (Kap. 7.3).

⁴⁰Man könnte diese Dimensionen auch als eine Art „themenspezifische Proto-Typik“ bezeichnen.

⁴¹Dieser Schritt wurde in der Form hier nicht vorgenommen, stattdessen wurde die fallübergreifende Typik nochmals fallintern herausgearbeitet und mit anderen Fällen verglichen, so dass eine fallbezogene Typisierung entstand (Kap. 7.3).

um ein erklärendes Verstehen, das nicht nur Motive und Orientierungen nachzeichnet (Um-zu-Motive, vgl. auch Kap. 7.5), sondern sich nach Schütz in Anlehnung an Max Weber (BOHNSACK 2010b:144ff) den Weil-Motiven zuwendet. Hier kommt auch die soziogenetische Interpretation zum Tragen: „Die Zuordnung eines Orientierungsrahmens zu einem Erfahrungsraum ist nicht nur auf dem Wege der mehrdimensionalen soziogenetischen Typenbildung möglich, sondern auch auf demjenigen der *soziogenetischen Interpretation*. Die Rekonstruktion der Soziogenese als der Genese des genetischen Prinzips, also der Genese des Habitus oder Orientierungsrahmens (hier also desjenigen der Sphärendifferenz), in soziogenetischer Interpretation meint dann in unserem Beispiel die Rekonstruktion jenes Sozialisationsprozesses bzw. dessen interaktiver Struktur und dessen interaktiver Schlüsselszenen [...], als dessen Produkt der Orientierungsrahmen [...] anzusehen ist. Soziogenetische Typenbildung und soziogenetische Interpretation ergänzen und validieren einander“ (BOHNSACK 2010a:310, FN 12, Hervorhebung im Original).

Nohl hat zudem eine weitere Form der Typisierung entwickelt, nämlich eine **relationale Typenbildung** (NOHL 2013). Diese hat noch stärker die Beziehung der identifizierten Orientierungsrahmen zueinander im Blick, statt diese wie bei der soziogenetischen Typenbildung v. a. in Beziehung zu Erfahrungsräumen zu bringen – Nohl betrachtet die relationale Typenbildung als Ergänzung oder Alternative zur soziogenetischen (NOHL 2013:42) – insbesondere, wenn die soziogenetische nicht gelingt (NOHL 2013:55). Er geht davon aus, dass „die relationale Typenbildung insbesondere dort von Nutzen ist, wo sozialer Wandel geschieht, wo sich also gesellschaftliche Strukturen verändern und neue Relationen sozialer Orientierungen und Erfahrungen zu Tage treten“ (NOHL 2013:60) – und weswegen bislang noch kein Vokabular vorhanden war, um gemeinsame Lagerungen überhaupt identifizieren zu können.

In der vorliegenden Arbeit wurde die soziogenetische Typisierung nicht vorgenommen, da die vorliegende Fragestellung nicht auf die Genese und Kontextualisierung der Orientierungsrahmen abzielte, sondern stattdessen im Anschluss an die sinngenetische Typisierung (die hier fallbezogen erarbeitet wurde) der Zusammenhang zur kommunikativen Verwendung von Raumsemantiken untersucht wurde. Dies ist nochmals als eigener Analyseschritt zu betrachten, der hier explorativ erfolgte (Kap. 7.4).⁴²

5.3.2.4 Generalisierung empirischer Interpretationen

Um nun die Ergebnisse später generalisieren zu können, sollten nach Nohl die Grenzen der Typologie bestimmt werden (NOHL 2012:57). Dafür kann bzw. sollte die soziogenetische Typisierung differenziert durchgeführt werden – also bspw. geprüft werden, ob Zusammenhänge bestehen zwischen einer Typologie und dem Alter oder Geschlecht. „Derartige Spezifizierungen dienen dazu, die Grenzen der Gültigkeit eines Typus aufzuzeigen und auf diese Weise den Typus bzw. die Typik generalisierungsfähig zu machen [...] Solange dies nicht geschieht, ist nur die Basistypik [...] generalisierbar“ (NOHL 2012:113). Diese Perspektive auf die Generalisierbarkeit entspringt den Annahmen Mannheims, dass man es nur dann mit einer vergleichbaren Lagerung zu tun habe „als und insofern es sich um eine potentielle Partizipation an gemeinsam verbindenden Ereignissen und Erlebnisgehalten handelt. Nur ein gemeinsamer historischer-sozialer Lebensraum ermöglicht, daß die geburtsmäßige Lagerung in

⁴²Gleiches gilt für die Erstellung der Raumzeitpfade (s. Kap. 6), die im Anschluss an die Erstellung der Themenverläufe (Kap. 5.3.2.1) erarbeitet wurden, was unabhängig von denjenigen Auswertungsschritten erfolgte, die zunächst weitgehend den Vorschlägen von Nohl folgten.

der chronologischen Zeit zu einer soziologisch-relevanten werde“ (MANNHEIM 1928:II-18). Dies bezieht er zunächst auf die Mitglieder unterschiedlicher Kulturräume, das selbe gelte aber auch für parallel lebenden Generationen, da aufgrund der „Erlebnisschichtung“ (s. Kap. 2.2.1.3) nicht derselbe (konjunktive) Erfahrungsraum entstehen könne (MANNHEIM 1928:II-18; vgl. auch Kap. 2.2.1). Da für die vorliegende Arbeit wie gesagt nicht die ausführliche Untersuchung der Genese der Orientierungsrahmen bzw. der „Erlebnisschichtung“ von Interesse war, sondern es stattdessen grundsätzlich darum ging aufzuzeigen, welche Rolle Raumsemantiken in Kommunikation über Familie einnehmen (können), wurde auf diese Form der Generalisierung verzichtet. Im Hinblick worauf diese Arbeit dennoch Gültigkeit beanspruchen kann, wird im Schlusskapitel 8 nochmals erörtert.

Der Vorzug der dokumentarischen Methode für die vorliegende Arbeit liegt zum einen in der Arbeitsökonomie (es mussten nicht alle Gespräche vollständig transkribiert werden), gleichzeitig blieben durch die thematischen Verläufe trotzdem in ihrer vollständigen Gestalt im Blick. So blieb mehr Raum, um an anderer Stelle in die Tiefe zu gehen (oder ein eigenes Verfahren zur Rekonstruktion absoluter Raumbegriffe zu entwickeln, das wiederum die Gespräche in ihrer Gänze berücksichtigte, Kap. 6). Zum anderen ist ein weiterer Vorzug, dass die Gespräche als kommunikative Praxis fassbar gemacht werden können – was meines Erachtens nicht der Fall ist bei rein kodierenden Verfahren, die kein Werkzeug zur Verfügung stellen, um dem Charakter der Gespräche als Praxisform gerecht zu werden.

In diesem Abschnitt wurde die Vorgehensweise nicht für jeden Auswertungsschritt en detail dargestellt, da es sich mitunter anschaulicher begreiflich machen lässt anhand des empirischen Materials. Das visuelle Werkzeug, das an die Textsortenanalyse anschließt, wird aus dem selben Grund auch erst im nächsten Kapitel vorgestellt – nach einer kurzen Charakterisierung des Samples.

5.4 Charakterisierung des Samples

Bevor nun ab Kapitel 6 die ersten empirischen Ergebnisse präsentiert werden, möchte ich zunächst einen Überblick über die empirische Grundlage – das Gesprächssample – geben. Wie bereits erwähnt, wurden für diese Arbeit Gespräche mit Großeltern, aber auch zwei Gruppendiskussionen sowie drei Paargespräche geführt. Letztere ergaben sich dadurch, dass der jeweilige Partner mit anwesend war und ich auch nicht konkret darauf hingewiesen hatte, dass die Gespräche einzeln geführt werden sollten. Die Paargespräche waren ebenfalls sehr reichhaltig und interessant, wurden aber aufgrund der eigenen Dynamik und kommunikativen Spezifik von Paargesprächen (vgl. PRZYBORSKI und WOHLRABSAHR 2014:109ff) für diese Arbeit nicht vertieft ausgewertet. Zudem führte ich ebenfalls zwei Gruppendiskussionen durch, die durch die Vermittlung einer Leipziger „Ersatzgroßeltern-Initiative“ zustande kamen. Auch diese wurden für diese Arbeit nicht berücksichtigt, so dass sich die nachfolgende Betrachtung daher lediglich auf die Einzelgespräche bezieht.

5.4.1 Allgemeine Beschreibung des Gesprächssamples

Die empirische Grundlage dieser Arbeit sind 14 Gespräche mit Großmüttern und -vätern, die im Zeitraum von Juni 2010 bis November 2012 geführt wurden. Die ersten drei Gespräche wurden im Raum München, der Rest in und um Leipzig geführt. Die Gespräche wurden in den meisten Fällen bei den

Befragten zuhause durchgeführt, in fünf Fällen fanden die Gespräche andernorts statt⁴³. Während die ersten drei Gespräche in und um München durch Vermittlung von Dr. Michaela Schier⁴⁴ zustande kamen, und ein weiteres durch die Vermittlung des Leipziger „Großelterndienstes“⁴⁵, wurden die GesprächspartnerInnen in der Folge mit Hilfe zweier Anzeigen bzw. Artikel in Stadtteilanzeigenblättern aquiriert. Während Aushänge in Supermärkten auf keine Resonanz stießen, funktionierten die Anzeigen ausgesprochen gut – gerade Großväter konnten auf diesem Weg erreicht werden.

Da zu Beginn der Promotionsphase der Fokus auf Scheidungs- und Trennungsfamilien lag, wurde zunächst explizit nach Fällen gesucht, in denen es in der Elterngeneration zu einer Trennung oder Scheidung gekommen war.⁴⁶ In der dritten und letzten „Aquiserunde“⁴⁷ wurde auf dieses Merkmal allerdings verzichtet, da sich zum Einen der Fokus der Arbeit verschob, und daher einige Fälle ohne Trennungs- und Scheidungshintergrund gesucht wurden. Stattdessen wurden nochmals explizit Großväter aufgefordert, sich zu melden, da bis dahin nur ein Gespräch mit einem Großvater geführt wurde.

5.4.2 Einzelbeschreibungen der Fälle

Nun soll eine detailliertere Beschreibung und Charakterisierung der vorliegenden Fälle erfolgen, die im Hinblick auf verschiedene Merkmale ein breites Spektrum abdecken. So haben die neun Großmütter und fünf Großväter zwischen einem und vier Kinder, sowie zwischen ein und acht Enkelkindern. Die jüngste Großmutter war 53 Jahre, die älteste 80 Jahre alt und insgesamt waren zwei der Gesprächspartner noch voll berufstätig, vier in Teilzeit beschäftigt. In neun Fällen gibt es Trennungen oder Scheidungen in der mittleren Generation, was sowohl Großeltern väter- wie mütterlicherseits betrifft. Fünf Gesprächspartner leben im weiteren Umfeld der Städte, acht leben am Stadtrand oder im näheren suburbanen Umfeld von Leipzig und München. Lediglich ein Gesprächspartner lebt in der Leipziger Innenstadt. Viele arbeiteten zum Zeitpunkt des Gesprächs oder arbeiteten früher als ausgebildete Fachkraft, einige hatten eine Ingenieursausbildung. Nur eine Gesprächspartnerin hatte gar keine Ausbildung, war die längste Zeit ihres Lebens als Hausfrau und lediglich einige Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg beruflich tätig. Zwei Gesprächspartner waren zum Zeitpunkt des Gesprächs auf Arbeitssuche. In den folgenden Darstellungen wurden die Berufe der GesprächspartnerInnen verändert, um eine weitergehende Anonymisierung als nur durch die Änderungen der Namen zu erreichen. Dabei wurde darauf geachtet, „äquivalente“ Berufe auszusuchen (also nicht aus einem Verwaltungsangestellten einen Kunsttischler zu machen). Auch Orts- und Ortsteilnamen nach ähnlicher Maßgabe geändert – außer die Wohnorte in den großen Städten Leipzig und München. Somit bildet die befragte Gruppe ein breites Spektrum hinsichtlich des Alters, des Milieus und der Berufs-

⁴³Zwei Gespräche wurden am Leibniz-Institut für Länderkunde durchgeführt, eines bei der Tochter der Gesprächspartnerin, eines im Kaffee und eines im Geschäft der Gesprächspartnerin.

⁴⁴Sie leitete von 2010 bis 2014 die Schumpeter-Nachwuchsgruppe „Multilokalität von Familie“, die am Deutschen Jugendinstitut in München angesiedelt war und mit der ich als assoziiertes Mitglied in regem Austausch stand.

⁴⁵Diese wird vom SEFA e.V. getragen, dem Verein Senioren- und Familienselbsthilfe e.V. Im Rahmen der Initiative werden „Wunschgroßeltern“ vermittelt, um Familien mit Kinderbetreuung zu unterstützen, siehe <http://www.sefa-leipzig.de/grosselterndienst>. Ähnliche Initiativen finden sich mittlerweile in einer Vielzahl an Kommunen.

⁴⁶Die Formulierung lautete: „Für die Untersuchung werden derzeit noch Großeltern gesucht, die mindestens ein Enkelkind haben, dessen Eltern getrennt leben“.

⁴⁷Genaugenommen gab es noch eine vierte, die allerdings nicht zum Erfolg führte. Dafür wurden Zettel in zwei Dörfern im weiteren Umland von Leipzig verteilt, um das stark städtisch geprägte Sample zu ergänzen, worauf es allerdings keine Rückmeldungen gab. Welche Bedeutung die städtische Gewichtung für die Arbeit hat, wird zu Ende dieses Kapitels, und am Schluss der Arbeit nochmals diskutiert.

Tabelle 5.1: Übersicht über das Gesprächssample

Name & Alter (anonymisiert)	Tätigkeit	Wohnort	Enkel und deren Wohnorte
Alexandra Hüttner 80 Jahre	Pensionierte Hausfrau	Münchener Vorort	Acht Enkelkinder von drei Kindern
Erika Nagy 70 Jahre	Pensionierte Kunstlehrerin	Kleinstadt in der Nähe von München	Vier Enkelkinder von einem Sohn, ein Kind lebt mit Ex-Partnerin in Kroatien, die anderen Kinder in München mit neuer Partnerin
Angelika Michler 63 Jahre	Pensionierte Buchhalterin	Münchener Vorort	Eine Enkeltochter von einer Tochter, die ohne Partner in München lebt
Stefanie Engler 60 Jahre	Arbeitsuchende Hotelfachangestellte	Leipziger Stadttrand	Zwei Enkelkinder von einem Sohn, leben mit getrennt lebender Mutter in naheliegender Stadt
Nicole Walter 62 Jahre	Sachbearbeiterin im Vorruhestand	Leipziger Umland	Vier Enkelkinder, je zwei von zwei Töchtern, die beide im Quartier leben
Frank Essner 63 Jahre	Arbeitsuchender LKW-Fahrer	Leipziger Stadttrand	Zwei Enkel von einer Tochter, die mit neuem Partner in Leipzig lebt
Maria Barton 58 Jahre	Krankenschwester in Altersteilzeit	Leipziger Umland	Zwei Enkel von einer von vier Töchtern, die in Leipzig leben
Claudia Schmidt 53 Jahre	Steuerfachgehilfin	Leipziger Stadttrand	Zwei Enkelkinder von einer Tochter, die in Leipzig lebt
Michaela Riemerschmidt 71 Jahre	Pensionierte Kindergärtnerin	Leipziger Stadttrand, suburban	Je drei Enkelkinder von zwei Kindern, die Tochter lebt in einstündig entfernter Stadt, der Sohn in Leipzig
Stefan Meyer 70 Jahre	Pensionierter Ver- messungsingenieur	Leipziger Stadttrand	Vier Enkelkinder von zwei Töchtern, von denen eine im Quartier, und eine in nahegelegener Stadt lebt
Richard Büchner 64 Jahre	Arbeitsuchender Gastronom	Leipziger Innenstadt	Zwei Enkel, die im Leipziger Umland leben
Michael Reiser 73 Jahre	Pensionierter Fahrer	Leipziger Stadttrand, Groß- wohnsiedlung	Zwei Enkelkinder von Tochter, die getrennt im Quartier lebt
Jana Müller 57 Jahre	Selbstständige Kosmetikerin	Leipziger Umland	Zwei Enkelkinder von Sohn, der in Leipzig lebt
Georg Michalski 63 Jahre	Selbstständiger Chemiker	Leipziger Stadttrand, suburban	Eine Enkeltochter, die in zweistündig entfernter Stadt lebt

Quelle: eigene Darstellung

tätigkeit ab. Zudem ist auch eine große Vielfalt an wohnörtlichen Arrangements enthalten (was auch angestrebt wurde) – von Großeltern, die Tür an Tür mit den Enkelkindern leben, bis zu Enkelkindern, die in anderen Ländern leben. In Tabelle 5.1 sind die Merkmale nochmals dargestellt.

Dass eine Streuung gerade im Hinblick auf diese Merkmale relevant erscheint, lässt sich der Lektüre der aktuellen Forschung entnehmen. In Tab. 5.2 sind nochmals die abgeleiteten Zusammenhänge dargestellt, die Auswirkungen auf das *Erleben* von Großelternschaft erwarten ließen. Neben diesen aufgeführten Aspekten, die die Einordnung des Samples anleiten soll, ist anzunehmen, dass auch

Tabelle 5.2: Relevante Sample-Merkmale und die ihnen zugrunde liegenden Thesen

Merkmal	Kapitelreferenz	Begründung
Geschlecht	4.1.3.3	Geschlechtsspezifische Auslegungen der Rolle von Großeltern und der Bedeutung von Großelternschaft im eigenen Leben. Großmütter werden in der Literatur zumeist als die engagierteren, selbstverständlicher betreuenden Großeltern beschrieben.
Alter	4.1.3	Unterschied, ob Großeltern noch selbst berufstätig sind oder bereits pensioniert, insbesondere im Hinblick auf die verfügbare Zeit; das Alter hat zudem Auswirkung auf die körperliche Leistungsfähigkeit, die die Unternehmungen mit Enkeln – zumindest in der eigenen Wahrnehmung – einschränken dürfte. In der Diskussion um Zeitpolitik wird dieser Aspekt stark thematisiert – gerade, wenn Großeltern eigentlich fehlende institutionelle Betreuung auffangen.
Berufstätigkeit	3.5 sowie 4.1.3.2	Zeitnot nicht nur der Großeltern, sondern auch der Eltern- und Kindergeneration wirkt sich auf Komplexität der Verabredungen aus, zudem wird rationaler über miteinander verbrachte Zeit verhandelt.
Wohnarrangement	4.2.3	Räumliche Nähe oder Ferne wirkt sich darauf aus, ob die Beziehung als „Alltagsgroßelternschaft“ oder eher auf Ferien oder Wochenenden zentrierte Beziehung betrachtet wird. Diese Interpretation gilt in der Literatur fast immer unhinterfragt.
Trennung	3.2 sowie 4.1.3.2	Während sicherlich manche noch einem traditionellen Familienbild anhängen, in dem Trennung oder Scheidung eine Abweichung von der Norm darstellt, ist ebendies zunehmend akzeptiert und selbstverständlich (wenn auch nicht unproblematisiert). Diskutiert wird in der Literatur zudem die Auswirkung auf die Beziehung zu Großeltern sowie soziale Großelternschaft.

Quelle: eigene Darstellung

andere theoretisch relevante Prozesse Auswirkungen auf die Erfahrungsaufschichtung haben. Diese konnten allerdings bei der Gestaltung des Samples nicht mitberücksichtigt werden (z. B. Stadt-Land- oder Nord-Süd-Unterschiede, oder der Migrationshintergrund). Noch mehr Aspekte zu berücksichtigen war kaum möglich, da das Sample ansonsten zu groß geworden wäre, um es in der Tiefe auswerten zu können. Mit 14 Gesprächen ist es aber dennoch groß genug, um zu zeigen, dass es Typen gibt, die nicht (nur) individuell sind, und ermöglicht, verschiedene Gegenhorizonte zu prüfen (vgl. BOHNSACK 2012:131), die sich aus unterschiedlichen Erfahrungsaufschichtungen ergeben (zur Bedeutung des Vergleichs in der dokumentarischen Methode s. Kap. 5.3.1.1).

5.5 Ergebnisse auf unterschiedlichen Sinnebenen

Die ab dem nächsten Kapitel dargestellten Ergebnisse der Arbeit sind auf unterschiedlichen Sinnebenen zu verorten und spiegeln unterschiedliche Auswertungsschritte wieder, die zuletzt in Kapitel 7.4.2.2 zusammengeführt werden. Wie bereits erläutert (Kap. 2.2.1.2) unterscheidet Karl Mannheim drei Sinnebenen: den objektiven Sinn, den Ausdruckssinn sowie den Dokumentensinn. Während die ersten beiden, immanenten Sinnebenen im Falle von Gesprächen über deren *Inhalte* zugänglich sind,

ist der Dokumentensinn über die Rekonstruktion der Gesprächsform, des *Wie* rekonstruierbar. So halten Bohnsack et al. fest, dass es sich im letzteren Fall um eine praxeologische Perspektive handelt, die auch im Fall von Gesprächen anwendbar ist: „Gemeint ist sowohl die Praxis des Handelns wie diejenige des Sprechens, Darstellens und Argumentierens“ (BOHNSACK ET AL. 2013:13). Diese Praxis ist im Rahmen der *reflektierenden Interpretation* rekonstruierbar (vgl. Kap. 5.3.2.2). Die Typologien, die sich hieraus ergeben, bezeichnet Bohnsack auch als Orientierungsrahmen, die in engem Zusammenhang zum praxeologischen Begriff des Habitus stehen (BOHNSACK 2012:119). Der immanente Sinngehalt dagegen bezieht sich auf den wörtlichen Gehalt in Gesprächen (vgl. BOHNSACK 2010b:66) und ist im Rahmen der *formulierenden Interpretation* (vgl. Kap. 5.3.2.1 und 5.3.2.1) zugänglich. Während der objektive Sinn sich dabei auf die angesprochenen Themen und ihre Kontextualisierung bezieht und als Orientierungsschema in Erscheinung tritt (BOHNSACK 2012:119 und ff), findet sich der „gemeinte“ *Ausdrucksinn* sowohl immanent, also wird wörtlich zum Ausdruck gebracht (BOHNSACK 2010b:60, MANNHEIM 1921-22/1970:107f), als auch auf einer gestalterischen Ebene (BOHNSACK 2010b:61).⁴⁸ Diese Sinnebene operiert mit der Unterstellung zweckrationalen Handelns („ich habe Gründe für mein Tun“), die wir in alltäglicher AnalyseEinstellung (vgl. Kap. 2.2.2.1) sowohl bei uns selbst als auch bei anderen suchen (und üblicherweise in der kommunikativen Praxis finden; vgl. BOHNSACK 2010b:60). Anders als aus einer objektivistischen Perspektive können konstruktivistisch interpretiert keine „wahren“ Motive angenommen werden (vgl. BOHNSACK ET AL. 2013:11f). Dabei sind die den Anderen unterstellten Motive als immanente Interpretationen von „Um-zu“-Motiven zu verstehen, die stets auf erfahrungsgestützten (oder angeeigneten) Generalisierungen beruhen und damit Teil des Wissensvorrats sind. Hier unterscheidet sich im Übrigen Nohl von Bohnsacks, aber auch Schütz' und Mannheims Annahmen: Nohl geht davon aus, dass der intentionale Ausdruckssinn (die Motiveebene) nicht erfassbar ist (s. NOHL 2012:4). Das lässt vermuten, dass Nohl von „tatsächlichen“ Motiven ausgeht, die sich von den geäußerten Motiven unterscheiden – und dann auch tatsächlich nicht erfassbar wären. Geht man aber davon aus, dass die Äußerung von Motiven eine *alltägliche Praxis der Unterstellung von Sinn* darstellt, dann findet sich dieser Sinn immanent und ist damit erfassbar. „Die Konstruktion von Motiven im Sinne der Unterstellung eines subjektiv gemeinten Sinnes spiegelt – in der Perspektive der Ethnomethodologie – lediglich Commonsense-Vorstellungen wider und ist somit ein zentraler Gegenstand wissenschaftlichen Interpretierens. Sie kann aber nicht deren Methode sein“ (BOHNSACK ET AL. 2013:14). Dass auch der als Handlungstheoretiker referenzierte Schütz (vgl. Kap. 2.2.2.3) diese Grenzen der Um-zu-Motive gesehen hat, darauf verweist u. a. Bohnsack (s. 2012:121). Die Darstellung der Sinnebenen erfolgte hier, um die Ergebnisse, die sich aus verschiedenen Auswertungsschritten der dokumentarischen Methode (bzw. an sie angelehnt) zusammensetzen, in einen konzeptionellen Rahmen zu bringen, der im Folgenden die Darstellungen leiten wird (vgl. Tab. 5.3). So werden in den nun folgenden Kapiteln zunächst die Ergebnisse einer selbst entwickelten Vorgehensweise präsentiert, der zeitgeographische Visualisierungen zugrunde liegen. Anschließend wird die immanente Sinnebene adressiert (Kap. 7.1), und im Anschluss werden die Ergebnisse auf der dokumentarischen Sinnebene vorgestellt (Kap. 7.2), die einerseits Arten der Thematisierung familienrelevanter Aspekte beinhalten (die fallübergreifende „Umgangstypik“), sowie eine darauf aufbauende Typisierung, die diese Umgangstypik nochmals fallintern zu *kommunikativen Milieus* verdichtet.

⁴⁸Hier kann man sich das Beispiel des „Mitleids“ von Mannheim wieder gut vor Augen führen: Einerseits wird gegebenenfalls expliziert, dass einem Bettler aus Mitleid Geld gegeben wurde, andererseits kann Mitleid auch mit einem entsprechenden Gesichtsausdruck vermittelt werden. Genau in diesem Sinne ist der intendierte Ausdruckssinn kommunikativ (BOHNSACK 2010b:61) und an ein Gegenüber gerichtet.

Tabelle 5.3: Empirische Erfassbarkeit unterschiedlicher Sinnebenen

Sinngehalt	Sinnebene	Empirische Erfassbarkeit	Interpretationsschritt	Ergebnis/Kapitel
Immanent	Intentionaler Ausdruckssinn	Thematisch zu identifizieren	Formulierende Interpretation	(nicht erfasst)
	Objektiver Sinn	Thematisch zu identifizieren	Formulierende Interpretation	8.1 (Gesprächsthemen und dualistisches Raumkonzept)
Dokumentarisch		Anhand des Herstellungsprozesses zu rekonstruieren	Reflektierende Interpretation, Typenbildung	7.2 (Raumzeitpfade) 8.2 (Umgangstypik) 8.3 (Typisierung)

Quelle: überarbeitet nach NOHL 2012:4, Tab. 1.1

Kapitel 6

Raumzeitpfade zur Visualisierung des absoluten Raumes im großelterlichen Erzählen

Also, ich hab ja kein Auto selber, weil mein Mann, der muss ja zur Arbeit fahren, ich erledige alles mit Bus und Bahn. Bis nach Marienbrunn is es halt sehr weit, und wenn ich dann von der Firma in Gohlis, mitm Bus erst nach Marienbrunn hätte fahrn müssen, wäre schon, umständlich gewesen. 'S is für uns auch günstiger [der Standort des neuen Kindergartenplatzes der Enkelin, Anm. GM].
Claudia Schmidt, 53 Jahre, Vollzeit erwerbstätig als Steuerfachgehilfin (GM7-14)

Rufen wir uns das Kapitel über Raumbegriffe (2.1.1) in das Gedächtnis, lässt sich in diesem Zitat ein relationaler Raum nachzeichnen: Es geht einerseits um räumlich-materielle Strukturen, die den strukturierenden Rahmen der Alltagspraxis darstellen. Andererseits scheint auch die soziale Produktion durch: die Entscheidung (von wem auch immer getroffen, dem Zufall bei der KiTa-Bewerbung und/oder dem Bemühen der Eltern geschuldet) für einen anderen Kindergarten hätte Konsequenzen gehabt – der Hinweis „hätte fahrn müssen“ verweist darauf, dass es auch andere Optionen gegeben hat. Kurzfristig (also voraussichtlich für die nächsten Monate, evtl. Jahre) handelt es sich nun um räumlich-materielle Voraussetzungen des Alltagshandelns. Dass es sich nun bei diesen „räumlich-materiellen Voraussetzungen“ wiederum um ein absolutes, Containerraum-Konzept handelt (oder zumindest als solches gelesen werden kann), wird bei näherer Betrachtung deutlich. Denn dieses Zitat veranschaulicht, wie Raum im Alltag in einem absoluten Verständnis thematisiert wird, wie es Weichhart mit *Raum₂* benennt, und gleichzeitig auf einen relationalen Raumbegriff verweist (Weichharts *Raum₄*, der Zusammenhänge mit einem dualistischen Raumverständnis aufweist; vgl. Kap. 2.1.1.4). Auf diesem Verständnis beruht auch maßgeblich die Zeitgeographie, deren Methodologie ich mich nachfolgend bediene. Es geht dabei um Distanzen, die Zeit, die zu ihrer Überwindung vonnöten ist, und die sich daraus ergebende Notwendigkeit der Synchronisation im Alltag. Auch diese Perspektive beruht auf der Betonung von „Kopräsenz“, die stets wieder herzustellen ist und choreographiert werden muss. Dass GesprächspartnerInnen diese Aspekte auf ganz verschiedene Art und Weise thematisieren und semantisch einbetten¹, soll im Folgenden gezeigt werden. Aber um die dazugehörige wissenschaftliche Diskussion zu erörtern, sollen zuvor ein paar Worte über die Perspektive der Zeitgeographie verloren werden, um die Ergebnisse der Gesprächsanalyse mit Hilfe eines an die doku-

¹Und das eben nicht nur im Rahmen des bereits skizzierten dualistischen Raumverständnisses.

mentarische Methode angelehnten Vorgehens einbetten zu können. Dabei handelt es sich um einen ersten Auswertungsschritt, den ich parallel zu den ersten Auswertungsschritten der dokumentarischen Methode durchgeführt habe.²

6.1 Die Zeitgeographie – Eine visuelle Perspektive auf Raum

Die bereits in der Einleitung erwähnte Zeitgeographie ist eine geographische Subdisziplin mit vergleichsweise langer Geschichte, die die letzten Jahre wieder verstärkt Aufmerksamkeit erfahren hat. Dabei zeichnet sich eine theoretisch-konzeptionelle Ausdifferenzierung ab, die dazu führt, dass in mancher Ausprägung kaum mehr die klassische Konzeption der Zeitgeographie zu finden ist – was sich auch an der Raumkonzeption festmachen lässt (vgl. hierzu GREN 2001:209 und ff). Denn die klassische Zeitgeographie hat für ihre mechanistische Weltkonzeption viel Kritik einstecken müssen (hierzu im Folgenden). Dazu gehört ein absoluter Raumbegriff, auf den sich die VertreterInnen einer klassischen Zeitgeographie methodologisch und insbesondere mit ihren Visualisierungen berufen.

6.1.1 Zur Zeitgeographie nach Torsten Hägerstrand

Der schwedische Geograph Torsten Hägerstrand gilt als Begründer der Zeitgeographie, die seitdem ein mehr oder weniger festes Standbein in der Geographie hat. Mit seinem meist zitierten Artikel „What about people in regional science?“ von 1970 und dem darin formulierten constraints-Ansatz ist Hägerstrand in die Annalen der Geographie gelangt und beeinflusste maßgeblich die daran anschließende Aktionsraumforschung, die ebenfalls bis heute einen festen Platz in der Humangeographie hat. Da die später vorzustellende Methodik der Raumzeitpfade vorwiegend auf der Zeitgeographie nach Hägerstrand selbst aufbaut, wird sich die nachfolgende Darstellung auch hauptsächlich auf dessen Konzeption und damit die sogenannte „Lund-Schule“ der Zeitgeographie beziehen.

Auch wenn Hägerstrands bedeutendster Artikel von 1970 so häufig zitiert worden ist, dass es den darin befindlichen Konzepten sicherlich nicht an Zusammenfassungen und Rezeption mangelt (vgl. PERSSON UND ELLEGÅRD 2012:255f/259), möchte ich dennoch für meine Zwecke nochmal kurz auf ihn eingehen, um anschließend die Weiterentwicklung der Zeitgeographie durch Hägerstrand darstellen zu können.³

In dem Artikel „What about people in Regional Science?“ geht Hägerstrand zunächst von der Beobachtung aus, dass ohne die Berücksichtigung der Perspektive des Individuums Prozesse auf dem Makroniveau nicht nachvollzogen werden können. Stattdessen stellt er fest, dass „[T]hese models of large aggregates are often presented without explicit statements about the assumed social organization and technology that exist at the micro-level from which the individual tries to handle his situation“ (HÄGERSTRAND 1970:8). Seine Schlussfolgerung lautete: Zwar sollte statt der Aggregatsebene keine biographische Perspektive eingenommen werden (dies aus pragmatischen Gründen, da es dann bei Einzelfalldarstellungen bliebe), stattdessen gehe es um „a twilight zone [...] where the funda-

²Ursprünglich war die Fragestellung der Arbeit noch weit stärker auf Grundlage der Zeitgeographie angelegt, weswegen überhaupt die Auseinandersetzung mit ihr erfolgte. Wenn auch der theoretisch-konzeptionelle Kontext sich verschoben hat, war die nun zu skizzierende Vorgehensweise auch für die verschobene Fragestellung von Nutzen und stellt ein Teilergebnis der *reflektierenden Interpretation* im Zuge der Auswertung dar.

³Im Übrigen werde auch ich mich in erster Linie mit den Texten von Hägerstrand beschäftigen, die zumeist im Themenumfeld von „activity, travel, space“ zitiert werden, und seine Beiträge zu den Bereichen „innovation“ und „migration“ eher außen vor lassen (s. PERSSON UND ELLEGÅRD 2012:255f) – wobei anzumerken ist, dass die Themenbereiche selbstverständlich nicht trennscharf sind.

mental notion is that people retain their identity over time“ (HÄGERSTRAND 1970:9). Dies ist sicherlich einer, wenn nicht der wichtigste Ausgangspunkt der Zeitgeographie: die Unteilbarkeit des Individuums⁴. Damit betont er die Dimension der Zeit, was zur Konsequenz hat, dass Ereignisse (hierzu später mehr) in ihrer Linearität und Sequentialität zu betrachten sind (HÄGERSTRAND 1970:10): Wir beschreiten einen ununterbrochenen Pfad durch Raum und Zeit, beginnend mit der Geburt und endend mit dem Tod. Dieser ununterbrochene Strom kennzeichnet maßgeblich eine *absolute* Raumzeit-Vorstellung, die sich anhand von Raumzeitpfaden auf unterschiedlichen Maßstabsebenen am besten veranschaulichen lässt (s. Abb. 6.1).

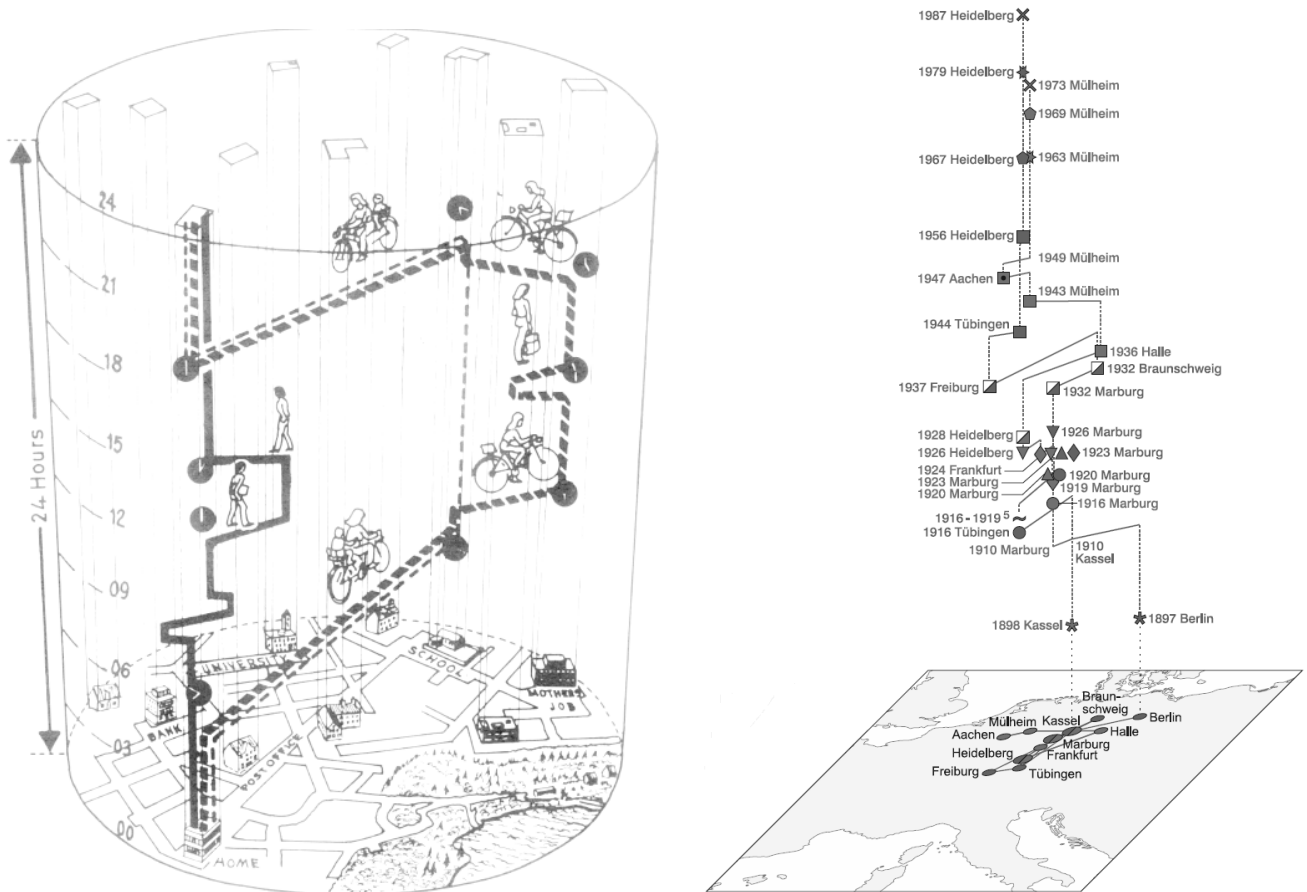


Abbildung 6.1: Raumzeitpfade auf Alltags- (links, ein Tag) und biographischer Ebene (rechts) (Quelle: links: PARKES und THRIFT 1980, rechts: MAGER 2011, Lebensläufe von Nobelpreisträgern)

Der Verlauf des Pfades wird von einer Reihe von Zwängen, „constraints“ beeinflusst, die Hägerstrand bereits 1970 benannt hat, aber später gelegentlich anders konzeptionalisiert hat (s. Ende des Abschnitts). In der Version von 1970 macht er zunächst die Unterscheidung zwischen Zwängen „imposed by physiological and physical necessities“ sowie denen „imposed by private and common decisions“ (1970:11) – diese Unterscheidung verwendet er selbst sehr häufig, vermutlich häufiger als die folgende Trias –, um in demselben Artikel anschließend drei constraints weiter auszuführen, die bis heute die am häufigsten zitierten sind:

⁴Und zwar nicht nur in Raum unteilbar – wir (als Körper) können uns nur an einem Ort zu einem gegebenen Zeitpunkt befinden –, sondern auch in der Zeit: es gibt ein lineares Vorher und Hinterher, das nach Hägerstrand bislang unterbelichtet war (1970:10).

- **Capability constraints** „are those which limit the activities of the individual because of his biological construction and/or the tools he can command“ (HÄGERSTRAND 1970:12).
- **Coupling constraints** „define where, when, and for how long, the individual has to join other individuals, tools, and materials in order to produce, consume, and transact“ (HÄGERSTRAND 1970:14).
- **Authority constraints** „relates to the time-space aspects of authority“ und sind zu fassen über das Konzept der *domains*, die „refer to a time-space entity within which things and events are under the control of a given individual or a given group“ (HÄGERSTRAND 1970:16).

Auf die Unterscheidung dieser drei Aspekte wird zumeist Bezug genommen, wenn von Hägerstrands „constraints-Ansatz“ die Rede ist (s. bspw. OSSENBRÜGGE ET AL. 2009:250, IBERT und THIEL 2009:212, SUI 2012:6; vgl. auch PERSSON und ELLEGÅRD 2012:259). Hägerstrand selbst hat den constraints-Begriff häufig anders verwendet. So ist in seinen späteren englischsprachigen, aber auch schwedischsprachigen Artikeln die Unterscheidung zwischen physikalisch-materiellen sowie sozialen constraints häufiger zu finden (s. z. B. 1975:5, und selbst in dem 1970er Artikel führt er zunächst diese Unterscheidung ein, s. HÄGERSTRAND 1970:11). Zur Verwirrung trägt die Verwendung des Begriffs „fundamental conditions“ bei, die Hägerstrand 1975 in einem weiteren häufig zitierten Artikel, „Space, Time and Human Condition“ ausführt und die ebenfalls auf die physisch-materiellen Konsequenzen menschlichen Daseins Bezug nehmen. Diese sind (HÄGERSTRAND 1975:12):

- Die Unteilbarkeit des Menschen und unbelebten „Dingen“ oder „Existenzen“, wie er sie später nennt.
- Die begrenzte Lebenszeit von Menschen, aber auch von Dingen.
- Die beschränkte Möglichkeit zum „multi-tasking“.
- Die Tatsache, dass Tätigkeiten („tasks“ im Original) eine Dauer haben.
- Bewegung im Raum nimmt Zeit in Anspruch.
- Das beschränkte Fassungsvermögen des Raumes.
- Das beschränkte Außenmaß der Erdoberfläche.
- Die Tatsache, dass Ereignisse aus vorherigen hervorgehen.

Damit beschreibt Torsten Hägerstrand den Container-Raum par excellence⁵ – der Raum ist da, leer und geometrisch beschreibbar, und wird von Menschen mit ihnen selbst oder Dingen „befüllt“ und in der Zeit durchschritten – nach Logiken, die es in der Zeitgeographie zu rekonstruieren gilt, und das vor dem Hintergrund physischer Bedingungen. Zwar zielen die fundamental conditions stärker auf die materiellen Bedingungen unserer Existenz ab⁶, während für *constraints* die Unterscheidung zwischen sozialen und physisch-materiellen konstitutiv ist. Eine Unterscheidung zwischen physisch-materiellen constraints und den „fundamental conditions“ ist allerdings schwer nachzuvollziehen. Daher scheint es angebracht, wie Hägerstrand selbst oft lediglich zwischen sozialen und physischen

⁵Von diesem Raumverständnis weicht er auch später nicht ab (2004:323).

⁶Die im Grunde auch der Beschreibung der räumlichen und zeitlichen „Aufschichtung der Lebenswelt“ nach Schütz entsprechen (s. Kap. 2.2.2.2) – auf Schütz beruft sich Hägerstrand zuweilen auch (s. in Bezug auf Schütz' räumliche Aufschichtung der Lebenswelt insbesondere HÄGERSTRAND 2009:161f).

constraints zu unterscheiden. Während dies auch als Versuch verstanden werden kann, andere Raum- und Zeitverständnisse zu integrieren, bleibt es doch nur bei einem Versuch, da die Mechanismen der sozialen constraints bei Hägerstrand unscharf bleiben (vgl. auch die grundsätzliche Kritik am Container-Raum am Beispiel der Zeitgeographie in MIGGELBRINK 2005:92ff).

6.1.2 Raumzeitpfade zur Visualisierung des dynamisierten Containers

Zur Veranschaulichung zeitgeographischer Überlegungen dienen und dienen die bereits aufgeführten Raumzeitpfade. Dabei handelt es sich stets um einen zeiträumlichen Ausschnitt (der bereits impliziert, dass Raum und Zeit diskrete Entitäten sind), in dem eine Person (oder auch Tiere oder unbelebte Objekte, vgl. z. B. DOWNS 2010) im Zeitverlauf verortet wird. Mit der Entwicklung eines solchen Notationssystems – das Hägerstrand als wichtiges Projekt der Zeitgeographie betrachtet hat (HÄGERSTRAND 1983:239) – hat sich in der Zeitgeographie eine starke Affinität zu visuellen Darstellungen eingestellt. In vielfachen Varianten werden Raumzeitdiagramme benutzt, um nicht nur den Pfad, den Individuen in Raum und Zeit durchschreiten, zu veranschaulichen, sondern auch, um anhand der Pfade ein Begriffsvokabular zu entwickeln. Hägerstrand betonte selbst, dass ihm das Notationssystem, das für die Lund-Schule der Zeitgeographie typisch ist (vgl. auch ELLEGÅRD und PALM 2011), sehr wichtig war. Dementsprechend hat er sich bis zuletzt mit deren Weiterentwicklung beschäftigt (vgl. HÄGERSTRAND 2009:106ff). Deutlich wird an den Abbildungen, dass es sich stets nur um raumzeitliche Ausschnitte handeln kann – so wird die Frage nach der Auswahl der gewählten Skala virulent (zeitlich wie räumlich). Und auch eine Auswahl der dargestellten Entitäten muss getroffen werden, was ebenfalls viele Implikationen mit sich bringt, wenn man diese Visualisierungen nicht nur zur Illustration, sondern auch zu analytischen Zwecken verwenden möchte. Dann nämlich müssen Vorannahmen getroffen werden, die die Abbildungen komplexer (und problematischer) machen, als sie auf den ersten Blick wirken.

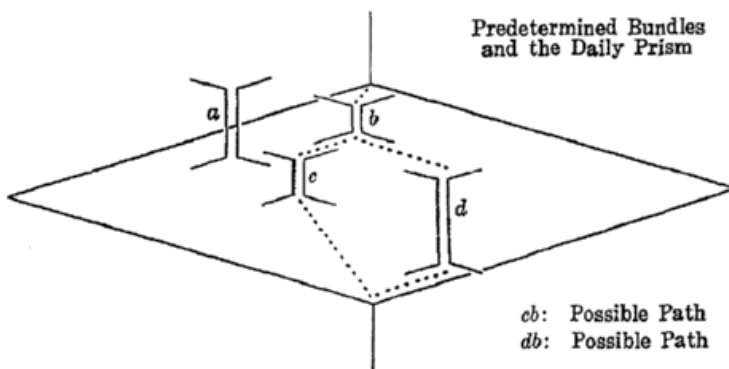


FIGURE 3. Interaction of Constraints

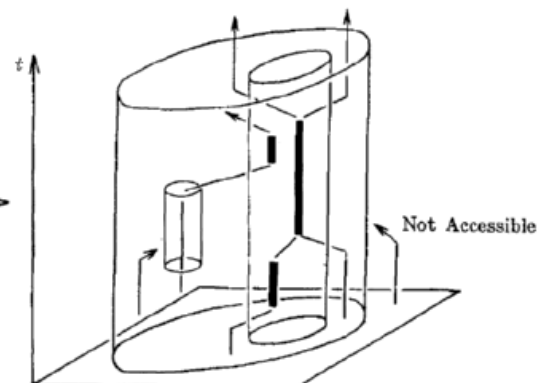


FIGURE 4. Hierarchy of Domains

Abbildung 6.2: Raumzeitpfade zur Begriffsentwicklung (HÄGERSTRAND 1970:16f)

Diese Darstellungen verstärken nochmal das Bild einer Geographie, die sich dem absoluten Raum in zeitlicher Dimension, und letztlich mit „dynamisierten Containern“ beschäftigt – eine Perspektive, die im Alltagsleben in vielen Kontexten eine Rolle spielt (wie hier für das Beispiel der Alltagsorganisation und Migrationsbiographie gezeigt wird), aber eben nur eines von mehreren Alltagsverständnissen der Zusammenhänge von Räumlichem und Sozialem ist (vgl. Kap. 2.1.3).

6.2 Raumzeitpfade zweier lebensweltlicher Kontexte

Als ich Anfang 2013 zwei Monate an der schwedischen Universität Linköping verbracht habe, um im „Torsten-Hägerstrand-Raum“ dessen schwedischsprachige Arbeiten einzusehen⁷, stellte ich Kajsa Ellegårds Arbeitsgruppe auch mein Dissertationsvorhaben vor, das sich zu dem Zeitpunkt noch stärker aus praxistheoretischer Perspektive mit Familienalltag beschäftigte. Kajsa schlug damals vor, für meine Gesprächspartner ebenfalls jeweils Raumzeitpfade zu zeichnen, um die Fälle nicht nur zu veranschaulichen, sondern dies als heuristisches Vorgehen zu nutzen, um die Alltagsgestaltung vor einem zeitgeographischen Hintergrund besser fassen zu können. Diesem Vorschlag stand ich skeptisch gegenüber, da ich im Rahmen der Gespräche keinen Wert darauf gelegt hatte, „vollständige Daten“ für Raumzeitpfade zu erheben, und diese voraussichtlich lückenhaft sein würden.⁸ Dennoch habe ich mich daran versucht – parallel zu den ersten Auswertungsschritten der dokumentarischen Methode, namentlich den thematischen Verläufen und Transkriptionen. Um der Unschärfe meines Materials Rechnung zu tragen – und nicht eine Genauigkeit zu suggerieren, die die Pfade bei meiner Datengrundlage nicht bieten –, hatte ich allerdings in den Pfaden zwischen erzählten Begebenheiten und rekonstruierten Mustern unterschieden, die sich aus Alltagsbeschreibungen ergeben hatten. Mit anderen Worten: „Konkrete Ereignisse“, die erzählte Ort- und Zeitangaben enthielten, wurden schwarz gezeichnet, von mir rekonstruierte, „gewöhnliche“ Muster bzw. erzählte Routinen grau. Die Reflektion dieses Vorgehens und der Frage, was da eigentlich gezeichnet wurde, trug anschließend seinerseits zur Verschiebung der Fragestellung bei.

6.2.1 Alltagspfade

Zunächst habe ich Pfade gezeichnet, die den Alltag der GesprächspartnerInnen abbilden sollten, analog zur linken Darstellung in Abb. 6.1 (s. auch Anhang A.1). Bereits hier stellte sich eine Reihe an Fragen: Welchen Zeitabschnitt sollen die Pfade umfassen, einen Tag, eine Woche, einen Monat? Wer wird auf den Abbildungen abgebildet, nur Familienangehörige, oder auch Freunde? Und vor allem: Was genau wird erfasst – nur Wege zwischen den „Alltagspartnern“ oder auch Ausflüge oder Reisen? Letztendlich bin ich folgendermaßen vorgegangen:

- Dreidimensionale Pfade wurden gezeichnet für die Dauer von sechs Wochen (vertikale Achse). Auf der X- und Z-Achse wurden die Wohnstandorte der Beteiligten eingetragen.
- Beteiligte, für die je ein Pfad eingetragen wurde, waren: die Großeltern und Enkelkinder, deren Eltern (bei getrennt lebenden Eltern auch der getrennt lebende Elternteil, die von den Kindern noch besucht werden), Tanten und Onkel der Enkel (sofern sie in den Erzählungen vorkamen).

⁷Der Hägerstrand-Raum (bzw. „Torsten Hägerstrand-rummet“) enthält den Teil des Nachlasses von Torsten Hägerstrand, der nicht in den Bestand der Universitätsbibliothek integriert wurde. So befinden sich in dem Archiv neben unzähligen Büchern nicht nur Manuskripte und Textentwürfe, sondern auch Hägerstrands Karteikarten und etliche Zeichnungen. Betreut wird das Archiv von der Geographie-Professorin Kajsa Ellegård.

⁸Wesentlich geeigneter und konzeptionell konsequenter erscheint für ein solches Vorgehen daher für die Erhebung empirischer Daten mittels Tagebuchmethode (zumindest für die Alltagsebene, für eine biographische Ebene würden sich wiederum Kalender eignen), die aus genau diesem Grund die Grundlage für viele zeitgeographische Untersuchungen und besonders die Zeitbudgetstudien bilden (vgl. beispielsweise KRAMER 2005 oder ELLEGÅRD und PALM 2011). In diesen Untersuchungen werden die Befragten gebeten, für ein bis zwei Tage, manchmal auch für eine Woche den gesamten Tag lang die Wege und Unternehmungen zu protokollieren.

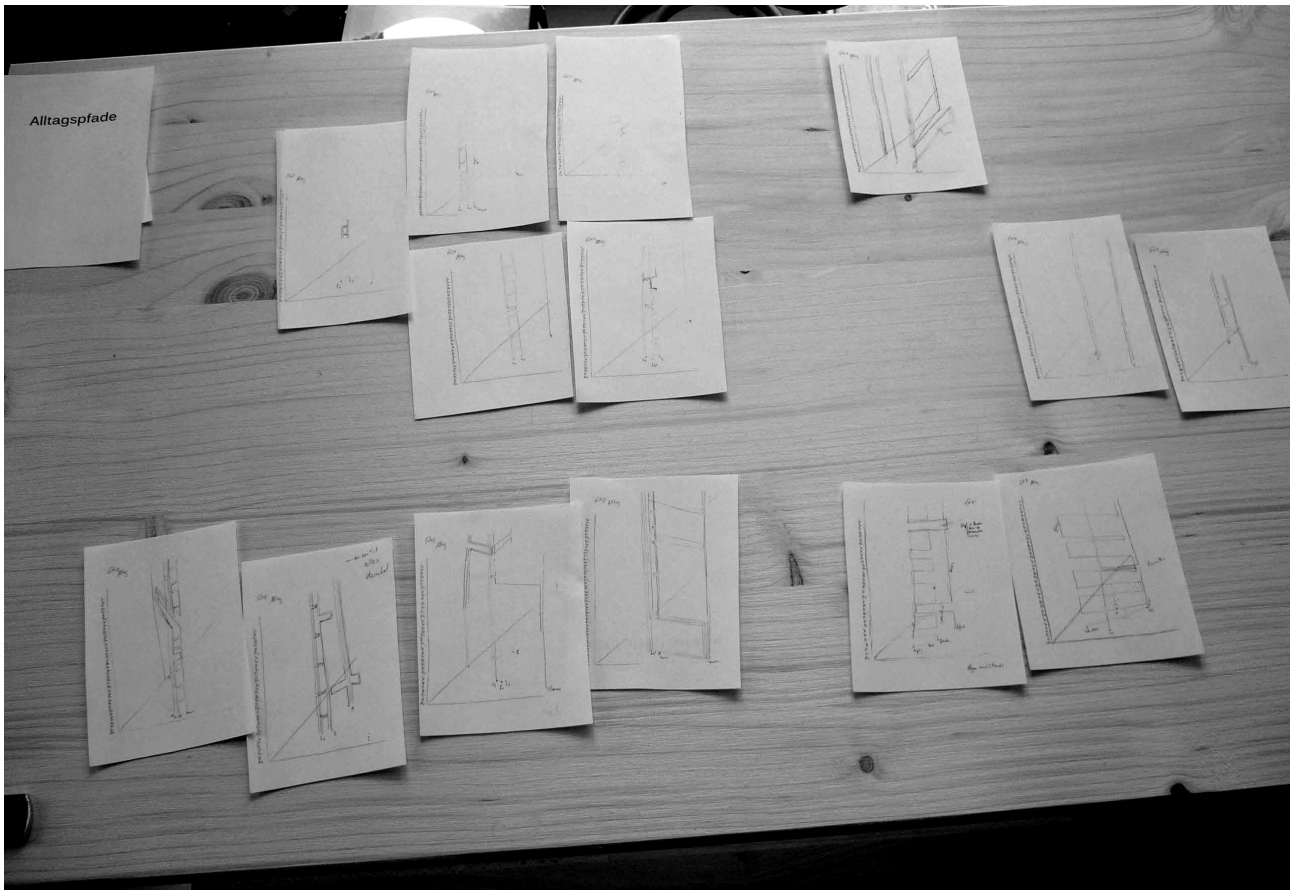


Abbildung 6.3: Ein erster Versuch, Raumzeitpfade zur Beschreibung des Alltags aller GesprächspartnerInnen zu zeichnen und nach visuell erkennbaren Gemeinsamkeiten zu suchen

Die Pfade für die einzelnen GesprächspartnerInnen wurden anhand der Audio-Datei nach mehrmaligem Anhören und Notieren der notwendigen Angaben folgendermaßen erfasst:

- In Grau (hier in der Darstellung grau-gestrichelt) wurden die Bewegungen zwischen den Haushalten oder Reisen so erfasst, wie sie von den Gesprächspartnerinnen **beschrieben** wurden. Wenn also berichtet wurde: „Mein Enkelkind kommt fast jeden Freitag zu Besuch“, wurde dieser Rhythmus in den Raumzeitpfad übernommen. Bei diesen Abschnitten handelt es sich um Routinen und zwar in der Form, wie die GesprächspartnerInnen darüber berichten.
- Konkrete **Erzählungen**, in denen Ort und Zeit genannt sind, wurden als schwarze Linien gezeichnet.⁹ Ein Beispiel wäre der Hinweis: „gestern kamen sie überraschend vorbei“. Dabei handelt es sich also nicht mehr um eine Beschreibung, sondern eine Erzählung, die als eigenständige Textsorte von einem singulären Erlebnis berichtet. Erfasst wurden auch „konkret“ geplante Besuche (z. B. „morgen kommen sie zum Abendessen vorbei“), so dass ausgehend vom Zeitpunkt des Gesprächs, quasi dem „Nullpunkt“ (der sich etwa in der Mitte der vertikalen Zeitachse befindet), sowohl Ver-

⁹Dass mit der *schwarz* gezeichneten Linie suggeriert wird, dass es sich um „tatsächliche Geschehnisse“ handelt, ist an dieser Stelle zu betonen – damit folgte ich zu Beginn selbst der aus der theoretisch-konzeptionellen Perspektive dieser Arbeit kritisierten Unterscheidung zwischen Erfahrung und Erleben (vgl. Kap. 5.2). Die Unterscheidung von selbst eingeschätzten Häufigkeiten (grau) und „tatsächlichen Begegnungen“ (schwarz) hat allerdings den Vorteil alltagsnäher und schneller verständlich zu sein, während die nachfolgenden Formulierungen dennoch deutlich machen sollten, dass es vor dem sprachpragmatischen Hintergrund dieser Arbeit letztlich aber nicht um die Erfassung möglichst realitätsgreuer zeiträumlicher Praktiken geht.

gangenheit als auch Zukunft erfasst wurden. Da ich in jedem Gespräch nach dem letzten sowie dem nächsten Besuch gefragt habe, ist das daher die nähere Vergangenheit stets und fast immer auch die nähere Zukunft der Pfade schwarz gezeichnet.

Mit diesem zunächst recht simplen Vorgehen kann zunächst anschaulich für alle Fälle illustriert werden, wie sich der Alltag aus anhand der Gespräche darstellt (vgl. Anhang A.1 sowie Abb. 6.3). Im Anschluss an die Erstellung der Zeichnung stellte sich die Frage, wie nun weiter mit den Pfaden zu verfahren ist. Da ich es mit einer reinen Illustration noch nicht bewenden lassen wollte, lag es nahe, nun auf Grundlage dieser Pfade nach (visuellen) Gemeinsamkeiten und Unterschieden zu suchen. Einige Gemeinsamkeiten und Unterschiede ließen sich auf diesem Wege identifizieren, die im Folgenden dargestellt werden – dass dieser Ansatz allerdings nicht zu einer konsistenten Typologie führt, in die alle Gespräche eingeordnet werden können, möchte ich am Ende dieses Kapitels diskutieren¹⁰. Zwei recht prägnante Typen lassen sich aber zunächst recht eindeutig unterscheiden:

Schlicht, viel beschrieben, wenig erzählt: Großelternschaft im beschreibenden Alltagsmodus – Eine erste Gruppe von Pfaden zeichnet sich durch ein auf den ersten Blick schlichtes Muster aus, das vergleichsweise dicht ist und auf häufigen und regelmäßigen Besuchen beruht. Erzählungen folgten nur auf konkrete Nachfragen, weswegen sich die schwarz gezeichneten Pfadabschnitte auch vorwiegend auf die Wochen vor und nach dem Gespräch beschränken. So sind diese Gespräche vorwiegend durch *Beschreibungen* des Familienalltags geprägt, weniger durch Erzählungen von Ereignissen.

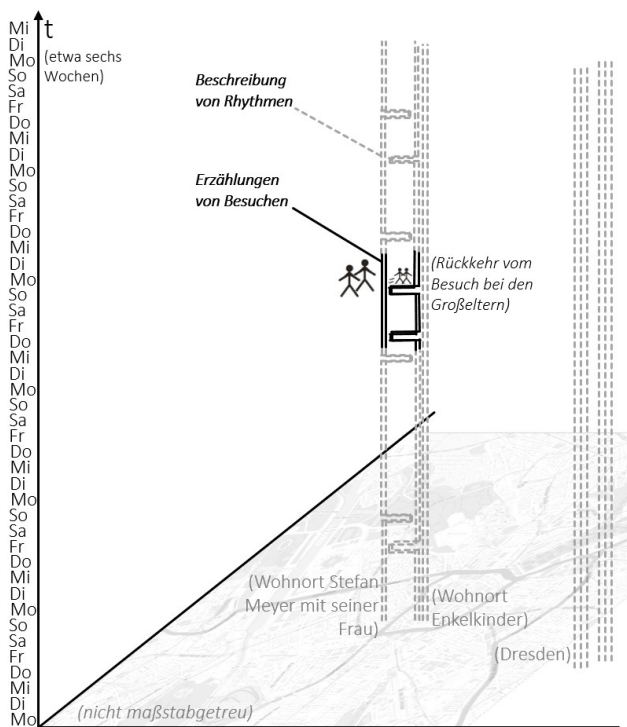


Abbildung 6.4: Stefan Meyers Alltagspfad, ein schlichtes Muster

von beiden Enkeln gemeinsam, oft auch nur kurz zum Mittagessen. Von den Eltern ist wiederum

Als Beispiel dient hier der Pfad des 70-jährigen Stefan Meyer (Abb. 6.4), einem pensionierten Ingenieur, der nicht nur vier Enkel, sondern auch bereits zwei Urenkel hat. Er und seine Frau (dargestellt mit den zwei Pfaden links) leben in einer Eigentumswohnung in einem Stadtrandgebiet von Leipzig, in dem auch eine seiner beiden Töchter mit ihrem Mann und zwei Enkeln lebt, die elf und dreizehn Jahre alt sind (vier mittige Pfade). Seine zweite Tochter lebt in Dresden, und deren ältere Tochter hat inzwischen selbst zwei Kinder (Pfade rechts). Das Alltagsnetz von Stefan Meyer zeichnet sich im Hinblick auf die Familie der in der Nähe lebenden Tochter durch große Regelmäßigkeit aus. Er sieht die beiden Enkelkinder knapp einmal die Woche, wobei sie sich damit abwechseln, wer wen besucht – mal werden die Großeltern besucht, mal kommen Oma und Opa zu Besuch. Es handelt sich eher um Halbtagesbesuche (wenn überhaupt),

¹⁰Denn selbst wenn sozialwissenschaftliche Typologien gar nicht den Anspruch haben, und es auch gar nicht ginge, empirische Fälle zu 100 Prozent einem Typen einzupassen (denn dann hätte man so viele Typen wie man Fälle hat; s. hierzu S. 175), ist die hier gewählte Vorgehensweise in Teilen problematisch (s. Diskussion am Ende des Kapitels).

im Hinblick auf Besuche kaum die Rede, Herr Meyer fokussiert die Beschreibungen sehr stark auf die Enkelkinder (es ist lediglich die Rede von gelegentlich Ausflügen mit der gesamten Familie). Die Familie in Dresden spielt zwar in Stefan Meyers keine unbedeutende Rolle (daher erscheinen sie auch in der Pfad-Darstellung), in deren Familienalltag ist er allerdings kaum eingebunden. Daher sind in der Darstellungen auch keine Besuche zu erkennen – weder geplante oder bereits stattgefundene, noch scheinen sie in großer Regelmäßigkeit überhaupt zustande zu kommen.

Stefan Meyer erläutert sehr ausführlich, dass der Kontakt, wie er derzeit besteht, ein wünschenswertes Ausmaß hat. Die Kinder würden kommen, wenn sie Hilfe mit bestimmten Dingen brauchen, worüber er sich freut – aber ein Anrecht hätten Großeltern nicht darauf. Stefan Meyer legt viel Wert darauf, sein Familienbild zu vermitteln und Zitate wie folgende durchziehen daher das gesamte Interview:

Großeltern ham kein, Anrecht auf Enkelkinder, sie dürfn sich freuen, dass die Kinder sie akzeptieren, und man mit ihnen auch was gemeinsam machen kann.
Stefan Meyer, 69 Jahre, pensionierter Vermessungsingenieur (GV2-5)

Auch dass er die Dresdener Familie kaum sieht, hat seines Erachtens seine Berechtigung, denn zum einen sei dies durch die räumliche Nähe „ganz klar“, zum anderen sei die Familie dort gut in das Netz des Schwiegersohns eingebunden – analog zum „Leipziger Ableger“ der Familie.

Das Gesamtinterview macht daher den Eindruck, v. a. von den Textsorten der Bewertung (wie im vorherigen Zitat) und Argumentation geprägt zu sein, was allerdings ein irreführender Eindruck ist. Sieht man sich die nach den Kriterien der dokumentarischen Methode ausgewählten Gesprächsabschnitte an, dann wird deutlich, dass Stefan Meyer durchaus auch einiges von der Familie erzählt, nur eben wenig, wenn es um alltägliche Besuche und Unternehmungen geht. Hier ein Beispiel:

Isch konnte, meine Enkeltochter, . An ersten Tach der Geburt, und das zu DDR-Zeiten, auf den Arm nehm, und dursch, den Gang gehen, war für DDR-Zeiten, nisch üblich, dass man das durfte.
(GV2-2)

Diese Erzählung ist in eine umfänglichere Argumentation eingebettet, in der Stefan Meyer ausführt, wie Familie seiner Meinung nach zu funktionieren hat (das Krankenhaus ist bei Geburten eigentlich kein Ort für Männer) – die Erzählung dient der Veranschaulichung seiner Meinung, bzw. in diesem Fall auch der Veranschaulichung anhand einer abweichenden Begebenheit, die aber auch als Abweichung benannt wird. Erzählungen gibt es daher durchaus, allerdings in seinem Fall selten auf Alltagsbegegnungen und -begebenheiten bezogen. Der Pfad macht das in seinem Fall auf eindrückliche Art deutlich: Lediglich der letzte Besuch sowie der nächste Besuch werden erwähnt, ansonsten handelt es sich eher um *Alltagsbeschreibungen* (in grau, s. Abb. 6.4) wie folgende:

Alo, das, das klappt och gut, und wie gesacht, manchma is, wir geh'n mitn Kindern, wenichstens zweimal im Jahr, in so ne Schwimmhalle, in nen Ferjen Schwimmen. Also etwas, was sie sich sonst, nich, leisten können. Wir sind och hin und wieder, im in, in, in Taucha, in diesem, Freibad *(GV2-17)*.

Man könnte annehmen, dass die Häufigkeit der Besuche dazu führt, dass sie nicht mehr als besondere Einzelereignisse wahrgenommen werden und daher pragmatische Motive überwiegen, die eher alltägliche Synchronisation ausmachen – und in diesem Sinne eben „alltäglich“ in dem Sinne sind, wie der Begriff „Alltag“ häufig diskutiert wird – als das nicht Überraschende, das Gewohnte, das Wiederkehrende.¹¹ Häufige Besuche und Kontakte zwischen Großeltern und Enkelkindern be-

¹¹Dieses Verständnis von „Alltag“ unterscheidet sich ganz wesentlich von dem, was Alfred Schütz mit „alltäglicher Lebens-

deuten allerdings keinesfalls, dass darüber hauptsächlich in diesem *beschreibenden* Modus berichtet wird. Es gibt Fälle, in denen trotz häufiger Besuche sehr viel erzählt wird – auch in die nächste Gruppe fallen daher Gespräche mit Großeltern, die ihre Enkelkinder häufig sehen (wie bspw. im Fall von Georg Michalski, s. Anhang A.1.3).

Unübersichtlich, wenig beschrieben, viel erzählt: Großelternschaft im erzählenden Alltagsmodus – Eine weitere Gruppe an Pfaden erscheint komplexer – die Distanzen sind größer und die Besuche unregelmäßiger. Letzteres ist allerdings für die Gruppe nicht konstitutiv, es finden sich auch zwei Fälle, in denen die Besuche häufig und regelmäßig stattfinden (vgl. Anhang A.1.3). Die Pfade sind allerdings alle insgesamt stärker von Erzählungen geprägt als die der ersten Gruppe. Auch das Gespräch mit Maria Barton fällt in diese Gruppe.

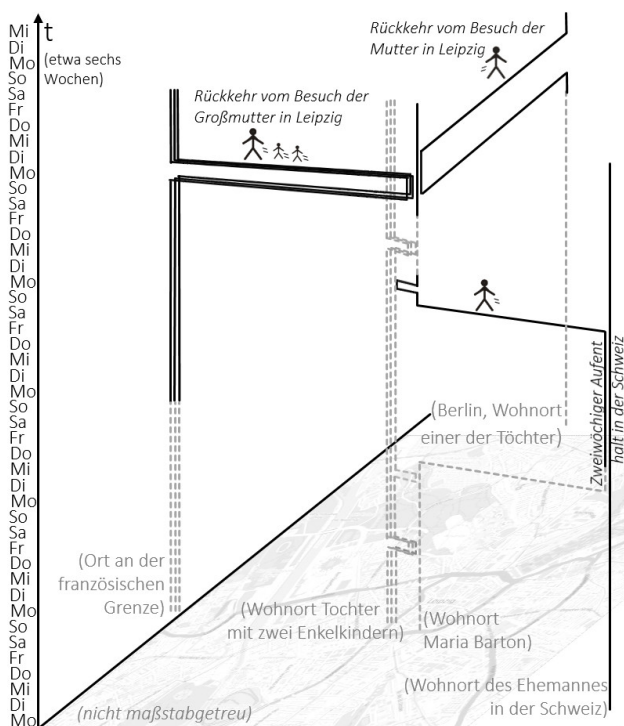


Abbildung 6.5: Maria Barton, ein komplexes Muster mit vielen Erzählungen

demnächst mit den Kindern für ein Wochenende zu Besuch in ihr kleines Haus. Einen Tag nach ihrem zweiwöchigen Besuch bei ihrem Mann hatte sie die in der Innenstadt lebende Tochter besucht (die auch ein Kind hat). Die Leipziger Tochter kommt mit dem Kind gelegentlich zu Besuch, in einem etwa wöchentlichen Rhythmus. Die zweite in der Nähe wohnende Tochter kommt auch alleine zu Besuch, aber meistens, wenn ihre Nichten da sind. Maria Bartons Ehemann befindet sich während der dargestellten Zeit in der Schweiz. Insgesamt handelt es sich um ein heterogenes Muster von An- und Abwesenheiten der Familienmitglieder, wobei hier ganz deutlich wird, dass es insbesondere die abwesenden Familienmitglieder sind, die als „erlebt“ gekennzeichnet sind¹², während die *AlltagspartnerInnen* eher ungenau, grau aufscheinen (in anderen Worten, in den *Beschreibungen* erscheinen).

Sie lebt in einem Vorort von Leipzig und ist mit 58 Jahren eine noch recht junge Großmutter von insgesamt vier Enkelkindern, die sie von zwei Töchtern hat. Eine lebt an der französischen Grenze, die zweite in Leipzig. Insgesamt hat sie fünf Töchter, von denen die letzte ein Jahr vor dem Gesprächstermin ausgezogen ist, aber weiterhin in der Nähe lebt. Eine weitere Tochter lebt in Leipzig, die fünfte in Berlin. Maria Bartons Mann arbeitet derzeit in der Schweiz und ist daher eher selten zu Besuch. Zum Zeitpunkt des Gesprächs kam Frau Barton gerade von einem zweiwöchigen Besuch bei ihrem Mann zurück. Sie ist derzeit als Krankenschwester tätig, allerdings bereits in Altersteilzeit, was ihr einige Flexibilität bringt, wie sie an einigen Stellen erwähnt.

Maria Bartons Pfad zeichnet sich einerseits durch Komplexität aus, die v. a. auf der Zahl ihrer Töchter beruht. Im dargestellten Zeitraum kommen die beiden entfernter lebenden Töchter

welt“ beschreibt: Nämlich durchaus auch unseren Umgang mit dem Außergewöhnlichen (vgl. Kap. 2.2.2 und Schlusskapitel). Daher ist zwischen *Alltag* (im Sinne von Rhythmen und Routinen) und *alltäglicher Lebenswelt* strikt zu unterscheiden.
¹²Der nächste und der letzte Besuch liegen außerhalb des eingetragenen Zeitraumes.

Ähnlich eindrucksvoll erscheint der Fall von Erika Nagy, deren in Kroatien lebende Enkelin anhand der Erzählungen dunkel gezeichnet erscheint, während die in der Nähe lebenden Enkel regelmäßig getroffen werden und grau erscheinen (s. Anhang A.1.2). Das verweist darauf, dass die Abstände zwischen den Besuchen nicht unerheblich ist und es sich hier auch um ein Problem der gewählten Skala handelt, v. a. wenn die Unterscheidung der Pfade nur anhand der schwarz gezeichneten Pfadabschnitte vorgenommen werden würde, also dem Anschein quantitativ vieler schwarzer Abschnitte.

Insgesamt aber erzählt Maria Barton recht viel von konkreten Begebenheiten, wenn auch nicht durchgängig. Es handelt sich um ein im Vergleich recht kurzes Gespräch, was belegt, dass die „Menge“ an *Erzählungen* nichts mit der Länge der Gespräche und damit den Gelegenheiten zu erzählen zu tun hat (zumindest bei Gesprächen dieser Art).

Weitere Beobachtungen: „Viel-ErzählerInnen“ bei andauernder Abwesenheit und Anwesenheit – Zwei weitere Gruppen lassen sich identifizieren¹³: Zum einen eine Gruppe, deren Pfade fast durchgehend auf Erzählungen beruhen. Es bestehen selten Kontakte, entsprechend übersichtlich sind die Muster (im Fall von Stefanie Engler bestand für den abgebildeten Zeitraum sogar überhaupt kein Kontakt; im Fall von Richard Büchner fanden zwei Besuche statt – im Vergleich ebenfalls recht selten) und (implizit) erzählt sind daher längere Zeitabschnitte. Man kann daher wie erwähnt den „grauen“ und „schwarzen“ Linien (und damit dem visuellen Erscheinungsbild) nicht das Label „gelebt“ oder „erfahren“ geben – denn gerade die Abwesenden machen deutlich, dass sich dies visuell nicht adäquat abbilden lässt. Abwesenheiten werden zwar auch thematisiert, oft aber sind sie implizit in den Erzählungen enthalten. Daher ist es auch kein Wunder, dass ich mir zunächst dabei schwer getan habe, die Vorgehensweise zu systematisieren. Denn ob nun die Linie zwischen den erzählten Besuchen durchgezogen (schwarz gezeichnet) wird oder nicht, ist dann keine triviale Frage mehr.

Ein Fall fällt zudem heraus, da Frau Hüttners Sohn mit dreien seiner Kinder mit ihr zusammen im Haus lebt (s. Anhang A.1.2). Hier wäre die Logik daher genau die umgekehrte, nämlich dass die seltenen Besuche sich auf den Haushalt der entfernt lebenden Mutter konzentrieren. In allen diesen drei Fällen sind die Besuche (im Fall von Frau Hüttner aus dem Haushalt quasi heraus, zur getrennt lebenden Mutter) eher selten, so dass die Frage nach dem letzten und nächsten Besuch ebenfalls gleich einen weiten *schwarzen* Zeitabschnitt abdeckt. So konterkariert auch dieser Fall den hier vorgenommenen Versuch, erlebte und erfahrene „Raumzeitabschnitte“ konsistent visuell darzustellen und vergleichbar zu machen.

Alltägliche Skalenprobleme – In einer an „Alltag“ orientierten Forschung ist die Annahme weit verbreitet, dass es eine Diskrepanz gibt zwischen „erzähltem“ und „tatsächlich erlebtem“ Leben (auch der Ansatz von Fritz Schützes biographisch interessiertem Vorgehen trifft wie bereits erwähnt diese Unterscheidung zwischen erlebtem und erfahrenem Leben, vgl. SCHÜTZE 1983¹⁴) gibt. Eine solche Annahme verlangt nach einem angemesseneren methodischen Vorgehen, um so beispielsweise mittels Tagebüchern oder Protokollen, der Kalendermethode oder GPS-Trackings einem lückenlosen Raumzeitpfad näher zu kommen (vgl. auch SCHIER ET AL. 2015). Vor dem Hintergrund der hier gewählten sprachpragmatischen Perspektive geht es gerade darum allerdings nicht, sondern die Unterschiede

¹³Da es sich hier um keine abgeschlossene Typologie handelt, werden diese nicht so ausführlich charakterisiert wie die ersten beiden, eindeutigen Gruppen an Pfaden. In Tab. 6.1 am Ende des Kapitels werden daher auch lediglich „Viel-ErzählerInnen“ und „Viel-BeschreiberInnen“ unterschieden.

¹⁴Die Kritik an dieser Perspektive führe ich andernorts aus, s. MONTANARI im Erscheinen.

müssen als sprachlich-kommunikative Spezifika betrachtet werden. So handelt es sich bei den Alltagspfaden zwar einerseits um Erzählungen über unterschiedliche raumzeitliche Bedingungen (die Entfernungen der Wohnorte zueinander, Besuchshäufigkeiten), andererseits um einen unterschiedlichen Umgang mit dem Thema „Alltag“ und „raumzeitliche Praxis“: Die rekonstruierten Pfade stellen dar, wie Großeltern mit Hilfe eines absoluten Raumverständnisses (das in dem gewählten Vorgehen in die unterschiedlichen Textformen *Beschreibung* und *Erzählung* implizit eingelassen ist) über ein Thema kommunizieren, das sich um Familienalltag – als routinisierte Besuchsarrangements – dreht. Die Problematik mit der von mir gewählten Skala (die dann auftritt, wenn Besuche sehr selten sind und daher trotz fehlender Erzählung die Pfade schwarz erscheinen) verdeutlicht, dass der sechswöchige Ausschnitt für manche Großeltern *Alltagsberichte* (also über Routinen und Häufigkeiten) zulässt, während dies für andere auf den ersten Blick keine alltägliche Beziehung zu sein scheint (zumindest wenn man wieder die kopräsenten Zeiten im gewählten Abschnitt zugrunde legt). Während dies zunächst ein methodisches Problem (oder Phänomen) ist, macht der Vergleich von in der Häufigkeit ähnlichen Mustern deutlich, dass es unterschiedliche Kommunikationsformen über ähnliche zeiträumliche Muster gibt: einmal stärker erzählbetonte, und ein andermal stärker beschreibende. Das Wissen um einen absoluten Raum, das in die beiden Textsorten bzw. Kommunikationsformen auf unterschiedliche Weise eingelassen ist, ist hier in den thematischen Kontext der Besuchs- und Wohnarrangements eingebettet und lässt sich allerdings grundsätzlich visuell darstellen (wenngleich wohl eher zu Illustrations- denn zu analytischen Zwecken). Aber nicht nur in diesem thematischen Kontext ist das möglich.

6.2.2 Wohnbiographiepfade

Neben den Pfaden, die etwas wie „Alltag“ bzw. Besuchsarrangements abbilden sollten, habe ich etwas ähnliches auch für den biographischen Kontext versucht (analog zur rechten Darstellung in Abb. 6.1). Interessiert haben mich dabei die Wohnorte der Großeltern, der Kinder (und ihrer Partner) sowie der Enkelkinder. Auch hier bin ich so vorgegangen, dass ich die Angaben und Zeitabschnitte, die konkret benannt wurden (also „Ort“ und „Zeitpunkt“ in der absoluten Raumzeit hatten), schwarz gezeichnet habe, während lediglich „Ahnungen“ oder ungenaue Angaben¹⁵ wieder grau eingetragen wurden. Obwohl das Vorgehen ähnlich zu dem der Alltagspfade ist, „funktionieren“ die Pfade nun völlig anders. Auch Hägerstrand hat schon Pfade für Haushaltszusammensetzungen und Migration dargestellt (HÄGERSTRAND 1978:132ff), und bewegte sich damit in einem anderen thematischen Kontext, dem der Migration, den Ellegård und Svedin als eines seiner Forschungsfelder benennen, neben dem Alltags- und Mobilitätsthema (s. PERSSON und ELLEGÅRD 2012). Auch auf einer alltagsweltlichen Ebene handelt es sich bei der Wohnbiographie um einen anderen Wissenskontext als den Alltag, wie auch anhand der Raumzeitpfade deutlich wird.

Hier bin ich ähnlich wie bei den Alltagspfaden vorgegangen:

- Schwarz abgetragen wurden Zeitabschnitte, in denen konkrete Informationen im Verlauf des Gesprächs genannt wurden, z. B. in der Art „1987 sind wir dann nach X umgezogen“. Grau gezeichnet wurden dagegen lediglich rekonstruierte Abschnitte, die keine konkrete Zeit- oder Ortsangabe enthielten (auch dann, wenn über frühere andere Wohnorte nicht thematisiert wurden und lediglich der *Eindruck* bestand, jemand habe z. B. „schon immer“ in Leipzig gelebt).

¹⁵Wenn z. B. jemand beiläufig erwähnt, „mal im Westen“ gelebt zu haben.

- Aufgenommen wurden in die Darstellung analog zu den Alltagspfaden alle Kinder mit deren Partnern (auch Ex-Partnern, wenn es ein Elternteil eines der Enkel ist) und selbstverständlich alle Enkelkinder.
- Bei Unklarheiten bezüglich der Herkunft von Personen (z. B. bei Ehepartnern), wurden an das Ende ihrer Pfade drei Striche in verschiedene Richtungen (eine „Kralle“) gezeichnet, um deutlich zu machen, dass diese Person nicht erst zu diesem Zeitpunkt geboren wurde. Ansonsten bedeutet der Beginn des Pfades die Geburt derjenigen Person (markiert mit Kreis).
- Zeitlich entfällt diesmal die Entscheidung für einen Zeitausschnitt – es wurde alles seit Geburt des Gesprächspartners/der Gesprächspartnerin nachgezeichnet. Die räumliche, zweidimensionale horizontale Skala war dafür voraussetzungsvoller – so wurden Umzüge innerhalb von Ortschaften nicht berücksichtigt.

Ebenso wie bei den Alltagspfaden wurde nach Fertigstellung nach visuellen Gemeinsamkeiten und Unterschieden gesucht. Ergebnis waren drei Gruppen, die sich voneinander unterschieden.

Die Vergangenheit schwimmt, die Muster sind komplex – Diese Raumzeitpfade zeichnen sich dadurch aus, dass wenig Genaues nacherzählt wird. Es fällt auf, dass die Angaben zurück in die Vergangenheit dünner werden und ausfallen – manchmal ist gerade noch der Herkunftsort bekannt (in den beiden Extremfällen von Jana Müller und Stefan Meyer ist sogar nur der jeweilige aktuelle Wohnort bekannt, Geburtsdaten können nur in etwa rekonstruiert werden; s. Anhang A.2.3).

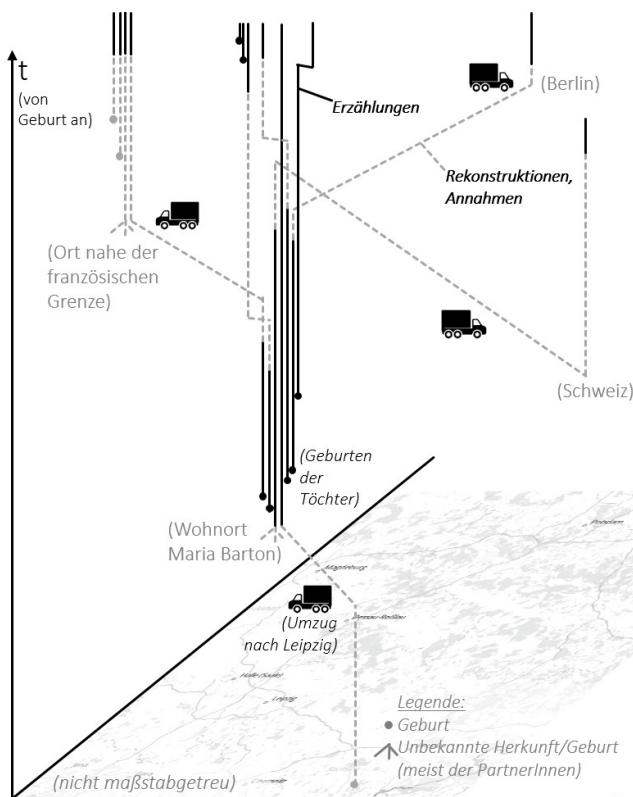


Abbildung 6.6: Maria Barton, ein komplexes Muster mit sich ausdünnender Vergangenheit

Auch hier soll zunächst Maria Bartons Fall als Beispiel dienen: Sie kommt ursprünglich aus einem Ort in der Sächsischen Schweiz, und lebt seit 40 Jahren in bzw. bei Leipzig, mit ihrem Mann (von dem unklar bleibt, woher er kommt). Die älteste Tochter lebt mit ihrem Freund und zwei Kindern (fünf und knapp ein Jahr alt) in Leipzig. Eine zweite Tochter lebt an der Grenze zu Frankreich und hat ein 11-jähriges sowie ein dreijähriges Kind. Eine weitere Tochter lebt in Leipzig mit ihrem Freund, eine weitere lebt in Berlin und die jüngste, die erst ein Jahr zuvor ausgezogen ist, im Nebenort.

Typisch an ihrem Pfad ist die „Verdünnung“ der Vergangenheit hin. Auch wenn es noch extremere Fälle gibt, wird auch schon bei Maria Barton deutlich, dass ihr Pfad nach dem Umzug nach Leipzig nachvollziehbar ist (wenngleich das genaue Jahr nicht bekannt ist), alles andere aber unscharfe Rekonstruktionen bleiben – so ist auch unklar, wie lange genau ihr Mann schon in Österreich tätig ist (obwohl im Gespräch explizit

danach gefragt wurde. Trotzdem antwortete sie nicht klar auf die Frage). Dass ihr Muster so komplex wirkt, hat auch mit der Anzahl ihrer Kinder zu tun, die nicht vor Ort leben. In diese Gruppe fallen

aber durchaus auch Fälle mit nur zwei Kindern (s. Anhang A.2.3), ebenso wie es einen Großvater mit vier Kindern gibt, der in die nächste Gruppe fällt.

Übersichtlich und viel erzählt – Ganz im Gegensatz zur vorherigen Gruppe ist die Migrationsgeschichte sehr viel nachvollziehbarer, in einem Fall ist die Wohnbiographie (zumindest der Befragten selbst) sogar vollständig darstellbar (Alexandra Hüttners, s. Anhang A.2.1). Zeitpunkte und die Dauer, sowie die Orte wurden im Verlauf des Gesprächs genannt, so dass auch die Zeichnungen vergleichsweise lückenlos (schwarz durchgezeichnet) wirken.

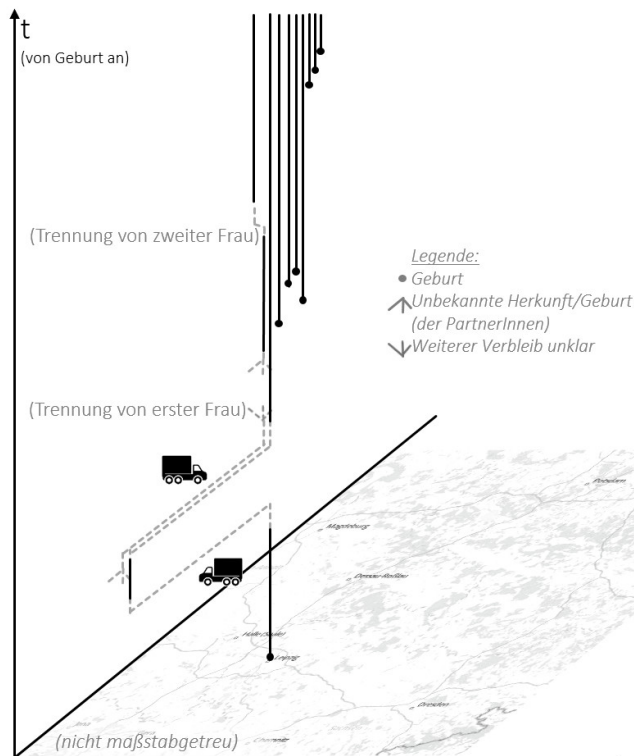


Abbildung 6.7: Michael Reiser, schlicht und viel erzählt

Leipzig umgezogen ist. Typisch für diese Art von Pfad (in diese Gruppe fallen sieben, teils nicht eindeutige Fälle, s. Anhang A.2) ist das nur vereinzelt Fehlendes von Informationen und die vergleichsweise übersichtliche Darstellung – auch wenn sie nicht in jedem Fall so schlicht ist wie bei Michael Reiser.

Lückenhafte Erzählung – Zwar ist der Übergang zu den vorherigen Gruppen fließend (was vermutlich mit mehr Fällen deutlicher werden würde), dennoch findet sich eine Gruppe an Raumzeitpfaden, die sehr lückenhaft erscheint. Im Gegensatz zur ersten Gruppe ist aber nicht zu beobachten, dass es systematisch gen Vergangenheit lückenhafter wird. Ohne nun an dieser Stelle auf Stefanie Englers Fall genauer einzugehen, soll ihr Pfad der Veranschaulichung „der Lücken“ dienen. Insbesondere die Übergänge bzw. Umzüge bleiben unklar. Zwar erfolgte im Verlauf des Gesprächs eine lineare Darstellung der Wohnorte, allerdings bleiben exakte Jahre und Dauern offen, ebenso wie die Übergänge einzelner Familienmitglieder.

So ist auch Michael Reisers Migrationsgeschichte fast lückenlos rekonstruierbar: Der 73-jährige pensionierte Fahrer, der sich mit einem Mini-Job ein bisschen etwas zur kleinen Rente verdient, ist in Leipzig geboren und lebt dort fast Zeit seines Lebens – mit Ausnahme seiner Lehrjahre, die er in Weißenfels verbracht hat und wo er seine erste Frau kennengelernt hat. Von seiner zweiten Frau hat er vier Kinder, drei Söhne (von denen er kaum etwas erzählt, er betont auch, dass der Kontakt nicht so eng sei) sowie eine Tochter, die wiederum drei Kinder hat, und vom Vater der Kinder getrennt lebt.

Michael Reisers Pfadmuster ist vergleichsweise schlicht. Er erzählt wenig von den anderen Kindern, und berichtet umso mehr von seiner Tochter, die auch in der Nähe wohnt und mit ihm einen engen Kontakt pflegt – ebenso wie mit den Enkeln, von denen er begeistert erzählt. Völlig unklar bleibt nur, ob seine erste Frau auch mit ihm in Weißenfels gelebt hat und mit ihm nach

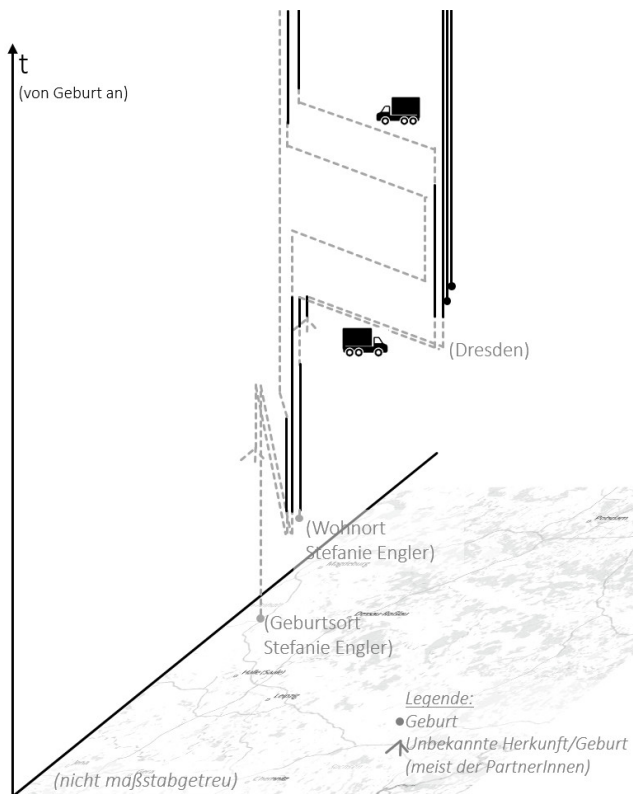


Abbildung 6.8: Stefanie Engler, komplex und mit vielen Erzählungen, trotzdem lückenhaft

Damit kann man diesen Typen als Zwischentypen zwischen den ersten beiden betrachten, der sich weder dem einen, noch dem anderen zuordnen lässt. Insgesamt muss man festhalten, dass sich sowohl beim Alltag wie auch der Migration zumindest jeweils zwei Extremformen finden lassen, die zwar nicht nicht dazu führen, dass man jedes Gespräch zuverlässig einem der Typen zuordnen lassen (außer, sie erfüllen deren Beschreibung par excellence, wie in den Überschriften benannt – „komplex, wenig erzählt“ usw.). Gleichzeitig wird an diesem Beispiel aber auch deutlich, dass „wenig erzählt“ oder „viel erzählt“ den Kern nicht ganz trifft: während die schwarz gezeichneten Pfadabschnitte sowohl Erzählungen wie auch Beschreibungen entnommen sein können, handelt es sich bei grau gezeichneten Abschnitten um Erzähl- oder Beschreibungsepisoden, die von der GesprächspartnerIn auf der linearen Achse nicht zeitlich verortet werden. Oder aber es wurde

über diesen Zeitabschnitt überhaupt nicht gesprochen, so dass ich nur vermuten kann, wie der Pfad sich in der Zeit gestaltet hat. Diese „Informationen“ wurden im Verlauf eines Gesprächs, das sich im Wesentlichen um Großelternschaft drehte, nicht mitgegeben, so dass sich daraus ein unterschiedlicher kommunikativer Umgang mit der eigenen Lebensgeschichtlichkeit (s. hierzu WEIDENHAUS 2015) schließen lässt. Die Pfade, wie sie sich hier im Kontext der Wohnbiographie darstellen, haben einen anderen Charakter als die Alltagspfade – sie beziehen sich auf unterschiedliche lebensweltliche Kontexte. Während letztere sich auf die nähere Vergangenheit und Zukunft beziehen, haben wir es bei der Wohnbiographie lediglich retrospektiv mit der Vergangenheit seit der Geburt zu tun. Selbst wenn ich auch nach Umzugsplänen gefragt hätte, und damit die Zukunft mit berücksichtigt hätte, handelt es sich sowohl bei Wohnbiographien wie auch bei den Alltagspfaden um Sinnkontexte in Verbindung mit einer spezifischen Zeitlichkeit: die der chronologischen Sequentialität. Beides lässt sich grundsätzlich visuell darstellen, wenngleich auch hier wiederum gilt, dass es für die empirische Analyse weniger geeignet ist und die vorgenommene Unterscheidung von Gruppen oder Typen hier lediglich als Annäherung zu verstehen ist. Die Übersichtstabelle 6.1 reduziert die Gemeinsamkeiten bzw. Unterschiede nochmals auf die Frage, ob über den Alltag und die Wohnbiographie erzählend oder beschreibend berichtet wurde, sowie für die biographischen Raumzeitpfade nochmals zwischen den Fällen, in denen die Vergangenheit nachvollziehbar war, und in denen ich die Angaben vage gelassen sind. Diese Aufstellung zeigt auch, dass sich zwischen den unterschiedlichen Ebenen keine Zusammenhänge finden lassen (dass bspw. diejenigen, die über den Alltag eher beschreiben, auch ihre Wohnbiographie detailliert und jahrgenau „nacherzählen“). Dass dies plausibel erscheint, wenn man davon ausgeht, dass es sich bei der Wohnbiographie und dem Familienalltag um unterschiedliche Sinnkontexte handelt, wird im Schlusskapitel nochmals diskutiert.

Tabelle 6.1: Anhand der Raumzeitpfade rekonstruierte Sprachmodi

GesprächspartnerIn	Alltag Sprachmodus	Wohnbiographie Sprachmodus	Wohnbiographie Vergangenheitspräsenz
Alexandra Hüttner <i>80 Jahre</i>	beschreibend	erzählend	präsent
Erika Nagy <i>70 Jahre</i>	beschreibend	erzählend	präsent
Angelika Michler <i>63 Jahre</i>	erzählend	erzählend	präsent
Stefanie Engler <i>60 Jahre</i>	erzählend	beschreibend	präsent
Nicole Walter <i>62 Jahre</i>	beschreibend	beschreibend	absent
Frank Essner <i>63 Jahre</i>	beschreibend	erzählend	absent
Maria Barton <i>58 Jahre</i>	erzählend	beschreibend	absent
Claudia Schmidt <i>53 Jahre</i>	beschreibend	erzählend	präsent
Michaela Riemerschmidt <i>71 Jahre</i>	beschreibend	beschreibend	absent
Stefan Meyer <i>70 Jahre</i>	beschreibend	beschreibend	absent
Richard Büchner <i>64 Jahre</i>	erzählend	erzählend	präsent
Michael Reiser <i>73 Jahre</i>	beschreibend	erzählend	präsent
Jana Müller <i>57 Jahre</i>	erzählend	beschreibend	absent
Georg Michalski <i>63 Jahre</i>	erzählend	beschreibend	präsent

Quelle: eigene Darstellung; graue Schriftfarbe: keine eindeutige Zuordnung, fette Schrift: häufige Besuche

6.3 Zeitgeographische Visualisierungen als Sprachanalyse?

Bewertung eines Versuch

Die vorgestellten typisierten Raumzeitpfade, interpretiert vor dem Hintergrund der dokumentarischen Methode und insbesondere der Textsortentrennung, können nun als Annäherung an eine spezifische sprachliche Praxis gedeutet werden, in der die Zeitlichkeit des Alltags und der Lebensspanne auf je unterschiedliche Art und Weise zum Ausdruck kommen – bzw. erfüllt werden. Der absolute Raum als Container zeigt sich daher als etwas Anderes, je nachdem, mit welchem zeitlichen Konzept er verknüpft wird, das den unterschiedlichen lebensweltlichen Kontexten (wie Migration oder Familienalltag) innewohnt. Bei den **Alltags**spfaden sind es die den *Beschreibungen* entnommenen grauen Zeitabschnitte, die der Idee von Alltag mit seinen Routinen und Wiederholungen entsprechen –

nach Schütz spiegelt das den Chronos, bzw. die irreversiblen, sequentielle Weltzeit wieder, *in der* es Rhythmen und Abfolgen gibt, an die man sich halten muss (vgl. Kap. 2.2.2.2). Das bedeutet, dass in den grauen Zeitabschnitten über Alltag als in der *Weltzeit* verankert gesprochen wird. Die schwarzen Pfadabschnitte, die „konkreten Erzählungen“ entnommen sind, entsprechen dagegen einer Kommunikation mittels Kairos, der „subjektiven“¹⁶, erlebten Zeitlichkeit, die sich an diese Abfolgen nicht halten muss. Lediglich ich als Außenstehende habe versucht, diese wieder in die Linearität des dynamisierten Containers zu übertragen. Interpretiert vor dem konzeptionellen Hintergrund meiner Arbeit bedeutet das, die unterschiedlichen Typen von Pfaden als Ausdruck unterschiedlicher sprachlicher Umgangsformen mit dem Kontext von Besuchsarrangements zu begreifen – einmal geht es um die Beschreibungen, die dabei auf die Weltzeit verweisen, zum anderen geht es um Erzählungen, die auf die erlebte Zeit verweisen. Beide Typen wiederum bewegen sich im absoluten Container. Die Visualisierungen lassen, so lässt sich daraus schließen, zwar Rückschlüsse auf den sprachlichen Umgang mit unterschiedlichen Zeitkonzepten zu, aber nur in der Verknüpfung mit einer absoluten Raumvorstellung. Um nachzuweisen, dass das Thema Alltag auch mit anderen Raumvorstellungen in Verbindung gebracht wird, bräuhete es andere analytische Vorgehensweisen.

Nach Schütz bewegt sich auch die **Biographie** in der Weltzeit, in der das eigene Leben endlich und daher als Ressource erscheint. Auch das subjektive Erleben kann sich auf die Biographie beziehen (vgl. wieder Kap. 2.2.2.2). Die Pfade repräsentieren dabei wieder einen unterschiedlichen sprachlichen Umgang mit dem Thema bzw. lebensweltlichen Kontext der Biographie. Während es einerseits Typen gibt, die biographische Aspekte in ihrer sprachlichen Konvention als sequentielle Abfolge vorbringen (schwarze Pfadabschnitte), sind es wiederum andere, die in der *erlebten Zeit* davon berichten – wenn die Vergangenheit überhaupt eine Rolle für sie spielt. Das entspricht in etwa Weidenhaus' Unterscheidung einer linearen Geschichtlichkeitskonstitution einerseits, und einer zyklischen oder episodischen Geschichtlichkeit andererseits (die beiden letzten Typen lassen sich bei meiner Vorgehensweise nicht unterscheiden; vgl. WEIDENHAUS 2015:115ff¹⁷). Hier findet nur eine absolute Raumkonzeption Berücksichtigung – methodisch bedingt.

Das Thema der Wohnbiographie stand nicht im Mittelpunkt der vorliegenden Arbeit. Die Pfade machen allerdings deutlich, inwiefern die eigene Biographie dennoch mit dem Wissenskontext des Familienlebens in Verbindung gebracht wird, inwiefern sie also als Erklärung für gegenwärtige Arrangements und Beziehungen dient. Dies verweist nicht nur auf eine spezifische kommunikativ hervorgebrachte Wissenskontextualisierung, sondern auch auf unterschiedliche Praxisformen in Interviews oder Gesprächen. Denn offensichtlich halten es manche für nötig, Details wie Jahreszahlen in biographischen Erzählungen zu erwähnen, andere wiederum nicht (bzw. viele haben manche Jahreszahlen auch auf Nachfrage gar nicht parat). In diesem Sinne können die Typen tatsächlich als unterschiedliche Formen von Relevanzsystemen betrachtet werden, die sich an der Frage ausgestalten, was man wissen muss, um eine Biographie oder Alltagsgestaltung zu verstehen, bzw. ob man biographische Aspekte überhaupt einbringen muss, wenn es um das Thema Großelternschaft geht. Zur Einschränkung des hier skizzierten Vorgehens soll erwähnt werden, dass es sich hierbei um einen Versuch

¹⁶Subjektiv steht in Anführungszeichen, da es nicht um eine von mir rekonstruierte Subjektivität geht, sondern um eine auf die gesellschaftliche Vorstellung von Subjektivität rekurrierende sprachliche Praxis.

¹⁷Weidenhaus identifiziert drei Typen von Geschichtlichkeitskonstitutionen (also Umgangsformen mit der eigenen Geschichte): einmal den linearen Typen, der die Biographie in ihrer Sequentialität und den logischen Abfolgen skizziert; den zyklischen Typen, der die Biographie als Abfolge des Immergleichen darstellt; sowie den episodischen Typen, dessen biographische Darstellungen sich auf Abfolgen voneinander unabhängiger Phasen beziehen (WEIDENHAUS 2015:115ff).

handelt, der eher aus Neugierde denn aus echter Erwartung entstanden ist. Es handelt sich nicht um ein wasserdichtes Verfahren, um „Erzähltypen“ beschreiben zu können (was auch dadurch deutlich wird, dass sich zwischen den einzelnen „Typen“ keine Zusammenhänge finden lassen, s. Kap. 6.2.2). Vielleicht ließe sich auf Grundlage dieser Überlegungen ein Verfahren (gegebenenfalls auch ohne eine Visualisierung) entwickeln, um eben dies zu tun. Hierfür müssten noch weitergehende Abstrahierungen vorgenommen werden, um bspw. die Anzahl der Kinder das optische Bild nicht dominieren zu lassen. Dennoch sind mit dem hier dargestellten Verfahren auf vergleichsweise unaufwendigem Weg¹⁸ diskutabile Ergebnisse herausgekommen, die sich zumindest mit den nachfolgenden Ergebnissen zusammen denken lassen (vgl. Kap. 7.2.1). Bevor aber nun die nächsten Ergebnisse dargestellt werden, soll an dieser Stelle ein kurzes Resümee erfolgen, einmal mit Blick auf das Vorgehen im Rahmen der dokumentarische Methode, zum anderen mit Blick auf den geographischen Fachdiskurs im Hinblick auf das Visuelle.

6.3.1 Raumzeitpfade als analytisches Werkzeug

Wie hoffentlich deutlich geworden sein sollte, hatte die Darstellung der Raumzeitpfade in dieser Arbeit weniger den Zweck zu zeigen, *was* die Pfade an Informationen veranschaulichen, als vielmehr um das *Wie* sprachlicher Kommunikation – über Familienalltag und Wohnbiographien, und ihren Bezug auf eine absolute Raumsemantik und unterschiedliche Zeitkonzepte. Daher handelt es sich, könnte man sagen, bei den Sprachmodi (s. Tab. 6.1) um *Kommunikationstypen*. Folgt man Nohl, beinhalten die Textsorten der Erzählung und Beschreibung – die als Raumzeitpfade mit Blick auf eine bestimmte Themenstellung dargestellt sind – in ihrem Zusammenspiel praktisches Erfahrungswissen, während auf einer kommunikativen Sprachebene die Argumentation und Bewertung zu verorten ist, die sich in kommunikativer Absicht an das Gegenüber (in diesem Fall mich als Gesprächspartnerin) richten (s. Kap. 5.3.2.2). Dieser Ansatz erscheint mir insofern nicht ganz schlüssig, als die Textsorten – wie Nohl anmerkt – in einem Vorder- und Hintergrundverhältnis stehen, und bestimmte Erzählungen auch in kommunikativer Absicht vorgebracht werden können.¹⁹ Wichtig ist an dieser Stelle nochmals zu betonen, dass in die Textsorte *Erzählung* bereits ein Raum- und Zeitbegriff eingelassen ist, nämlich jeweils ein absoluter. Wenn nämlich die Textsorte anhand dessen definiert werden, dass es einen Zeitpunkt und einen Ort der Erzählung gibt (s. Kap. 5.3.2.2), dann wird hier selbstverständlich davon ausgegangen, dass sich bestimmen lässt, was mit „Ort“ und „Zeit“ gemeint ist. Im Kontext dieser Arbeit wurde diese Frage mit Blick auf ein absolutes Raum- und Zeitverständnis interpretiert. Dass es aber eben eine Interpretationsfrage bleibt wird insbesondere dann deutlich, wenn man sich erzähltheoretische Grundlagentexte ansieht, die die Frage nach dem Wo und Wann nicht so eindeutig interpretieren.²⁰ Was sich meines Erachtens an dieser Stelle anbieten würde, ist eine vertiefte Auseinandersetzung mit erzähltheoretischen Arbeiten, wie sie in den Literaturwissenschaften gängiger

¹⁸Dies ist der Fall, da hierfür mit der Audio-Datei und nicht mit einem vollständigen Transkript gearbeitet wurde – was auch beim Vorgehen der dokumentarischen Methoden nicht vorgesehen ist.

¹⁹Eine Alternative zu dieser Textsortenanalyse könnten die kommunikativen Gattungen darstellen, die Thomas Luckmann bereits 1986 ausgeführt hat, und bspw. in der bereits erwähnten Arbeit von Angela Keppler (1994) zur Anwendung kommen (vgl. KEPPLER 1994:18ff). Eine kommunikative Gattung ist demnach ein Modus der Kommunikation, wie z. B. der der Belehrung (KEPPLER 1994:18ff).

²⁰So beschreiben Martínez und Scheffel in ihrer Einführung zur Erzähltheorie einmal die Zeit als Charakteristika von literarischen Texten – die Zeit ist dabei durchaus absolut gedacht, also in dem Sinne einer Vergangenheit-Gegenwart-Zukunft (2012:72ff), in der erzählt wird. Der *Ort der Erzählung* dagegen wird von den Autoren eher als Metapher verwendet, die auf eine sprachliche Ebene rekurriert, wenn beispielsweise *in der Erzählung* etwas erzählt wird (MARTÍNEZ und SCHEFFEL 2012:78ff).

Hintergrund sind. Im Falle des von Fritz Schütze vorgeschlagenen Vorgehens der Textsortentrennung ist die Nähe zur Literaturwissenschaft offensichtlich (in seinem sprachsoziologischen Werk stellt er die Bezüge auch her, s. SCHÜTZE 1975a und SCHÜTZE 1975b). Auch wenn es einen Unterschied zwischen einem mit künstlerischem Anspruch angefertigten Schrifttext (wie einem Roman) und einem transkribierten Gespräch gibt, so ließen sich doch methodisch hier durchaus mehr Anknüpfungspunkte finden. Denn wenn Bohnsack den intendierten Ausdruckssinn als die in kommunikativer Absicht und zudem gestalterisch vermittelte Sinnenebene beschreibt und auf *Ausdrucksstile* verweist, in denen sich das ausdrückt (BOHNSACK 2010b:67), dann erscheint die Grenzziehung zwischen einer Analyse von Kunstwerken und Gesprächstranskripten nicht mehr notwendig zu sein. Das entspricht letztlich auch Karl Mannheims Denken, der in seinen Ausführungen immer wieder auf kunsthistorische Untersuchungen verweist, die einen Zugang zum „Zeitgeist“ mittels künstlerischer Ausdrucksformen suchen (z. B. MANNHEIM 1921-22/1970:92-96; vgl. auch die Hinweise zur „kommunikativen Funktion“ literarischer Texte bei MARTÍNEZ und SCHEFFEL 2012:88).

6.3.2 Visuelle Methoden zur Auswertung in der Geographie?

Die Darstellungsansätze der Zeitgeographie beziehen sich ganz klar auf ein absolutes Raumverständnis, den Containerraum, das teilweise dem theoretisch-konzeptionellen Hintergrund geschuldet ist (s. Kap. 6.1). Im Falle der hier vorgestellten Raumzeitpfade handelt es sich nicht um einen Versuch zur Repräsentation eines absoluten Raumes, stattdessen dient dieser als Referenzpunkt (was möglich ist, da der absolute Raum in der Textsortenanalyse eine Rolle spielt). Was dagegen dargestellt wird, ist die Art und Weise, wie über zwei Themen, die die Geographie in nicht unerheblichem Maße beschäftigen, nämlich Wohnbiographie und Alltag, im absoluten Raum gesprochen wird. Zwar ist davon auszugehen, dass in längeren Gesprächen mehr Episoden erzählt werden, die einen etwas dichteren Pfad zu zeichnen ermöglichen. Allerdings finden sich in meinen Materialien Hinweise darauf, dass dies nicht unbedingt von Relevanz ist – in langen Gesprächen muss nicht mehr erzählt werden (vgl. den Pfad von Frank Essner, mit dem ein zweieinhalbstündiges Gespräch geführt wurde sowie den Pfad von Angelika Michler, deren Gespräch lediglich gut eine Stunde dauerte; im Anhang A.1).

Festzuhalten bleibt, dass es sich bei der ursprünglichen Konzeption von Raumzeitpfaden um analytische Darstellungen oder Veranschaulichungen von Ergebnissen handelt, die auf verschiedenen Wegen gewonnen werden – häufig mit Hilfe des Tagebuchs oder Protokolls. Hier dagegen handelt es sich um den Versuch zur visuellen Auswertung, die eine Reihe von Fragen aufwirft. So stellt sich z. B. die Frage nach der Rolle von mir als Forscherin, der es obliegt, visuelle Affinitäten zu erkennen und zu erläutern. Was sind Affinitäten und wie ordnet man die Fälle trennscharf Typen zu? Hier war das Problem nicht allzu relevant, da es sich um eine explorative Arbeit handelt, die mit der Identifikation von markanten Unterschieden bereits Ergebnisse erzielt hat. Will man aber daraus überprüfbare Hypothesen entwickeln, schließt sich hieran eine ganze Debatte zum Thema visuelles Wissen an, die auch schon bei Alfred Schütz anklingt, wenn er über das Gedankenbeispiel referiert, in dem er ein Objekt in der Ecke stehen sieht, und den Vorgang beschreibt, in dem zunächst die Frage im Raum steht, ob es sich dabei um eine Schlange oder ein Seil handelt (SCHÜTZ und LUCKMANN 2003:255ff). Mit diesem Beispiel wird deutlich, dass Schütz zunächst nicht zwischen einem visuellen und sprachlich-semantischem Wissen unterscheidet. Die Typisierungen, auf denen unser Wissensvorrat beruht, schließt das Erkennen sprachlicher Äußerungen ebenso ein wie das Erkennen visuell beobachteter Handlungen oder Objekte (vgl. Kap. 2.2.2). Auch Mannheim unterscheidet hier nicht *wesentlich*, denn Handlungsorientierungen bzw. der Zeitgeist o. ä. lassen sich ebenso in visuell er-

fassbaren Gesten und Handlungen (hier ist insbesondere sein Beispiel mit den Almosen instruktiv, vgl. S. 27) oder sprachlichen Äußerungen wiederfinden. Daher liegt es auch nahe, die dokumentarische Methode auf visuelle Materialien anzuwenden (s. BOHNSACK 2013).

Die letzten Jahre lässt sich ein „visual turn“ in den Sozialwissenschaften beobachten, der nicht zuletzt auch die Geographie erfasst hat (vgl. SCHLOTTMANN und MIGGELBRINK 2009:13). Während es sich dabei zuvorderst um eine Verschiebung der zu analysierenden Datengrundlagen handelt (hin zu Bildern und/oder Videos), kann die Geographie als immer schon eine „bildanwendende Disziplin“ (SCHLOTTMANN und MIGGELBRINK 2009:13, Hervorhebung im Original) verstanden werden, die stets schon darum bemüht war, ihre Erkenntnisse visuell darzustellen – aber auch Visuelles zur Grundlage von Interpretationen zu machen. Die Karte ist sicher das offensichtlichste Beispiel, der daher auch schon eine Reihe an kritischen Arbeiten zur Karten*produktion* zugekommen ist (vgl. SCHLOTTMANN und MIGGELBRINK 2009:14, WINTZER 2014:121ff). Dabei handelt es sich allerdings dann zumeist wieder um eine Perspektive, die das Produkt (die Karte) als ein quasi „manipuliertes“ Abbild der Realität dekonstruiert (vgl. McCORMACK 2012:716). Stattdessen könnte man noch einen Schritt weitergehen und Karten als Abstraktionen fassen, die auf visuellem Wege Wissen überhaupt erst schaffen – oder, wie McCormack mit Blick nicht nur auf Karten, sondern auch Diagramme und andere Formen visueller Abstraktionen formuliert: „abstraction might well be understood – critically – as a mode of withdrawal from the world. Equally, if we accept that the world is already withdrawn from us, then abstraction provides a way of drawing out elements of the world in ways that make them thinkable and sense-able“ (McCORMACK 2012:727). In diesem Sinne sind auch die hier vorgestellten Raumzeitpfade als analytisches Instrument zu begreifen, das Typen hervorbringt, die in Zusammenhang mit der Textsortenanalyse auf sprachliche Praktiken im Umgang mit unterschiedlichen lebensweltlichen Kontexten verweisen.²¹ „Sprachliche Praktik“ heißt dabei, ob und wie eine absolute Raumsemantik mit unterschiedlichen Zeitsemantiken, die in die Textformen der Erzählung und Beschreibung eingelassen sind, zusammengeführt werden, und damit kommunikatives Wissen vom individuellen Alltag bzw. der Wohnbiographie konstituieren, das dadurch mir als Untersuchende zugänglich wird. Wofür genau diese Typen dann letztlich stehen, soll nach der Diskussion der nachfolgenden, anders gelagerten Typisierung erörtert werden (vgl. Kap. 7.4.1).

²¹Eine andere Möglichkeit wäre es, die Anteile der einzelnen Textsorten an Gesprächen quantifizieren und anhand dessen eine Abstraktion vorzunehmen – aber dieses Vorgehen wäre methodologisch nicht „korrekter“, und das hier vorgestellte Vorgehen hat den Vorteil, eng verknüpft mit einer spezifischen Raumsemantik – dem absoluten Raum – zu sein.

Kapitel 7

Von Gesprächsinhalten zu kommunikativen Milieus: Ergebnisse der Auswertung nach der dokumentarischen Methode

Nachdem im vorherigen Kapitel ein Teilergebnis der Arbeit vorgestellt wurde, das zwar mit der Unterscheidung von Textsorten der dokumentarischen Methode Anleihen entnommen hat, möchte ich im Folgenden die Ergebnisse der Analyse vorstellen, die sich aus der Anwendung der dokumentarischen Methode ergeben haben, wie sie Arnd-Michael Nohl vorgeschlagen hat. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die soziogenetische und relationale Typisierung, wie sie die dokumentarische Methode als letzten Auswertungsschritt vorsieht (vgl. Kap. 5.3.2.3), hier nicht in der dort geschilderten Form vorgenommen wurde, um stattdessen die Ergebnisse der sinngenetischen Typisierung wieder auf die Raumbegriffe und damit auf die Fragestellung der Arbeit, wie nicht nur über Familie, sondern mittels raumsemantischer Einlassungen über Familie gesprochen wird, zurückzuführen.

7.1 Worüber wird gesprochen? Die kommunikative Sinnenebene

Die Ergebnisse des ersten Analyseschrittes, der formulierenden Interpretation, werden im Folgenden in zwei Schritten vorgestellt. Zunächst möchte ich kurz die in den Gesprächen aufgenommenen *Themen* nennen und teilweise ausführen (sofern es für die späteren Diskussionen relevant erscheint). Anschließend werde ich diejenigen Themen vertiefen, in denen Raum bzw. Räumlichkeit in Erscheinung tritt. Allgemein geht es dabei in diesem Kapitel um die Frage, welche thematische Kontexte überhaupt explizit ausgeführt und in welche inhaltlichen Zusammenhänge diese gebracht wurden.¹ Hier werden daher die kommunikative Sinnenebene und damit immanente Orientierungsschemata behandelt (s. Kap. 5.5), die noch nicht den Aspekt beinhalten, in welcher Form, bzw. wie und mit welchen sprachlichen, argumentativen Mitteln die Themen miteinander in Beziehung gesetzt werden.

¹Dieser erste Schritt erinnert dabei an die Vorgehensweise der Grounded Theory, in der ebenfalls zunächst offen kodiert wird, um sich anschließend nur mehr und sehr detailliert dem Nachvollziehen der Zusammenhänge zwischen den Codes zu widmen, was zu einer Schlüsselkategorie führen soll (vgl. PRZYBORSKI und WOHLRAB-SAHR 2014:211ff).

7.1.1 Von A wie Alltagsmobilität bis Z wie Zeitordnungen – Die Gesprächsinhalte

Zwar ist es bei der dokumentarischen Methode nicht explizit vorgesehen, dennoch habe ich nach Abschluss der thematischen Feingliederung (s. Kap. 5.3.2.1) die in den Gesprächen aufgekommenen Themen nochmals in einer Übersicht dargestellt. Dies hatte zum einen zum Ziel eine übersichtliche Grundlage zu schaffen, um anschließend die Zitate themenbezogen zusammenzustellen, die in der weiteren reflektierenden Auswertung miteinander verglichen wurden. Zum anderen bestand auch hier der Gedanke, „raumbezogene“ Aspekte ggf. einfacher identifizieren zu können. In der hier anschließenden Tabelle 7.1 sind die Themen und Unterthemen zunächst aufgeführt. Die differenzierte

Tabelle 7.1: Themen der Gespräche

Thema	Unterthemen/Teilaspekte
Familienkonstellation	Hintergründe, Entwicklungen, Trennung/Scheidung, Familienmitglieder allgemein
Arbeit/Ausbildung	Entwicklung, aktuelle Bedingungen; eigene, der Kinder, der Enkel; Schule/Hort/KiTa (Eingewöhnung)
Finanzen	Eigene und der Kinder; gemeinsames Haushalten
Wohnsituation	Eigene und die der Kinder; Entwicklung (Migration/Wohnbiographie); Multilokalität (Laube, Zweitwohnsitz, ...)
Alltag/Routinen/Rituale (was, wann)	Eigene und der Kinder/Enkelkinder; gemeinsame; Mobilität
Besuchsarrangement (wann, wo, wie oft) (Kopräsenz/Absenz)	Verabredungen/Zustandekommen, Spontaneität, Feiertage, Neue Medien, Betreuungsarrangement, Gatekeeper
Unternehmungen/Aktivitäten (Kopräsenz)	In eigener/anderer Wohnung, Ausflüge, Urlaub
Pädagogik	Essen/Ernährung, Geschenke, Spielzeug/Artefakte
Charakterisierungen	Kinder und Enkel, PartnerIn, selbst, andere Großeltern; Entwicklungen
Beziehungsqualitäten	Kinder/Enkel/Schwiegerkinder; andere Großeltern (Konkurrenz); Altersabhängigkeit
Großelternschaft	Generationenbeziehungen allgemein; Interpretation Rolle; vs. Beruf; Vergleich andere Großeltern; Generativität; soziale Großelternschaft, eigene Großeltern, Urgroßelternschaft
Bekannten-/Freundeskreis	Eigener, der Kinder/Enkelkinder; Ersatzenkel; Tiere
Gesellschaft	Familienpolitik, Familiengründung, Trennung/Scheidung, Familienideale
Lebenssituation	Allgemeine Beurteilung, Alter

Quelle: eigene Darstellung

Aufstellung der Themen hat sich aber auch im Laufe der ersten Auswertungsschritte ergeben: Während sich die Zitate mancher der Themen auch tatsächlich ähnlich genug waren, um dem unterschiedlichen *Wie* in der reflektierenden Interpretation nachgehen zu können (z. B. der gemeinsame Urlaub), zeigte sich zu Beginn der reflektierenden Interpretation, dass sich zunächst viele der Unterschiede auf eine spezifische *thematische* Einbettung des Themas zurückführen ließen und sich die Analyse daher noch auf der Ebene der Orientierungsschemata bewegte. Mit Blick auf die Fragestellung ergaben sich

allerdings dadurch ebenfalls nennenswerte Erkenntnisse bzw. Dimensionierungen der Themen. So zeigte sich beispielsweise an vielen Zitaten des Themas „Alltag, Routinen, Rituale“ (s. Tab. 7.1), dass – wenn sich Großeltern über das *Gelingen* des gemeinsamen Familienalltags äußern – diese Bewertung anhand dreier Kriterien vorgenommen wird: sowohl spontanes „Aushelfen“ soll möglich sein, aber auch eine Erwartbarkeit und Regelmäßigkeit gemeinsamer Begegnungen. Ebenfalls wird von den GesprächspartnerInnen der Aspekt genannt, dass sowohl die Großeltern selbst wie auch die Kinder ihre Berufstätigkeit mit der Familie „unter einen Hut bringen“ müssen. Und zuletzt stellt sich die Frage, wie mit Konflikten und Irritationen umgegangen wird – ob diese im Sinne aller ruhig gelöst werden können oder konfrontativ verlaufen. So bewegt sich die Frage nach der „Bewertung des Familienalltags“ bei all diesen Zitaten auf derselben sprachlichen Ebene bestimmter Textsorten (Bewertung und Argumentation); die unterschiedlichen Argumente wiederum, die herangezogen werden, sind als thematische Teilaspekte zu betrachten, die im Rahmen spezifischer Orientierungsschemata (vgl. S. 116) miteinander in Beziehung gesetzt werden (denen ich aber an dieser Stelle nicht weiter nachgegangen bin, da die Frage nach gelingendem Familienalltag aus Perspektive von Großeltern nicht im Fokus der Arbeit stand). Bei der Untersuchung des Orientierungsrahmens dagegen wäre von Interesse, auf welcher unterschiedlichen Art und Weise bspw. sowohl das „spontane Aushelfen“ wie auch die „Regelmäßigkeit“ in einen umfassenderen Sinnkontext eingebettet werden. Dass beide Aspekte von mehreren GesprächspartnerInnen genannt wurden, begründet alleine noch keinen gemeinsam geteilten Sinn.

7.1.2 Der Raum im großelterlichen Erzählen

Bevor nun die Suche nach dem „geteilten Sinn“ beginnt, möchte ich zuvor noch die immanenten „räumelnden“ Aspekte etwas vertiefen. Denn auf dieser Ebene scheint ein für alltägliche kommunikative Einlassungen offensichtlich sehr bedeutsames Raumkonzept auf: ein dualistisches, wie es in Kapitel 2.1.3 erörtert wurde.

7.1.2.1 Voraussetzungen von Großelternschaft – Raumstruktureller Kontext als Bedingung

Fast alle Gesprächspartner thematisieren die Frage (wenn auch manchmal indirekt), was gute bzw. engagierte Großelternschaft nicht nur ausmacht, sondern voraussetzt. Sie wenden sich damit in Form einer alltagsweltlichen genetischen Interpretation den Gründen ihres eigenen Tuns (bzw. des Tuns Anderer) zu (s. Kap. 5.5). Im Zuge dieser Auseinandersetzung nennen sie verschiedene Aspekte: zum einen das Alter – sowohl das eigene, das körperliche Grenzen setzen kann, aber auch das der Enkel (die ab einem bestimmten Alter z. B. lieber etwas mit ihren FreundInnen unternehmen). Das impliziert auch das Bewusstsein über Veränderungen von Arrangements, die sich im Zeitverlauf ergeben, aber auch die Frage, inwiefern Großeltern selbst noch berufstätig sind und damit in ihren Möglichkeiten zeitlich eingeschränkt sind. Zum zweiten werden Charakter und Neigung genannt – wiederum sowohl der Enkelkinder, die bestimmte Interessen haben, als auch Neigungen der Großeltern. Denn diese müssten ebenfalls einen Hang zu Großelternschaft aufweisen (thematisiert wird dabei auch das Maß an Selbstlosigkeit, der die meisten für sich selbst explizite Grenzen setzen). Zum dritten werden die Beziehung zur mittleren Generation, den Gatekeepern (vgl. Kap. 4.1.3.3) angesprochen, die ebenfalls funktionieren muss, möchte man gute Beziehungen zu den Enkelkindern unterhalten. Zudem umfasst der Aspekt der Gatekeeper auch die Frage, ob die Betreuung als instrumentelle Unterstützung *notwendig* ist (um beispielsweise dem eigenen Kind die Berufstätigkeit zu ermöglichen) – und

betrifft damit ebenfalls die mittlere Generation. Und viertens und zuletzt wird auch die Wohnkonstellation, also *räumliche Nähe* als Aspekt benannt, der Einfluss auf die Gestaltungsmöglichkeiten hat. Im Folgenden werden die vier Aspekte nochmals veranschaulicht.

Das Alter und die Veränderlichkeit sozialer Beziehungen – Das Alter als (im Zeitverlauf veränderliche) Voraussetzung von Großelternschaft wird in zweierlei Hinsicht von den GesprächspartnerInnen zur Sprache gebracht: zum einen wird das eigene Alter genannt. Ist man jünger, bedeutet das größere körperliche Agilität, was in Bezug zu gemeinsamen Aktivitäten wie Spielen am Boden, Toben o. ä. vorgebracht wird. Im höheren Alter erscheinen solche Aktivitäten zunehmend erschwert, aber auch die Dauer der Besuche wird zum Thema, da eine geringere „Ausdauer“ bei der Betreuung (insbesondere von Kleinkindern) vorhanden sei. Andererseits sind junge Großmütter oder -väter mitunter noch beruflich tätig, was wiederum zeitlichen Einschränkungen mit sich bringt. Auch hier wird die Dauer von Besuchen oder Betreuungsaktivitäten zum Thema, ebenso aber auch die geringere Spontaneität. So betont beispielsweise Nicole Walter, dass sie ihren Urlaub gerne ohne die Enkelkinder verbracht hat, solange sie noch berufstätig war:

Also, bis je, bis voriges Jahr bin ich ja noch arbeiten gegangen. Und da muss ich ehrlich sagen, also, den Jahresurlaub, den hab ich mir dann schon alleine gegönnt. Weil wir sie [die Enkelkinder, Anm. GM] ja auch in der Woche sehr viel habm. Ich weiß nisch, ich hab grade dieses Jahr viele Großeltern mit ihren Enkelkindern gesehn. Da sach ich zu meim Mann, also, ich sahe. Also entweder sind die, ruhiger als wir. Oder sie ham die Enkelkinder nich so oft. Ne. Des könnt ich mir denken.

Nicole Walter, 62 Jahre, Vorruhestand (GM5-6)

So zeichnet sich bei einigen GesprächspartnerInnen auch für die Phase Großelternschaft das Problem der Vereinbarkeit von Beruf und Familie ab, das häufig im Zusammenhang mit dem eigenen Alter angesprochen wird und als Problem für die gesamte Familie betrachtet werden kann:

Und dann, kommt mal der Anruf, hier, kannste nochmal abholen heut Abend. Klar, es is kein Problem. Aber, .. Ah. Es is nisch einfach für junge Mütter heutzutage zu arbeiten. (lacht) Des 's nicht einfach. Und wenn man dann ne Großmutter oder n Großvater hat, die dann, schon in dem Alter sind, sach isch ma, wenn ma spät angefangen, wenn, wenn man nich spät angefangen hat mit Kin, gehn die Großeltern ja noch arbeiten. Und, was macht man dann.

Nicole Walter, 62 Jahre, Vorruhestand (GM5-8)

Eine Debatte, die öffentlich breit diskutiert wird (die Vereinbarkeit von Familie und Beruf) wird hier also in den weiteren Familienkreis getragen und für den Kontext von Großelternschaft thematisiert, der hiervon nicht unberührt ist.

Aber nicht nur das Alter der Großeltern, sondern auch das der Enkelkinder ist nicht unerheblich, denn letztlich handelt es sich lediglich um eine Phase, in der die Enkelkinder betreut werden müssen und nicht alleine bleiben können. So bringt auch die Schule ein neues Zeitregime mit sich, auf das sich die gesamte Familie einstellen muss. Aber auch die Aktivitäten selbst sind altersabhängig – mit dem Enkelkind shoppen gehen (wovon bspw. Angelika Michler berichtet, GM3-2) ist erst ab einem bestimmten Alter möglich, ebenso wie im zunehmenden Alter die Beziehung mitunter weniger eng wird, da die Enkelkinder ihre Zeit lieber mit ihren „peers“ verbringen. So berichtet Stefan Meyer:

Wir geh'n mitn Kindern, wenichstens zweimal im Jahr, in so ne Schwimmhalle, in nen Ferjen Schwimmen. [...] Im Sommer. Aber dort, merke ich schon eins, . Vor zwei drei Jahr'n war das noch ganz, intressant, mit Oma und Opa. Aber jetzt sind kene gleichaltrichen da. Ja. Also, äh, es is n andrer Fokus von den fünfzehen und zwölfjährichn. Er, er will, mit, sein'n gleichaltrichn, im Freibad was erleb'n. Is zwar schön, wenn der Opa da ma n bissl. Aber, das is nich das, als wenn, und, is och schön, teilweise lädt ebn die Große dann, ihre Freundinn'n mit ein, dass die sich dann dort

treffn. Da sind wir abgemeldet für die Zeit. Aber, .. Es war dann herrlich, im Bad. Während dem, wenn wir alleine da sin, also spätestens nach drei Stund'n, naja, jetzt reichts. Ja, das is. Das, was ich am Anfang gesacht habe. Man muss auch akzeptiern, das, hat ke'n Sinn.

Stefan Meyer, 69 Jahre, pensionierter Vermessungsingenieur (GV2-16)

Ab einem bestimmten Alter der Kinder als Bezugsperson „abgemeldet“ zu sein, sei zwar keine erfreuliche Erfahrung, als Aspekt der kindlichen Entwicklung aber ein normaler Prozess, der Auswirkungen auf die Beziehungen zueinander hat, die Veränderungen unterliegen.

Neigung und persönliche Orientierung – Ein weiterer Aspekt betrifft wie bereits angesprochen die Frage nach der Neigung und persönlichen Orientierung – der Großeltern selbst, aber auch der Enkelkinder. So sind es mehrere GesprächspartnerInnen, die sich selbst im Verlauf des Gesprächs in Bezug auf ein Idealbild von Großelternschaft verorten, das auf die persönliche Orientierung Bezug nimmt – wie bspw. Jana Müller:

Ich sache mal, ich bin nicht die geborene Oma. Also ich liebe meine Enkelkinder, aber ich bin nich so, dass es für mich, nichts anderes gibt wie Oma zu sein. Also mir is meine Berufstätichkeit, is mir wischtisch, sehr wischtisch. Wobei ich sachen muss, s dass jetzt das-, selbstständigsein manchmal, äh, das schon n bissel schwierischer macht, weil ma da, ähm, mh, ja, da, da sin so zwei Seelen in einer Brust, also ich meine, isch, kann hier nisch einfach sachen, ich mach jetzt zu. [...] Und dann denk isch mal, . sin meine Enkelkinder auch nisch glücklich. A weil isch nichts finanziell irgendwie, mehr kann. Und B, weil isch misch dann och selbst nisch gut fühle und das tut ja och niemandm gut.

Jana Müller, 57 Jahre, selbstständig als Kosmetikerin tätig (GM9-1)

Frau Müller macht gleich zu Beginn dieses Gesprächs deutlich, was sie für „gute“ (oder zumindest typische) Großelternschaft hält: eine gewisse Selbstlosigkeit, die sie selbst aber betont nicht zu haben. Sie liebe zwar ihre Enkelkinder, aber auch ihre Berufstätigkeit sei ihr wichtig, und mit dieser muss Großelternschaft „ausbalanciert“ werden². Diese Selbstverortung tendiert zu einer eher außerfamilialen, zumindest aber doppelten Orientierung, was das persönliche Verhältnis zwischen Familie und Nicht-Familiärem angeht (vgl. Kap. 4.1.3.3). Die eigene Orientierung wird nicht als Selbstverständlichkeit behandelt, sondern in persönlichen Neigungen begründet, so das sich hierin ein Wissen um verschiedene Großelternstile ausdrückt, das daher auch auf alltäglicher Ebene von Relevanz ist (womit Frau Müller auch nicht alleine ist, vgl. auch Zitate GM3-12 und GM8-20).

Auch die Neigungen der Enkelkinder werden immer wieder angesprochen. Diese werden mit steigendem Alter überhaupt erst relevant:

Hmm. Könnten mir ja einfach ein bisschen von ihrer Enkelin was erzählen. Ja. Jaja die ... die is halt jetzt grad so in dem Alter zwölf, dreizehn ... wo se a bissl naja, bissl zickig. Sie geht halt gern shoppen. Und des mach i aber auch ganz gern. Da hat se Glück. So eine Oma hab i net ghabt. Das mach' mir dann zusammen gern.

Angelika Michler, 63 Jahre, pensionierte Buchhalterin (GM3-2)

So ergibt sich aus der beiderseitigen Freude am Shoppen eine Möglichkeit, die Zeit miteinander zu verbringen, die auch im späteren Alter der Enkelin eine Basis für gemeinsame Aktivitäten darstellt. Gleichzeitig wird auch deutlich, dass sich Aspekte wie die des Alters und der Neigung überschneiden können: Während Angelika Michler einen Teil der aktuellen Charakterzüge ihrer Enkelin auf das Alter schiebt (die Zickigkeit), gibt es wieder andere (die Freude am Shopping), die nicht unmittelbar

²Zu Großelternschaft als Balanceakt siehe im folgenden Kap. 7.2.2.

mit dem Alter in Verbindung gebracht werden und als etwas anderes kontextualisiert werden. Die Neigung zum Shopping ist nicht zwangsläufig altersbedingt, da sie selbst das auch gerne tut; ihre Enkelin hätte schließlich Glück gehabt, eine Großmutter wie sie erwünscht zu haben. Diese Aspekte werden aber aufeinander bezogen (als Bedingungen bzw. Voraussetzung von Beziehungsqualitäten).

Die mittlere Generation als Gatekeeper – Auch ein Wissen um die Funktion der mittleren Generation als Gatekeeper ist auf einer alltäglichen Ebene vorhanden und wird daher als Bedingung benannt. Die GesprächspartnerInnen thematisieren auf unterschiedliche Weise, welchen Einfluss die Beziehung zur mittleren Generation (zum eigenen oder Schwiegerkind) auf die Möglichkeiten der Gestaltung ihrer Großelternschaft hat. Hierzu das plakative Beispiel von Stefanie Engler, die sogar das Jugendamt eingeschaltet hat, um den Kontakt zum Enkelkind wieder herzustellen, den die (Ex-) Schwiegertochter derzeit nicht zulässt³:

Ja, und jetzt hab ich bin ich. Bis es soweit, ich hab ihr auch gesacht, ich sahe, Mädels, du weißt, dass ich, dass es jetzt das Gesetz is, dass die Großeltern auch 'n Umgangsrecht h'am. Und und ich sahe, ich möchte des auf keinen Fall soweit kommen lassen. Weil ich weiß, dass das äh die Kinder dann, ähäh, dass die Kinder dann, ähäh, so beeinflusst werden, oder, von dir. Des hab ich ihr auch gesacht. Äh, ich sahe. Des muss nich so weit, wir können uns doch menschlich, oder ganz einfach s, richtig gut, arrangieren. Und so. Ich sahe, wenn sie krank sind, ich komm auch mal runter. Und und und, nehm sie dir ab. Oder oder, irgendwie. Ich sach, ich bin da, wenn du mich brauchst. Na, des was der Vorteil is, ihre Eltern sind in der Nähe und, äh, können da, äh, sehr schnell reagiern. Ich mein, gut, ich hab nen weiteren Weg. Aber ich würde es machen. Ja. Nö. Jaja, is in Ordnung, is schön zu wissen. Aber, so ungefähr, und weg wars.

Stefanie Engler, 60 Jahre, arbeitslose Hotelfachangestellte (GM4-7)

Die Gatekeeper-Stellung der mittleren Generation wird in diesem Fall sehr deutlich: Solange die Beziehungen derart konflikthaft sind, ist der Kontakt zum Enkelkind nicht möglich. Auch wenn es bei anderen GesprächspartnerInnen nicht derart konfrontativ zugeht wie im Fall von Frau Engler, werden doch besonders die Schwiegerkinder (in den mir vorliegenden Fällen jeweils die Schwiegertöchter) als Gatekeeper erlebt, die nicht nur im Fall von Trennung oder Scheidung über einen zwanglosen Kontakt mit dem Enkelkind entscheiden. Dabei werden dann mitunter sogar finanzielle Motive für ein Interesse an bestehenden Beziehungen benannt und argumentativ in Stellung gebracht.⁴

Räumliche Nähe – Während die vorherigen drei Aspekte der Großelternschaft sich auf das soziale Miteinander, persönliche Eigenschaften sowie eine zeitliche Komponente bezieht, kommt mit dem vierten der Raum ins Spiel. Bereits im Beispiel von Stefanie Engler wird neben den Problemen mit der Schwiegertochter noch eine weitere Voraussetzung benannt: die räumliche Nähe, die auch von anderen GesprächspartnerInnen und in anderen Kontexten als Voraussetzung für die Gestaltung von Großelternschaft benannt wird, im Zuge der Reflexion über ihre *gegenwärtige*, alltägliche großelterliche Praxis⁵. Die räumliche Nähe der Wohnorte zueinander wird in verschiedenen Zusammenhängen zur Sprache gebracht. So formuliert Frau Müller bspw. verschiedene Formen des Füreinander-Daseins:

³Das Beispiel verweist auch bereits auf den nächsten Punkt, der räumlichen Nähe, der später in Kapitel 7.4.2 nochmals weiter vertieft wird.

⁴Dazu ein Zitat von Erika Nagy, in dem es um ihre großzügigen Geschenke geht: „Sonst hätten wir – ich bin, jetzt hier – hätten wir nicht diese gute Verbindung und alles.“ (GM2-20)

⁵Dass räumliche Strukturen dabei wiederum als sozial hervorgebracht thematisiert werden, werde ich in Kapitel 7.1.2.3 diskutieren.

Ich sache ma ebnt, äh, anders, anders da. Also. Ich, ich, ich weiß es nisch. Aber irgendwo, merkt ma des doch, also ich sach mal, es bedeutet ja nich immer, die totale Aufopferung und Liebe, denk isch. De, ääh, . Ich finde eigentlich viel wichtiger, in, also wenn, wenn ne ernsthafte Situation is, dann muss ma dafür da sein. Aber ich finds jetzt nich, wens um, um, mal Nachmittach n halbe Stunde spielen geht und ich dann sache, na, also da komm ich nisch extra rübergefahrn. Das find isch nisch so schlimm.

Jana Müller, 57 Jahre, selbstständig als Kosmetikerin tätig (GM9-18)

Sie betont, dass echte Notsituationen ihrer Hilfe bedürfen. Aber nur um für eine kurze Weile präsent zu sein, nimmt sie nicht jeden Aufwand auf sich – der sich hier aus der Distanz zum Wohnort der Enkelin ergibt. Eine solche Distanz verlangt für kurze Besuche nach einem besonderen Engagement, das sie nicht aufbringen möchte. Sie lebt eine knappe Stunde Autofahrt vom Enkelkind entfernt, was sie verschiedentlich thematisiert – Spontaneität ist dadurch nicht gegeben, der Raum stellt eine Hürde dar, die manche Formen des Besuchs verunmöglicht (z. B. spontan vorbei zufahren, auch auf die Gefahr hin, eine „Abfuhr“ zu erhalten, weil die Familie bereits andere Pläne hat). Gleichzeitig wird der zeitliche Aufwand zur Überbrückung der Distanz zur individuellen Bewertungsfrage (wie auch später noch zu zeigen sein wird, s. Kap. 7.4.2). Während Distanz in diesem Beispiel als Hindernis benannt wird, kann zu große räumliche Nähe und zu geringe Distanz wiederum als beziehungs-schädlich empfunden werden. Die Gültigkeit der Formel „Intimität auf Distanz“ (vgl. Kap. 4.1.1.3) bestätigen auch die Befragten:

Meine Eltern wohnten mit ihrn Eltern, mir warn, ich als Kind, meine Eltern, meine Großeltern wohnten in einem H-, in einer Wohnung. War ne große Wohnung. Und da gabs immer, Zoff, mit dem Papa. War nich so das Gelbe vom Ei. Dann warn wer froh, wenn wir ne neue Wohnung hattn. Bleibt da, wir gehn dann dort hin, dann sehn wir uns jedn Tag, oder jede Woche. Ss-, mitunter nich immer so einfach.

Georg Michalski, 63 Jahre, selbstständig als Vermessungsingenieur tätig (GV5-24)

Aus eigener Erfahrung weiß Herr Michalski, dass ein Zuviel an räumlicher Nähe (in dieser Schilderung durch das gemeinsame Wohnen in einem Haus) zu Konflikten führt, so dass eine gewisse – räumliche – Unabhängigkeit der beiden älteren Generationen voneinander eine Voraussetzung für konfliktfreie Beziehungen darstellt. Auch Nicole Walter betrachtet ein zu enges räumliches Miteinander eher skeptisch, und spricht hier ebenfalls aus eigener, aktueller Erfahrung:

Ja, sie wohnt auch, sie wohn, sie wohnen jetzt alle hier. Mittlerweile. Hab ich auch n bisschen Probleme, weil, .. Ich sach jetzt mal, also ich bin, also für alle muss isch ja auch da sein (lacht). Des is jetzt, äh, vielleicht jetzt auch für Sie, dass Großmutter dann och, man kann nicht nein sagen, und man sacht auch nich nein. Und man macht des alles. Aber, . Es is n bisschen problematisch.

Nicole Walter, 62 Jahre, Vorruhestand (GM5-1)

Die räumliche Nähe der Töchter mit ihren Enkelkindern – auch wenn sie nicht in unmittelbarem Zusammenleben besteht – führt für Nicole Walter dazu, dass sie die „Anwesenheitsverfügbarkeit“ (vgl. GIDDENS 1984:122f sowie Kap. 7.4.2), die aufgrund der räumlichen Nähe im gleichen Stadtteil zu spüren bekommt. Die Nähe bringt sofort eine gewisse Erwartungshaltung mit sich, da der zeitliche Aufwand als Grund wegfällt, aus dem keine Unterstützung geleistet werden könnte. Zumindest argumentativ muss Nicole Walter ihr Bedürfnis, auch genug Zeit für sich selbst zu haben, auf andere Weise zur Geltung bringen – was ihr offensichtlich nicht leicht fällt, da sie ungern nein sage. So hat das räumliche Arrangement (dessen Zustandekommen hier nicht thematisiert wird) unmittelbar Auswirkungen auf das soziale Miteinander, bzw. wird als Auswirkung thematisiert.

Räumlichkeit kommt in diesem Kontext in einer spezifischen zeitlichen Dimension zur Sprache: Entscheidungen für Umzüge werden langfristig getroffen und daher stellen Wohnstandorte für einen

bestimmten Zeithorizont eine materielle *Voraussetzung* für die Gestaltung des alltäglichen Miteinander dar, die an dieser Stelle nicht weiter hinterfragt wird. Somit handelt es sich hier im Schützensinn um Äußerungen, die sich auf den lebensweltlichen Zeithorizont der *aktuellen Reichweite* (s. Kap. 2.2.2.2) beziehen. Dass die Wohnstandorte und damit die raumstrukturellen Voraussetzungen wiederum als Ergebnis von Entscheidungen und sozialen Aushandlungsprozessen thematisiert werden können, werde ich in Kapitel 7.1.2.3 zeigen und deutlich machen, dass Raum in einer so verstandenen Dualität nicht unabhängig von Zeitordnungen thematisiert wird. Die in diesem Abschnitt weiteren Aspekte des Charakter und Neigung dagegen erscheinen als weitaus stabilere Voraussetzungen, während das Alter die Veränderlichkeit selbst zur Sprache bringt (und sich damit auch die „Weltzeit“ bezieht, s. Kap. 2.2.2.2). Das Räumliche wird als ein Aspekt neben vielen dargestellt, der selbst eine spezifische (implizite) Zeitlichkeit aufweist. Der Zusammenhang mit der Zeit macht sich aber auch an einem weiteren Aspekt fest.

7.1.2.2 Die Übersetzbarkeit von Raum in Zeit – Der absolute Raum in semantischen Spielarten

Bei den eben ausgeführten „räumlichen“ Voraussetzungen von Großelternschaft handelt es sich zuvorderst um das semantische Umfeld des absoluten Raumbegriff, auf den mit Begriffen wie Distanz, Nähe oder Ähnlichem rekuriert wird. Auch wenn es um die Frage der Überwindung der Distanzen, also um Mobilität zur Herstellung von Kopräsenz geht, handelt es sich wieder um den selben Raumbegriff, der in zwei semantischen Varianten in Erscheinung tritt. Einmal wird die Mobilität in den Kontext eines räumlichen Hindernisses gestellt, das sich konkret-materiell äußert (durch notwendige finanzielle Mittel, die dafür notwendige Zeit zur Überwindung der Distanz sowie durch die notwendige Bewegung des Körpers, die problematisch sein kann, wenn es z.B. aufgrund von Wetterumständen gefährlich wird, hier wird Mobilität gar zum materiell-existentiellen Unterfangen). Zum anderen wird Mobilität als zeitliches Hindernis thematisiert, was ich als abstrakt-materiellen Aspekt bezeichnen würde, da hier lediglich auf vorhandene Zeitressourcen Bezug genommen wird, sowie auf die Frage nach Prioritätensetzungen und Aushandlungsprozesse. Der Unterschied zur ersten, *räumlichen* Thematisierung liegt darin, dass hier die zeitliche Choreographie selbst im Mittelpunkt der Auseinandersetzung steht, und der zeitliche Aufwand für die Überwindung der räumlichen Distanz *mit kalkuliert* werden muss. Der Unterschied lässt sich auch anders formulieren: Im ersten Fall geht es um die Feststellung, dass Distanzen ein Hindernis in bestimmter Hinsicht darstellen – finanziell, zeitlich, körperlich⁶ –, während im zweiten Fall diese Aspekte selbst und die Aushandlungsprozesse thematisiert werden – so gesehen stellt der „Raum als Raum“ eine Zusammenfassung der verschiedenen Aspekte dar. Die Aufstellung selbst könnte daher im Grunde noch um den „Raum als Geld“ ergänzt werden, der allerdings in den hier geführten Gesprächen nur in einem Fall angesprochen wurde (bei Erika Nagy, s. Zitat GM2-14, das auch später nochmal differenziert betrachtet wird, s. auch Tab. 7.6).

Räumlich: Konkret-materiell – So wird also Raum zunächst als etwas körperlich zu überwindendes thematisiert und verhandelt. Dazu gehören Erörterungen zur Reduzierung von Distanzen (z. B. durch Umzüge, um kürzere Pendelwege zu haben), konkrete Gefahren, die von den Fahrten oder

⁶Vgl. „capability constraints“ nach Hägerstrand, s. Kap. 6.1.1.

der Mobilität selbst ausgehen (beispielsweise bei Autofahrten⁷), oder die Qualität verschiedener Verkehrsmittel. In diesen Fällen wird die Mobilität in ihrer unmittelbaren Körperlichkeit thematisiert. Hier ein Beispiel von Alexandra Hüttner, die über die Gründe für einen vergangenen Umzug ihres Sohnes spricht.

Und dann wollte sie [die Schwiegertochter] ein kleines Häusschen. Und dann is die Wohnung in Pullach verkauft worn, und, äh, und ham, äh, in Niederbayern, in Kleinkirchen, is irgendwo an der Autobahnausfahrt Kleinkirchen. In der Nähe, da is a, is kloans Nest danem, was kost, Ort ko ma ned song, da is a Schloss, und, da hams a ganz a oids Haus kaft [...] und da hams drin gwohnt. Und dann san die Kinder auf die Welt kimma, der Sebi und der Christian, und mei Sohn hat da schon in der Versicherung drin die Oabeit, ghobt. Oi Dog nach Ilmendorf fahrn, hob gsagt, des geht ned, da werste kaputt. [...] Und i hob gsagt, is ja schließlich mei Sohn, Bua, da werst a kaputt, wenn'd oi Dog dahin fahrn musst. 60 km. [...] Zwei kleine Kinda. Und obm koa Oabat. Ja, na, hat gsagt, dann kannst da eine baun, und da hob i dahoam no a Geid kriagt, weil, wei, mei Muada gstorm is, hams ma no a moi was gem müassn, so hob i eam no a moi was füas Haus gem. Und na hams da gwohnt, ab ... Wenn sans aufkimma, 93'ge. April. Sechs Joahr warns halt da unten, und da is hoit nimma umganga, da hättns so vui richtn bracha, ah, war ka Heizung drin, und zwei kloane Kinder, und kei Schui dortn, mitm Bus aufd Schui fahrn, und und, ah, war hoit, schlecht. Ja. Und Dachau is a bissel so a Ort, da wo ma scho vorwärts kemma kann. Ja. Und, aber des is a so, na hot a, jetzt fohrt a ind Stadt, 15 km foahrn mehra im Monat. Des is, normal. Ja, und da sans dagwen.
Alexandra Hüttner, 80 Jahre, pensionierte Hausfrau (GM1-5)

Frau Hüttner berichtet zunächst von der Migrationsgeschichte der Familie ihres Sohnes, und von den Kontexten, die dazu geführt haben. Anschließend erläutert sie, dass die Pendelsituation ihres Sohnes – neben der schlechten Arbeitsmarktsituation – ausschlaggebend dafür waren, dass die Familie wiederum umzog, diesmal wieder mit ihrer finanziellen Unterstützung und auf ihr Grundstück. Der vorherige Pendelalltag wird von ihr als untragbar gekennzeichnet. Obwohl sie keine Details erzählt, ist für sie die Erzählung „oi Dog [jeden Tag] nach Ilmendorf fahrn“ deutlich genug, um klar zu machen, dass man daran „kaputt“ gehe. Zwar kann man dies wiederum in zeitliche Umstände übersetzen (es bleibt weniger Zeit für Freizeit), das wird allerdings nicht so benannt, sondern nur die Distanz selbst. Alexandra Hüttner setzt das Ganze dann in Bezug zur bis heute andauernden Situation, die für ihren Sohn einen Pendelweg von maximal etwa 15 Kilometer nach München bedeutet, so dass sich ihrer Ansicht nach die Ausgangssituation für die Alltagsgestaltung enorm verbessert hat. Hier wird also das Thema „Weg zwischen Wohnort und Arbeit“ ausgeführt und in Bezug zur Wohnstandortwahl gesetzt. Das Ganze hatte zuletzt auch auf ihre Alltagsgestaltung Auswirkungen, da sie als Betreuungsperson gefragt war, als die Ehefrau ihres Sohnes wieder angefangen hat zu arbeiten. Von der Alltagsmobilität berichten andere Befragte eher in Bezug auf ihren Kontakt zu den Enkelkindern – das kommt in diesem Zitat nicht vor (nur indirekt, indem sie ihre Anwesenheitsverfügbarkeit und die Unterstützung ihres Sohnes durch Betreuung thematisiert).

Die Wohnarrangements selbst werden wiederum in diesem Fall als sozial ausgehandelt dargestellt – Alexandra Hüttner gibt ihrer Schwiegertochter die Mitschuld, überhaupt erst einen solch ungünstigen Standort forciert zu haben, und gibt an, ihrem Sohn damals zugeredet zu haben, doch lieber umzuziehen. Aber auch hier wird nochmals ganz deutlich (und erscheint auch als alltägliche Erkenntnis), dass Wohnstandorte etwas sind, die kurzfristig eine materielle Struktur darstellen, die manches ermöglicht, aber auch beschränkt, während die Herstellung der Situation selbst langfristig und sozial verhandelt ist.

⁷Hier berichtet Stefanie Engler davon, dass es Begebenheiten gab, als sie einen der ohnehin raren Besuche bei ihren Enkelkindern absagen musste, da zu viel Schnee fiel und sie die Autofahrt nicht riskieren wollte (GM4-5).

Zeitlich: Abstrakt-materiell – Die zeitlichen Aspekte nun werden zumeist zwar als etwas Materielles thematisiert, aber stets in einem „Verhandlungs“-Kontext aufgeführt. Zwar gibt es Taktgeber (wie die Vorgaben des Arbeitgebers oder Schulzeiten), mit der Entscheidung für eine Arbeitsstelle sind deren Zeitordnungen aber zunächst als Voraussetzung akzeptiert – auch hier also gibt es längerfristige Entscheidungen und Aushandlungsprozesse, während es kurzfristig auch zeitliche Strukturen gibt, denen man sich anzupassen hat. Die Choreographie innerhalb dieses Rahmens wiederum bringt die Aushandlung von Zeitpunkten und Dauern mit sich, in denen die Enkelkinder besucht bzw. betreut werden. In diesem Kontext kann letztlich auch die später noch auszuführende „Großelternschaft als Balanceakt“ betrachtet werden, in der es um das richtige Maß, ein Zuviel oder Zuwenig an gemeinsamen Zeiten geht. Im nachfolgenden Beispiel aber wird zunächst die Choreographie innerhalb eines gegebenen Rahmens thematisiert.

Manchmal ändert sich bei mei'm Mann [der in der Schweiz arbeitet] auch manchmal n bisschen was, wann er kommt, wie er kommt. Oder, wenn ich ihn frag. Das is eigentlich, das erste mal jetzt, nur, Vorrang hat, dass wir uns treffen. Und die Kinder, wissen auch, wenn was is, dann sind die eben auch untereinander. Schonmal. Oder kommen zueinander, oder wie auch immer. Ja.
Maria Barton, 58 Jahre, Altersteilzeit als Krankenschwester (GM6-3)

Maria Barton macht deutlich, dass aufgrund der Konstellation, in der ihr Mann teilweise über Wochen in der Schweiz ist, sie sich heraus nimmt, die Begegnungen mit ihrem Mann prioritär zu behandeln – ihre Töchter könnten sich auch anderweitig arrangieren und benötigen sie als Mutter nicht. Der zeitliche Aufwand, sich in der Schweiz beziehungsweise aus der Schweiz zu besuchen, wird implizit als Grund mitgeführt (und leuchtet auch mir als Außenstehende natürlich ein – ein Wissen, das wir teilen), aber wird nicht konkret angesprochen (indem bspw. die Länge der Zugfahrt genannt wird; die Annahme wird implizit mitgeführt, dass ich als ZuhörerIn schon wüsste, wie weit eine Fahrt in die Schweiz etwa dauert). Stattdessen spricht sie über den typischen Umgang ihrer Familie mit diesen zeitlichen Aspekten, über die familialen Choreographien. Ebenso spricht in dem das Kapitel 6.1 einleitenden Zitat Claudia Schmidt über räumliche *als zeitliche* Arrangements:

Also, ich hab ja kein Auto selber, weil mein Mann, der muss ja zur Arbeit fahren, ich erledige alles mit Bus und Bahn. Bis nach Marienbrunn is es halt sehr weit, und wenn ich dann von der Firma in Gohlis, mitm Bus erst nach Marienbrunn hätte fahrn müssen, wäre schon, umständlich gewesen. S' s für uns auch günstiger.
Claudia Schmidt, 53 Jahre, Vollzeit erwerbstätig als Steuerfachgehilfin (GM7-14)

Sie spricht hier zwar über ein räumliches Arrangement – die Distanz zwischen den Wohnstandorten und der Kindertagesstätte der Enkelin –, allerdings thematisiert sie die Distanz als zeitliches Hindernis⁸. Sie hat kein Auto zur Verfügung, da ihr Mann dieses für die Arbeit nutzt, daher ist sie auf den ÖPNV angewiesen, der größere zeitliche Umstände mit sich bringt. Auch hier wird wieder nicht die Distanz selbst, sondern diese als zeitlicher Aufwand angesprochen.

Konflikte zwischen Raum und Zeit – Sehr deutlich tritt die Unterscheidung zwischen Raum als Raum und Raum als Zeit im Grunde hervor, wenn diese in den Ausführungen miteinander in Konflikt geraten.

⁸Dass die Unterscheidung von Distanz als räumliches vs. Distanz als zeitliches Hindernis tatsächlich nur eine semantische ist, wird an diesem Beispiel besonders deutlich – logisch lässt sich die Trennung kaum aufrecht erhalten.

Wie laufen eigentlich die Verabredungen dann, machen Sie das alles schon über die nächsten Monate, mit der Tochter, oder ist das relativ spontan? Des ist relativ spontan. Also, im Sommer warn wir in Ingolstadt, da (?), wir komm'n Weihnacht'n mal vorbei, Tante besuchen und die Kinder. Und jetzt ist nicht so weit, ham wer geguckt, was ham wer noch an Terminen frei, wo s, immer ausgeplant. Aber ma ebn, der 4. is noch frei, da, dann nehm ma den. Dann ham wer angerufen, klappt das bei Euch? Ja, mir kommen. So schnell geht das manchmal. Ja, mh. ... Erstens sins einfach, Entfernungen, die man, ohne große Probleme bewältigen können mit den Kindern. Mh.. Höchstens die Autobahn is nich frei, aber wenn ich die 20 Jahre denke, die ich nach Ingolstadt, vier Stunden im Stau gestand'n, mit all'n, mit allen Kindern an Bord, also meine Töchter. Ham wa damals Spiele gespielt, Lieder gesungen, und irgendwas, damit die da ruhich bleib'n. Denn. Ja, die.. Die Kleine war sieben, und die Große war grade, so elf, das is ein Alter, wo se dann im Auto, es nich mehr aushaltn irgendwann, nh. (lacht) Ja, man kann ja nich aussteign auf der Autobahn. Ja, naja.
Georg Michalski, 63 Jahre, selbstständiger Vermessungsingenieur (GV5-9)

Georg Michalski erläutert hier die Ausgestaltung der Mobilität selbst, nämlich im Kontext des Autofahrens mit Kindern.⁹ Dabei wird notwendige Mobilität, die unter anderen Umständen selbstverständlicher wäre, zum zeitlichen Hindernis: die *Zeit in der Mobilität* muss gestaltet werden, um sie den Kindern möglichst kurzweilig erscheinen zu lassen (und um in der Folge die Nerven der Eltern und Großeltern zu schonen). Die Altersabhängigkeit der Umstände, in denen Mobilität überhaupt möglich wird und damit die zur Verfügung stehenden Verkehrsmittel werden hieran deutlich. Zu Beginn des Zitats spricht Georg Michalski auch die durch die gegenwärtige Wohnsituation notwendige Mobilität an, die er in Bezug auf die im Zitat angesprochene Tante für nicht so umfangreich einschätzt, als dass sie die Spontaneität einschränken würde. So wird auch hier Raum als zeitliches Hindernis (das in diesem Fall aufgrund der geringen Distanz nicht ins Gewicht fällt) behandelt, allerdings im Falle der langen Strecken durch das Alter der Kinder bedingt dazu wird, da die Kinder altersabhängig (und daher körperlich-materiell) noch keine solch langen Strecken bewältigen können.

Um diese Unterscheidung nochmals zusammenfassend zu erläutern: Während im Fall des *Raumes als Raum* um ein Verständnis der Räumlichkeit geht, das in etwa Torsten Hägerstrands *capability constraints* entspricht, korrespondiert eine Thematisierung von zeitlich-abstrakten Aspekten den *coupling constraints* (vgl. Kap. 6.1.1). Raum und Zeit können dabei jeweils ineinander übersetzt werden (vgl. auch Kap. 2.1.2), im ersten Fall steht der Raum semantisch im Mittelpunkt, während es im zweiten Fall die Zeit ist. Die kategoriale Trennung von zeitlicher und räumlicher Aufschichtung der Lebenswelt, die Schütz der alltagsweltlichen Haltung unterstellt, erscheint vor diesem Hintergrund differenzierungsbedürftig und macht deutlich, dass es sich bei der räumlichen Aufschichtung um den absoluten Raum handelt, der in engem Zusammenhang zum Zeitverständnis des *chronos* steht, der von Schütz als lediglich einer von mehreren Aspekten der zeitlichen Aufschichtung benannt wird (vgl. Kap. 2.2.2.2). Der enge semantische Zusammenhang, der sich auf der Phänomenebene zwischen diesen beiden Aspekten – dem cartesischen Raum und dem *chronos* – darstellt, wird hier bereits deutlich und findet sich auch auf der konjunktiven Ebene wieder, wie bei den Raumzeitpfaden zu sehen war (Kap. 6).

7.1.2.3 Raumzeitdualismen

Nun haben wir bereits gesehen, welche Rolle der absolute Raum auf der kommunikativen Sinnesebene spielt. Wie ich im Folgenden zeigen möchte, wird auf Räumliches in den Gesprächen auch in einem

⁹Es finden sich auch weitere Zitatstellen, bei denen die Mobilität selbst zur Sprache kommt, allerdings dort als Aktivität, die für sich steht (Mobilität um ihrer selbst willen). So erzählt bspw. Jana Müller vom Trambahnfahren als Erlebnis für Kinder (GM9-7). Hier dagegen geht es um Mobilität zur Überwindung von Distanzen.

dualistisch-relationalen Sinn rekuriert. Im vorhergehenden Kapitel wurde veranschaulicht, dass die räumliche Struktur (also Wohnortarrangements) nicht nur Bedingung der Alltagsgestaltung ist, sondern auf einer anderen zeitlichen Maßstabsebene auch als Produkt sozialer Prozesse betrachtet wird. Dabei handelt es sich also um einen kommunikativen Umgang mit der Räumlichkeit des Sozialen, der einer dualistischen Raumkonzeption entspricht, und der Raum sowohl als Medium und Produkt des Sozialen einerseits, und als strukturierende Bedingung des Handelns andererseits begreift (vgl. dazu auch S. 20 und S. 17). Während Löw ein dualistisches Raumkonzept als wissenschaftliche Herangehensweise an das Räumliche vertritt, zeigt sich hier, dass damit auch ein Raumverständnis bzw. ein alltägliches Raumwissen und alltägliches Kommunizieren über Räumlichkeit reproduziert wird (was Löw betont nicht zu tun, vgl. Löw 2013:112). Diese dualistische Form des Umgangs mit Räumlichkeit lässt sich nun an drei Kontexten bzw. Themen nachzeichnen: dem Thema Wohnen, Alltagsmobilität sowie der Frage nach den Voraussetzungen guter Großelternschaft. Letzterer Aspekt wurde ja bereits in seinen Ausprägungen vorgestellt und hatte ein zunächst „nicht-räumliches“ Thema zur Grundlage (Bedingungen von Großelternschaft). Im Folgenden geht es wie bei der Alltagsmobilität um ein explizit-vordergründig räumliches Thema: der Nutzung des Wohnraums. Die GesprächspartnerInnen haben oft ihre Wohnungen oder die Wohnungen ihrer Enkelkinder bzw. Kinder thematisiert. Oft ging es dabei um die Beschreibung der Möglichkeiten für bestimmte Aktivitäten, die mit den Enkelkindern unternommen werden können. In der Art und Weise der Thematisierung der Aktivitäten in den Wohnungen unterscheiden sich die Zitate: einmal wurden sie als Gestaltungs- bzw. zu gestaltende Räume, andererseits als Schauplätze sozialer Aushandlungsprozesse beschrieben. Die nachfolgenden Erörterungen vertiefen zunächst den Aspekt, welche Tätigkeiten mit den Enkelkindern in den Wohnungen unternommen werden; anschließend wird es um *Zugangsrechte* gehen, die auf Ebene der Wohnungen thematisiert werden.

Gestaltungsräume: die Wohnung als defizitäre Zelle oder ermöglichender Spielplatz – So wird zum einen die eigene Wohnung oder die der Enkelkinder als Möglichkeitsraum zur Sprache gebracht – als Angebot, bestimmte Dinge zu unternehmen. Zum anderen werden die Wohnungen wiederum als Unmöglichkeits- oder Defizitraum thematisiert – es werden die Grenzen der Räumlichkeiten angesprochen (welche Aktivitäten lassen sich dort nicht verwirklichen).¹⁰ Auf den ersten Blick könnte man auch hier den raumzeitlichen Dualismus vermuten: die Möglichkeiten verweisen auf den Raum als Medium des Sozialen, während das Thematisieren von Beschränkungen durch räumliche Gegebenheiten den Raum als „harte Struktur“ erscheinen lässt. Allerdings zeigt sich der Dualismus auf anderem Wege: Die Zitatstellen unterscheiden sich in beiden Varianten auf genau die dualistische Art und Weise: Zum einen werden die Defizite der Wohnungen erörtert (also deren gegenwärtiger Ausstattung und den sich daraus ergebenden Möglichkeiten und – dieser Aspekt steht dabei im Mittelpunkt – deren Unmöglichkeiten). Die Wohnung/der Raum tritt als materielle Bedingung in Erscheinung. Zum anderen werden aber auch die sozialen Hintergründe thematisiert, die zu diesen spezifischen (auch räumlichen) Arrangements geführt haben, wie im Folgenden ausgeführt wird.

Wenn die Wohnungen als **Möglichkeitsraum** thematisiert werden, werden Aktivitäten mit den Enkelkindern praktisch „verortet“, sie werden mit einem physischen Raum verknüpft, der die ma-

¹⁰Dass eine Thematisierung von Unmöglichkeiten die Möglichkeiten zumindest implizit mitführt (wie auch umgekehrt), sollte ohne weitere Erörterungen klar sein. Daher ergibt die nachfolgende Unterscheidung von Möglichkeits- und Unmöglichkeitsräumen nur deshalb Sinn, weil es in den entsprechenden Gesprächspassagen jeweils nur um einen von beiden Aspekten ging.

teriellen Grundlagen für ebendiese Tätigkeiten darstellt. Solche Textabschnitte erfolgen im Rahmen von Beschreibungen oder Erzählungen, die mit Textmarkern wie „wenn die Kinder da sind, machen wir immer [...]“ beginnen bzw. gerahmt sind. Zur Veranschaulichung ein Beispiel aus dem Gespräch von Erika Nagy, in dem sie über die Wohnungen in Kroatien spricht, in denen sie sich kürzlich wieder für einen Besuch der Enkelin aufgehalten haben.

Ich war auch - wir waren auch jetzt zwei Wochen - Ende Juni. Und äh wir mieten uns dann noch eine Wohnung dazu. Dass wir halt ein bisschen, mehr Platz haben. Äh, der Robert hat ja ein Stockwerk höher gewohnt. Wir ein Stock tiefer. Und dann haben sie bei uns gegessen. Und bei uns lief mh ganztägige Programm. Und wir gehen zusammen an Strand. Und es ist eine Anlage, wo lauter so Ferienwohnungen sind, wo die Kroaten selber nur für in Ferien dorthin gehen. Und sind mehrere Häuser – so große, was weiß ich, drei Stockwerke cirka. Und in der Mitte gibt's ein größere Schwimmbad, eine – äh, Swimming Pool, dann eine kleinere für Kinder und f- Spielplatz für Kinder. Und wir können immer rausgehen. Das Kind spielt. Sie hat dort, Freundinnen gehabt, andere kroatische Kindern. Und, sie fühlt sich recht wohl. Und auch die Ex-Frau geht in diese Wohnung jedes Jahr, nachher wenn wir weg sind. Also, sie geht, glaube ich, im August in Urlaub. Und in dieselbe Wohnung geht die Ex-Frau auch Urlaub machen, weil der Robert zahlt die Miete für ganz Jahr. Und die Ex-Frau geht auch öfters, was weiß ich, für eine Wochenende hin. Obwohl ihre Eltern auch eine Ferienwohnung haben, aber eine, eine kleine Stadt weiter – also, nebendran. Der Robert wollte nicht unbedingt in diesen Ortschaft, nebendran. Das ist ja zwei, drei Kilometer - ist Distanz zwischen diese zwei Ortschaften. Und ähm ... es ist sehr sehr – also, muss man über die Straße gehen und das Meer ist schon dort. Also, es ist sehr, angenehm, bequem.

Erika Nagy, 70 Jahre, pensionierte Kunstlehrerin (GM2-2)

Frau Nagy erzählt, dass sie kürzlich wieder in Kroatien war und schildert, wie dieser scheinbar typische Besuch abgelaufen. Während wiederum auch die „Verantwortlichkeit“ für die Situation dort benannt werden („wir mieten“, „der Robert wollte nicht...“) und damit auf das Wohnarrangement als Produkt von Entscheidungen verwiesen wird, wird die Wohnung an dieser Stelle als Möglichkeitsraum dargestellt: zum einen beschreibt sie, wie die Wohnung konkret benutzt wurde (und wird, da es ja typisch gewesen sei beim letzten Besuch). Andererseits beschreibt sie auch die Wohnung mit ihrer Nutzung durch die Schwiegertochter (allerdings keine konkreten Aktivitäten darin), sowie die Möglichkeiten, die sie bietet für Aktivitäten (hier durch den Spielplatz), die dazu führen, dass die Enkelin sich dort wohlfühle. (Auch andere Gesprächspartner zeichnen ähnliche Bilder von Wohnungen, die als physischer Raum Möglichkeiten bieten, die an Bedürfnissen orientiert sind.) Auffällig ist hier, dass bis auf die Erzählung vom Essen in der Großelternwohnung hier keine Erzählepisoden auftauchen, Frau Nagy beschreibt hier in erster Linie – eben den Möglichkeitsraum. Dieser Fokus auf *Beschreibungen* findet sich auch bei anderen GesprächspartnerInnen, und überrascht insofern, als es sich auch zumeist um *vordergründige*¹¹ Beschreibungen und *hintergründige* Erzählungen handelt (sie *erzählt* vom letzten Besuch). Es scheint, als wäre die Beschreibung einer Wohnung und der damit ermöglichten Aktivitäten in vielen Fällen der Gesprächspartner bereits Erörterungen genug – in der Tat liegt es ja auch nahe anzunehmen, dass mit der Beschreibung der Wohnung auch die dortigen Aktivitäten deutlich werden, und auf diese Weise sofort ein lebendiges Bild beim Zuhörer entstehen kann, ohne dass konkret erzählt werden muss, welchen Aktivitäten beim letzten Mal nachgegangen wurde. Um das eigene Leben dem Gegenüber verständlich zu machen, scheint eine solche Beschreibung manchmal ein wesentlicher, selbstgenügsamer Aspekt zu sein. Ähnlich erscheint das auch bei Richard Büchner.

¹¹Zu Vorder- und Hintergrundmodi von Textsorten vergleiche auch nochmals Kap. 5.3.2.2.

Aber das is nur einmal im Jahr. Also, ansonstn fahr isch hin, . Und dann, spiel isch mit den'n, da, wissen se schon, da ham wir, ham wer, so rischtischs Programm, was wer machen. Frühe, äh, holn die mich raus, äh, geh, gehn se so lange Zeichen, und und Klopfn, und Klingeln. Bis ich, bereit bin. Die ham nen großen Gartn. Mh, . Un da spieln ma, wenn schönes Wetter is. Dann ham wer schönen Sandkastn. So als alten Telegraphenstand [?]¹², aber, Vater gebaut, wunderbar. Mit schattichen Bäum'n, sind die, och im Winter, spieln die. Machn, in n Kindergartn gehn se och, in Torgau. .. Ja, was gibt's da, der große geht jetzt also, is jetzt in Chor oft gegangn. Kirschnchor, und, in der Torgauer Kirsche, also jetzt in der [?]. So lang in [?]. Find isch gut. Weil, singen is wischtisch. .. Gut für de Seele. ... Naja. Obwohl des, wir spieln ma n bisschen zusammn, dann müssn die, aber die ham alle ganz regelmäßische Zeitn, die Mutter is dann, .. Sehr streng. Was ich och gut finde. . N bisschen, dressiern. Mahlzeitn einhalten, und, also, solche Sachn.

Richard Büchner, 64 Jahre, arbeitslos (GV3-8)

Nachdem Herr Büchner beschrieben hat, was sie typischerweise unternehmen, wenn die Enkel in Leipzig sind (von der Wohnung bzw. den Innenräumen ist dabei keine Rede), schließt das Zitat mit der Anmerkung an, dass die Enkel aber nur etwa einmal im Jahr kommen, meist fährt er zu ihnen. Er beschreibt einen typischen Ablauf dort („ham wer, so rischtischs Programm, was wer machen“): nämlich zunächst wird er geweckt („Klopfn und Klingeln“), und bei schönem Wetter geht es in den Garten, den er etwas näher beschreibt. Anschließend erwähnt er, dass die Kinder auch in die Schule gehen und z. B. Tätigkeiten wie dem Chor nachgehen – was er begrüßt. Diese regelmäßigen Tätigkeiten, bei denen die Mutter sehr streng sei, führen dazu, dass sie eher kurz miteinander spielen. Die Strenge der Mutter, die sich u. a. auf regelmäßige Essenszeiten bezieht, begrüßt er ebenfalls. Hier beschreibt Richard Büchner die Wohnung der Enkel ebenfalls als Möglichkeitsraum. Der Garten wird v. a. genauer beschrieben, und welche Möglichkeiten zum Spielen er bietet (z. B. den Sandkasten; an anderer Stelle erzählt er von einem Baum, der mit Steighilfen zum Klettern ausgestattet ist, GV3-10). Diese Offerten und Bedingungen wiederum sind von seinem Schwiegersohn hergestellt. Er lobt ihn dafür. So wird der Garten gleichzeitig als einerseits soziales Produkt dargestellt, das andererseits für ihn selbst den aktuellen „materiellen“ Kontext (Bedingung) für das gemeinsame Spielen darstellt.

Während Richard Büchner zu Beginn des Zitats noch als Mitgestalter der gemeinsam verbrachten Zeit in Erscheinung tritt („ham wer, so rischtischs Programm“), kommt er über die Beschreibung des Gartens allgemeiner auf den dortigen (lokalen) Kontext zu sprechen, zu dem auch ein von der Mutter streng durchgesetztes Zeitregime gehört, das er respektiert und nicht in Frage stellt (das tun andere Gesprächspartner durchaus, und beschreiben stattdessen die Aushandlungsprozesse, in die sie mit den Eltern eintreten). Darin drückt sich eine Haltung aus, in der er sich als Gast verortet und offenbart hier eine Interpretation von Großelternschaft, die eher einem passiv-distanzierten, teilweise autoritär orientierten¹³ Großelternstil entspricht (vgl. Tab. 4.1).

Etwas anders gelagert sind die Zitate, in denen Wohnraum und Wohnumgebung als **defizitär** beschrieben werden, also darin thematisiert wird, was alles *nicht* dort unternommen werden kann bzw. welchen Beschränkungen man dort unterworfen ist. Auch hier zeigt sich wieder die Unterscheidung, ob diese Beschränkungen als gegeben bzw. gegenwärtige Voraussetzung hingenommen werden, oder die soziale Genese dieser Gegebenheiten skizziert werden.

¹²Das Gespräch fand unter schwierigen Umständen in einem Café statt, daher sind einige Stellen in der Audiodatei kaum verständlich.

¹³Darauf deutet nicht nur die wohlwollende Bemerkung zur mütterlichen Strenge hin, die mit dem Ausdruck „dressier'n“ kommentiert wird, sondern auch an anderer Stelle, die seine eigene Position deutlich macht - ihn als Großvater müssten die Kinder anders behandeln als die Eltern (GV3-9).

[Die Gesprächspartnerin berichtet von Problemen mit der Schwiegertochter.] Aber, nichts desto trotz, ich versuche immer mal, irgendwo, paar Stunden mit mein'n Enkelkindern zu verbring'n. Und hoffe nun, dass 's mir gelingt, dass ich mit meim Klein'n Enkel och ma, alleine auf'n Weihnachtsmarkt. Weil, es is zwar ganz hübsch wenn ich dort, wenn ich den abhole und dann, aber, aber wenn isch misch dann nur in, in der Wohnung aufhalten muss, das is mir immer, nich so schön. Würd ich sachn. Also isch bin jemand, der gerne ma, was. unternimmt. Und schlimmstenfalls muss ich ihn dann ne Stunde, irgendwo dursch die Gegend schleppen. Das is dann ebnt so, ich meine, noch geht das. Un, auf der andern Seite, mein, meine Große, die is dann, och schon, ach, wir ham dann och schon, mal, so ganz schön Marschn da hinlegen müssen, weil isch irgendwo, ins Theater wollte, und die falsche Adresse hatte (lacht).

Jana Müller, 57 Jahre, selbstständig als Kosmetikerin tätig (GM9-17)

Frau Müller berichtet ganz allgemein, dass sie sich darum bemüht, mit den Enkelkindern regelmäßig Zeit zu verbringen, und in Bezug auf ein konkretes Vorhaben (mit dem kleineren Enkel alleine auf den Weihnachtsmarkt zu gehen) betont sie, dass ihr das alleinige Zeit-Verbringen in der Wohnung nicht genügt. Sie nimmt lieber Unbequemlichkeiten in Kauf, als ständig mit den Enkeln nur daheim zu bleiben. Die Wohnung wird damit als etwas Beschränkendes erlebt, was sie allerdings im gleichen Zuge als etwas ausmacht, das ihrem Charakter geschuldet ist („also ich bin jemand...“). Dass die Defizitperspektive in einem alltäglichen Verständnis keinen Determinismus implizieren muss, macht zumindest in diesem Zitat Jana Müller deutlich, indem sie argumentiert, dass die Gründe für den *Umgang* mit materiellen Gegebenheiten bei sozialen Gegebenheiten zu suchen sind – in diesem Fall beim Faktor „Charakter“ oder „Neigung“. Auch Herr Reiser thematisiert zwar die Defizite seiner kleinen Wohnung, aber auch seinen Umgang damit:

Sach isch, erstens is bei mir gar ken Platz, wenn die alle bei mir anf, die warn schon ma bei mir, wenn die ma zum, Konzert aus is, i ho ken. Und die Kinder komm'n ja manschma zu mir, Opa. Kann isch komm'n. Der hat nischts voll, da müss'n Frühstück'n machen, dann komm'n die Frühstück'n hier drum und dran. Und dann, Gitarre von der Wand, dann geht das los hier. Und dann, hupsen. Dann sieh't hier aus wie ein Schlachtfeld (lacht), dann bin isch och froh, dass se wieder aus.

Michael Reiser, 69 Jahre, pensionierter Fahrer (GV4-8)

Herr Reiser, der in einer knapp 30 Quadratmeter großen Einzimmerwohnung lebt, spricht den mangelnden Platz bei sich zuhause an, was manches verunmöglicht, u. a. die Kinder übernachten zu lassen. Dennoch würden die Kinder ab und an zu ihm kommen – und sogar übernachten („obwohl die Größe der Wohnung dagegen spricht“, könnte man ergänzen). Hinterher sähe das wie ein Schlachtfeld aus, so dass er letztlich froh ist, wenn er wieder aufräumen kann – wobei er das eher amüsiert sieht. Dass er zunächst erzählt „die war'n schon ma bei mir“, deutet darauf hin, dass die geschilderte Szene eher selten vorkommt (z. B. wenn seine Tochter ausgeht), und er mangelnde Möglichkeiten hat in der kleinen Wohnung, diese aber dennoch nützt und das spontane Besuche der Kinder bei ihm (und damit die Aneignung der Wohnung) nicht ausschließt. Herr Reiser erzählt an verschiedenen Stellen von seinen beschränkten Möglichkeiten aufgrund finanzieller Engpässe, weiß sich aber als „findigen Fuchs“ darzustellen, der Wege findet, aus dieser Mangelsituation das Beste zu machen – er rückt die Möglichkeiten in den Blick, auch wenn der Mangel stets Ausgangspunkt für Erzählungen ist (wie im hier aufgeführten Beispiel).

Ein letztes Beispiel zu den Defiziten von Räumen, die sich in diesem Fall auf das Wohnumfeld und sogar das Wetter beziehen – bislang war von der Wohnung selbst die Rede. Das Umfeld charakterisiert die Wohnung aber ebenso wie die Ausstattung dieser selbst.

Oh, mit Serena machen wir immer sehr viel. Da gibt's einen ... – äh eine Art, äh, ich weiß gar nicht, äh wie das heißt, – Weil sind – wie viele Kilometer muss man da fahren? Zwanzig, dreißig. So eine Spielparadies. Da geh geht der Robert jedes mal hin. Da gehen sie halt in der Frühe – auch mein

zweiter Sohn war mit und seine Lebensgefährtin waren – sind sie zusammen gefahren. [...] Und dann, wie gesagt, am Strand jeden Tag, natürlich. Und dann im Swimming Pool. Dort ist halt schön und angenehm. Dort ist Schatten und ist auch Wasser. Und dann am Abend spazieren, Eis essen. Ja, was man halt dort machen kann. Essen gehen. Also, mehr kann man dort wirklich nicht viel unternehmen, weil es ist halt warm. Und, was anderes erleben, ist schwierig in der Hitze. [lacht] Und auch wenn's sie hier ist ähm.. ja, auch.. Da weil, ich weiß nicht, hier in Rosenheim Fest – eine Art Oktoberfest, aber viel, viel kleiner. Da waren wir mit ihr. Das macht ihr halt auch Spaß. Da war – ich hab – ich war mit ihr in München, zweimal in der Oper. [...] Und dann waren wir im Zirkus. Ja, und solche Sachen – für Kinder halt. [...] Und am Nachmittag haben wir sie abgeholt. Da sind wir zweimal, dreimal nach München gefahren, pro Woche. [...] Also, sie ist schon glücklich, wenn sie kommt hier auch in Rosenheim auch, in München, wenn sie kommt. Es wird immer geschaut das irgendein Programm gemacht wird. Also, nicht das naja jetzt in der Früh – von in der Früh bis am Abend zu Hause oder so. Sie zeichnet gerne. Und wir zeichnen viel zusammen. Und bastelt gerne. Dann, kauf ich halt so Sachen, etwas zum Basteln, etwas zum machen – Armbindetaschen, was halt die Mädchen in diese Alter, machen.

Erika Nagy, 70 Jahre, pensionierte Kunstlehrerin (GM2-5)

Hier taucht die Wohnung anders als bei den vorherigen Beispielen zunächst nur als Lagemerkmal auf – es geht überwiegend um die Frage, was von hier aus erreichbar ist.¹⁴ Dies ist ebenso wie die Wohnung selbst ein weiterer Aspekt materieller Voraussetzungen für gemeinsame Begegnungen. Die Wohnung selbst (im Sinne der Innenräume und deren Ausstattung) scheint hier nicht auf. Zwar werden Aktivitäten aufgezählt, diese aber nicht unmittelbar in der Wohnung verortet (wie das gemeinsame Zeichnen und Basteln, das aber eine Tätigkeit ist, die zwar nicht ausschließlich, aber typischerweise in Wohnungen unternommen werden. Ganz am Schluss des Zitats wiederum wird die Wohnung als defizitärer Raum angesprochen: „Es wird immer geschaut, dass irgendein Programm gemacht wird. Also, nicht das naja jetzt in der Früh – von der Früh bis am Abend *zu Hause* oder so“ (GM2-5, Hervorhebung GM). In der Wohnung alleine kann nicht alles unternommen werden, um Kindern ein adäquates Aufwachsen zu ermöglichen – hier schwingen viele pädagogische Ideale mit, die eben auch die Orte des Lernens und Spielens mit einschließen und bewerten¹⁵. Im gleichen Atemzug nennt sie das gemeinsame Zeichnen und Basteln, das zwar in diesem Ausschnitt nicht explizit verortet wird, aber eine typische Tätigkeit ist, die in der Wohnung unternommen wird. Interessant ist an dieser Stelle noch, dass im Falle des defizitären Raums (man solle nicht den ganzen Tag in Innenräumen verbringen) auf ein abstraktes Ideal verwiesen wird, während die konkrete Tätigkeit des Bastelns der Neigung der Enkelin geschuldet ist („sie zeichnet gerne“). Ebenfalls als individuelle Voraussetzung thematisiert sie ihr eigenes (beschränktes) Vermögen, mit Hitze umzugehen, was ebenfalls das Umfeld der Wohnung betrifft. In beiden Fällen – dem Erziehungsideal sowie der individuellen Neigung – geht es aber um *soziale Bedeutungen*.

Dualistische Gestaltungsräume oder: Mikroterritorialitätsprozesse als Narrativ – Wie bei Raumbegriffen, die dualistisch konzipiert sind (und sich dabei beispielsweise an Giddens Strukturations- theorie orientieren, wie u. a. Löws Raumbegriff, vgl. Löw und STURM 2005:4f), neigen die GesprächspartnerInnen also dazu, auf die Räumlichkeit des Sozialen in einer Art und Weise Bezug zu nehmen, in der materiell-physische „Begebenheiten“ wie Wohnortkonstellationen einerseits Entscheidungen

¹⁴Was an diesem Beispiel außerdem deutlich wird, dass Erzählungen in andere Textsorten eingebettet sein können: Der Abschnitt ist im Modus der Beschreibung verfasst – sie skizziert die typischen Besuche und beschreibt die Umgebung mit ihren Möglichkeiten zur Alltagsgestaltung. Gleichzeitig veranschaulicht sie diese eben gerade mit kurzen Erzählungen (die eher als Erwähnungen zu bezeichnen sind), wie in diesem kurzen Abschnitt: „Da weil, ich weiß nicht, hier in Rosenheim Fest – eine Art Oktoberfest, aber viel, viel kleiner. Da waren wir mit ihr. Das macht ihr halt auch Spaß“. Solcher Art sind auch die Erzählungen, die den (schwarz durchgezogenen) Raumzeitpfaden zugrunde liegen.

¹⁵Dazu gehört auch die Idee, dass „viel an der frischen Luft“ zu sein gut für die Kinder sei.

vorstrukturieren und sie als Bedingung in die Alltagsgestaltung einfließen. Andererseits werden genau diese Bedingungen wiederum als sozial hervorgebracht thematisiert und ihre Genese kommunikativ verhandelt. So werden häufig auch soziale Machtkonstellationen und damit konfrontative Momente skizziert, die in den Wohnungen ausgetragen werden – die Wohnung erscheint hier ganz deutlich als Medium sozialer Beziehungen. Hier verweisen Stichworte wie Kontrollraum, Wohnung als (Nicht-mehr)Familienort sowie Anwesenheitsverfügbarkeiten auf relevante Aspekte. Es werden Aushandlungsprozesse skizziert, die besonders in konfliktreichen Situationen deutlich machen, wie sehr es auch um *Zugänge* zu Räumen geht und damit letztlich um Territorialisierungsprozesse auf Ebene familialer Räume. So soll ein letztes eindrückliches Beispiel das nochmal verdeutlichen, in dem es um die Besuche des Ex-Mannes der Tochter der Gesprächspartnerin geht, der gelegentlich die Tochter besucht:

Wenn er [der Ex-Mann der Tochter, Anm. GM] herkommt, wo wohnt er dann? Er wohnt im Hotel. Also erst hat er bei ihr gewohnt, und, dann hat se immer gesagt, sie will das nich. Ich sach, dann musst du ihm des sagen. Ja, der hat kein Geld, und ja'ert immer drum (?), ich sache, aber wenn du nisch möschtest? Ich sache, dann kann er nisch bei dir schlafen. Und das hat sie jetzt das letzte Mal durchgesetzt. Ja, es is, wenn mas nisch möschte, ich meine, ja, pf. Wenn dann schon dieser Stress dann da is. Ja, genau, genau.

Nicole Walter, 62 Jahre, Vorruhestand (GM5-13)

In diesem Beispiel wird sehr deutlich, dass es bei den hier ausgeführten Aushandlungsprozessen um die Frage geht, wer mit welcher Legitimation welche Räume nutzen und beanspruchen darf. Damit handelt es sich um eine Narration, die – folgt man Werlens Unterscheidung verschiedener Handlungskontexte¹⁶ – normorientiertes Handeln zum Thema hat¹⁷. Oder in Werlens Worten: „Mit diesen normativ-präskriptiven Festlegungen sind *Territorialisierungen* gemeint, die Handlungserwartungen in einem bestimmten Kontext in der Art fixieren: ‚Hier darfst Du dieses tun, dort aber nicht.‘“ (WERLEN 2000:331) Wie im obigen Beispiel veranschaulicht geht es um die Abstimmung von Bedürfnissen (vgl. WERLEN 2000:324f), die mit Hilfe von Normen gerechtfertigt werden (WERLEN 2000:325).¹⁸ So finden die „alltäglichen Regionalisierungen“ (WERLEN 2000:336ff) im Kontext von Familie in der Schilderung der Durchsetzung von „no-go-Areas“ auch (und insbesondere) auf der Mikroebene der Wohnung ihren Niederschlag. Dabei muss es nicht so hoch konflikthaft zugehen wie in manchen Nachtrennungsfamilien – man muss sich nur Streits zwischen Eltern und ihren jugendlichen Kindern über Zugangsrechte zu Zimmern vor Augen halten. Wie das obige Beispiel allerdings auch verdeutlicht, handelt es sich um eine Begebenheit, die von der Mutter nacherzählt bzw. interpretiert wird. Während sich die Gesprächspartnerin im weiteren Verlauf des Gesprächs den Implikationen der Entscheidung der Tochter widmet (und damit wieder die strukturierende Wirkung von räumlichen Konstellationen im Blick hat), erörtert sie an dieser Stelle die Hintergründe und Genese des aktuellen Arrangements und verhandelt es hier normorientiert.

¹⁶Werlen unterscheidet zwischen zweckrationalen, normorientierten und kommunikativ-verständigungsorientierten Handlungskontexten, die je unterschiedliche Raumbezüge aufweisen (WERLEN 2000:328ff).

¹⁷Und nicht normorientiertes Handeln ausmacht – hier liegt der Unterschied zu meiner sprachpraktischen Perspektive.

¹⁸Hier verweist Werlen auf Goffmann, der sich ebenfalls dem Aspekt alltäglicher Regionalisierungen im Alltag beschäftigt hat (WERLEN 2000:331; vgl. hierzu auch Giddens, an dessen Strukturierungstheorie sich Werlen für die handlungstheoretische Ausarbeitung orientiert hat, 1984:XXV/64ff).

7.1.3 Der kommunikativ-semantische Raum des großelterlichen Familienlebens

Die hier aufgeführten Themen und Aspekte sind ein Konglomerat aus dem, was mich im Verlauf des Gesprächs interessiert hat (weswegen ich z. B. bestimmte Fragen gestellt habe), und dem, worüber sich gut sprechen lässt – oder woran den Großeltern gelegen war zu sprechen. Dabei greifen sie auf ein Wissen über Familie und Großelternschaft zurück, das im Berger/Luckmannschen Sinn subjektiv in Erfahrung gebracht wurde wie auch sozial vermittelt ist (vgl. BERGER und LUCKMANN 1966). Während in Kapitel 7.1.1 das thematische Spektrum abgesteckt wurde, das den thematischen Wissensbestand in den von mir geführten Gesprächen zum Ausdruck brachte, zeigten die Ausführungen zum Raumzeitdualismus, mit welchem räumlichen Wissen¹⁹ manche Aspekte (wie die Wohnarrangements) wiederum in Zusammenhang gebracht werden. Dabei handelte es sich um alltägliche *Weil*-Erklärungen, von Gründen für das Handeln (das eigene oder das anderer). „Weil es in der eigenen Wohnung viele/wenige Möglichkeiten gibt“, „weil die Schwiegertochter es so schwierig macht“, „weil das Enkelkind so weit weg lebt“, „weil die Fahrt so viel Zeit benötigt“ wären äquivalente Übersetzungen der Erläuterungen der GesprächspartnerInnen. Diese leisten dabei das, was die soziogenetische Erklärung in einem wissenschaftlichen Kontext tut – Erklärungen über die Zusammenhänge sozialer Sachverhalte zu liefern – auf einer alltäglichen, nicht-wissenschaftlichen Ebene, in Form von Alltagstheorien (vgl. BOHNSACK 2010b:58/67). Dass dabei Raum in einem solchen Kontext in einem dualistisch-relationalen Verständnis in Erscheinung tritt, verdeutlicht meines Erachtens, dass es sich bei dualistischen Raumkonzepten um eine sehr alltagsnahe Interpretation der Frage handelt, was die Räumlichkeit des Sozialen ausmacht und verweist auf einen gesellschaftlichen Wissensbestand, der auf einer semantischen Ebene *Räumlichkeit und ihr Verhältnis zum Sozialen* zum Thema hat. Diesem Aspekt würde sich lohnen vertieft nachzugehen – beispielsweise durch eine detailliertere Untersuchung der Frage, inwiefern auf kommunikativ-immanenter Ebene (der Ebene der Orientierungsschemata, s. Kap. 5.5) verschiedene Raumbegriffe mit unterschiedlichen Wissensbeständen in Verbindung gebracht werden. Dazu wäre ein kodierender, z.B. Grounded-Theory-Ansatz hilfreich²⁰, der hier allerdings nicht vorgenommen wurde, da – der dokumentarischen Methode und einem explorativen Ansatz folgend – noch eine andere Sinnebene als die explizit-immanente erfasst wurde. Die hier vorgestellten Zwischenergebnisse vermitteln allerdings einen ersten Eindruck von der immanenten Sinnebene und bilden gleichzeitig die Grundlage für die nachfolgenden Darstellungen.

7.2 Wie wird kommuniziert? Die konjunktive Sinnebene

Während es im vorherigen Kapitel darum ging aufzuzeigen, welche thematischen Kontexte im Verlauf der Gespräche zur Sprache kamen und damit dem *Was* gewidmet war, das innerhalb des Sinnhorizontes der GesprächspartnerInnen verblieb, sind die folgenden Erörterungen dem *Wie* gewidmet. Wie wurde über Familienalltag gesprochen, und auf welches implizite Wissen, welche Orientierung lässt diese sprachliche Praxis schließen? Zunächst geht es daher um die Ergebnisse der reflektierenden Interpretation, wie sie in der dokumentarischen Methode vorgesehen ist und wiederum auf eine sprachliche Praxis im Umgang mit spätmodernen (Familien-)Narrativen verweist.

¹⁹Hier das eines dualistischen Zusammenhangs von Sozialem und Räumlich-/Materiellem.

²⁰Und eine vollständige Transkription der Gespräche nötig – die Auswahl hier zielte aber auf die Rekonstruktion von Orientierungsrahmen auf der konjunktiven Sinnebene ab, die auch ohne vollständige Transkripte möglich ist.

7.2.1 Das spätmoderne Familienleben aus zwei Perspektiven

Eine sinngenetische Typisierung steht nun im Folgenden im Vordergrund. Während zunächst im Zuge der Annäherung an die sinngenetische Typisierung zunächst innerhalb der identifizierten Themen (vgl. Kap. 5.3.2.1) Textpassagen verglichen und „typische“ Muster der Bearbeitung eben jenes Themas herausgearbeitet wurden, erfolgte im nächsten Schritt eine themenübergreifende Zusammenführung und Abstraktion.

Die im Folgenden zu skizzierende Typik kristallisiert sich an einer Vielzahl an Zitaten über gänzlich verschiedene Themen heraus, und im Mittelpunkt steht die Unterscheidung zwischen einer stärker institutionalisierten (formalisierten oder selbstverständlichen) sowie einer offeneren, bedürfnisorientierten und ausgehandelten Darstellung von Handlungsmotivationen. So handelt es sich um Ausführungen zu unterschiedlichen thematischen Kontexten, denen explizit-argumentativ oder implizit auf zwei unterschiedliche Arten kommunikativ „Sinn verliehen“ wird. Das bedeutet, die GesprächspartnerInnen wenden sich auf der alltagstheoretischen Ebene auf zwei Weisen den Um-zu-Motiven (s. Kap. 5.5) ihres eigenen Handelns oder dem Anderer zu. Die offenerer Logik entspricht dabei auf den ersten Blick einer stärker reflexiven, das Sowohl-als-Auch der Zweiten Moderne anerkennenden Sinngeneisungspraxis, die formale Logik dagegen einer Entweder-oder-Logik, die für die Erste Moderne konstitutiv ist. Während für die stärker formalisierten Typen Argumentationen mit Blick auf unhinterfragte Selbstverständlichkeiten, Verlässlichkeiten und Rituale typisch sind, sind es bei den weniger Formalisierten die Bedürfnisse, und Wünsche, die Qualität von Beziehungen, Emotionen und gemeinsame Aushandlungsprozesse, die kommunikativ verhandelt werden. Interessant ist zudem eine spezifische Zeitlichkeit, die im Fall der offeneren Typen bedeutet, dass „im Moment“ oder „Ereignis“ – situativ – argumentiert wird, während im stärker formalisierten Fall eher Rhythmen, Dauern und Verlässlichkeiten eine Rolle spielen (das wird im Folgenden weiter veranschaulicht). Zeitliche Aspekte werden ebenfalls thematisiert, wenn es um Beziehungsverläufe geht: Die Beziehung verändert sich zu den Enkelkindern, und in vielen Fällen von einer eher pflichtorientierten („Betreuung“) zu einer bedürfnisorientierten („Freizeit“) – zumindest wird das auf diese Weise reflektiert und geäußert. Die Typik findet sich außerdem im Institutionalierungsgrad von Feiertagen wieder – der Unterschied ist dann beim formalen Typ, dass Feiertage per se „Familiertage“ sind, während sie für den offeneren Typen lediglich einer von vielen Anlässen für Besuche sind. Bedürfnisse spielen auch für den stärker formalisierten Typ durchaus eine Rolle, nämlich dann, wenn Konventionen mit den eigenen Bedürfnissen abgeglichen werden und im Fall von Konflikten das Nicht-Befolgen der Konvention nach einer Erklärung verlangt – einer solchen Rechtfertigung bedarf der offenerer Typ nicht. Auch werden Rechten und Pflichten beim formalen Typen weitaus stärker thematisiert – wenn z. B. der funktionale Aspekt der „Betreuung“ über den der Freizeit und der Freude am gemeinsamen Miteinander überwiegt (was nicht bedeutet, dass es sich nicht auch um eine freudvolle Angelegenheit für die formalen Typen handelt). Im Folgenden sollen diese Sinngeneisungslogiken nun systematisch veranschaulicht werden.

7.2.1.1 Formale Logik – Modern und traditionell orientiert?

Zum Einstieg eignet sich das Thema „Geschenke“ sehr gut – ein Thema, das in den Gesprächen überraschend viel Raum eingenommen hat (und von mir in keiner Weise antizipiert wurde, als relevantes

Thema war es mir nicht präsent²¹). Als ein „totales soziales Phänomen“ (Mauss 1968; vgl. Kap. 2.2.2.6) ist es allerdings letztlich nicht überraschend, dass es auch im Kontext von Großelternschaft in Erscheinung tritt. In jedem Fall gab es kaum eine/n GesprächspartnerIn, die oder der nicht über das Schenken sprach.

Und wissen Sie, dann wiederholt sich, was, wenn n Kind erstmal, alleine is. Vergöttert, späte Mutter, schlechtes Gewissen, wird überhäuft von allen (nachdrücklich) Seiten. Ja. Ähm, also ich habe, . als ich merkte, worauf das hin-, ha, ich, ich kaufe ganz wenig Spielsachen. Äh, ich kauf Klamotten für die Kinder, weil ich sahe, die ham so viel, und das muss nich, usw. Ne Kleinigkeit kriegen sie schon, über die sie sich freun. Aber ich habe, eingeführt, und das machen jetzt och alle meine Freundinnen (lacht). Kinder kriegen zum Geburtstach ein Zeitungsabo. Und, das können se sich aussuchen, und, damit se ans Lesen, un' sin, damit sich alleine beschäftigen können, und. Da gibt's wirklich tolle Sachen. Ja. Also, der älteste, der hat die Biker-Zeitung, weil er Fahrrad fährt. Die Marren hat jetzt die Zeitung BravoGirl, is ja des Alter. Äh, gesacht, will se nich, weil se sich aufs Abitur konzentriern muss.

Michaela Riemerschmidt, 71 Jahre, pensionierte Kindergärtnerin (GM8-5)

In Bezug darauf, dass eines ihrer Enkelkinder als Einzelkind ihrer Ansicht nach zu sehr verwöhnt wird, erläutert Michaela Riemerschmidt (deren Zitate darauf schließen lassen, dass sie insgesamt sehr stark einer formalen Logik verhaftet ist) ihre pädagogische Maßnahme, nämlich weniger Spielzeug zu verschenken und stattdessen – ganz funktional – Kleidung zu verschenken. Um eine reine Freude zu machen, kauft sie dann eher Kleinigkeiten. Quasi als Beleg ihrer pädagogischen Absichten erzählt sie im Anschluss von einer besonderen Geschenkidee, auf die sie auch sehr stolz ist (was sich unter anderem darin äußert, dass sie betont, dass Freundinnen das inzwischen nachmachen), nämlich das Verschenken von Zeitschriften-Abos. Dieser Abschnitt wirkt sehr durchdacht und rational, so dass der Genussaspekt des Schenkens (eine Freude zu machen) hier in den Hintergrund rückt (auch wenn implizit immer wieder deutlich wird, dass er auch bei Frau Riemerschmidt vorhanden ist). Im Vordergrund stehen Fragen der pädagogischen Wertigkeit von Geschenken, die im Anschluss an eine Beschreibung des Enkelkinds erfolgen. Der Abschnitt bewegt sich überwiegend im Argumentationsmodus, in dessen Mittelpunkt pädagogische Aspekte stehen. Auch andere Gesprächspartner problematisieren das Schenken, stellen aber z. B. die Geschenk wünsche selbst in Frage (z. B. wenn Michael Reiser danach fragt, ob ein Achtjähriger tatsächlich schon ein Mobiltelefon benötigt, Zitat GV4-22), oder erörtern aus Erzählungen heraus alltägliche Sorgen mit den Geschenken, z. B. im Falle nur begrenzt vorhandener finanzieller Ressourcen, um die Wünsche zu erfüllen. In dieser formalen Logik ruft das Schenken eine Erörterung hervor, die die ethische Bedeutsamkeit (Stichwort „Konsumverzicht“) und moralische Eignung („persönliche Weiterentwicklung“) in den Mittelpunkt rückt. Das impliziert die Annahme, dass es ein „richtiges“ Schenken gibt, so dass dieses Thema auf rationalisierende Art und Weise bearbeitet wird.

Eine solche an abstrakten Werten orientierte und im Glauben an das „Richtige“ verhaftete Logik findet sich nicht nur beim Thema Geschenke, sondern auch, wenn es ganz allgemein um „Familienzusammenkünfte“ geht, wie anhand eines Beispiels aus dem Gespräch mit Georg Michalski gezeigt werden kann.

²¹ Auch die familiensoziologische Literatur ließ die große Bedeutung nicht erwarten. Zwar gibt es sehr viele Untersuchungen zur Praxis des Vererbens (s. z. B. LETTKE 2007, BRANDT ET AL. 2009 oder SZYDLIK 2011), zum Schenken im Kontext von Familie deutlich weniger, zumal wenn es nicht nur um Geldgeschenke geht. Das Schenken selbst findet allerdings durchaus in einzelnen Arbeiten Beachtung, so z. B. bei SCHMIED 2014, der sich mit Geschenken als Kommunikationsmedien beschäftigt und teilweise auch den Blick auf innerfamiliales Schenken lenkt (z. B. SCHMIED 2014:108).

[Erzählt von den Eltern seines Schwiegersohnes.] Abgesehen davon sind sie geschieden. Etwas verwickelt, die Sache, aber. Ja, Kontakt ist da. Also, ich hab zu allen Leuten Kontakt. (lacht). Ja, das muss einfach so sein. Wenn die Mutter Geburtstag feiert, dann, lädt die Oma natürlich auch die [Enkelin] ein, und da sind wir auch mit dabei, (?), und, der nächste Kreis immer. Und sie fährt auch mit zum Familientreffen, wenn unsere Familie sich trifft.

Georg Michalski, 63 Jahre, selbstständiger Chemiker (GV5-6)

Auch in verwickelten Familiensituationen gelingt es Herrn Michalski, den Kontakt zu Familienmitgliedern zu halten. „Also, ich hab zu allen Leuten Kontakt“ - das scheint das für ihn Typische zu sein, die Familie nimmt im gesamten Gespräch einen sehr großen Raum ein. Er verwendet das Wort „Kreis“, das darauf hindeutet, dass er Teilfamilien ausmacht, die zu bestimmten Gelegenheiten zusammenkommen. Für ihn sind das Selbstverständlichkeiten, die keiner Aushandlung bedürfen und offensichtlich auch innerhalb der Familie kein Konfliktpotential bergen – zumindest keines, das Georg Michalski für erwähnenswert hält. Auch andere Gesprächspartner berichten auf diese Art und Weise von Familienzusammenkünften, in der sich die Frage, wer sich zu welchen Gelegenheiten sieht, bzw. mit wem bestimmte Feiertage oder Wochenenden verbracht werden, nicht zu stellen scheint. Das bedeutet nicht, dass es hier keine Aushandlungsprozesse gibt – die gibt es beispielsweise, wenn es um die Dauer von Besuchen geht oder um Unternehmungen – oder wenn sich die Frage stellt, wer nun schon zur Familie gehört oder nicht. Bezeichnend ist der Charakter von Feiertagen als Selbstzweck, als Teil des Verständnisses von Familie selbst – Familie macht sich in dieser Interpretation u. a. daran fest, dass man Feiertage miteinander verbringt. In einer offeneren Logik wären Feiertage stattdessen lediglich ein Anlaß, um sich wieder zu begegnen, aber nicht Selbstzweck. (Aber hierzu gleich noch genauer.)

Im einem letzten Beispiel zur Veranschaulichung der formalen Logik, steht die Großelternschaft selbst im Mittelpunkt. Der Fall von Stefanie Engler ist ein sehr spezieller, da sie um den Kontakt zu ihren Enkelkindern (den beiden Kindern ihres Sohnes) regelrecht kämpfen muss. Ihr Sohn hat sich vor einigen Jahren von der Mutter getrennt und im Laufe der sehr konflikthaft ausgetragenen Trennung ist der Kontakt zu den Kindern fast völlig abgebrochen. Allerdings bemüht sie sich wieder darum, diesen aufzunehmen, wie an einem bereits aufgeführten Beispiel zu sehen ist.

Ja, und jetzt hab ich bin ich. Bis es soweit, ich hab ihr auch gesagt, ich sahe, Mädels, du weißt, dass ich, dass es jetzt das Gesetz ist, dass die Großeltern auch ein Umgangsrecht haben. Und und ich sahe, ich möchte das auf keinen Fall soweit kommen lassen. Weil ich weiß, dass das äh die Kinder dann, ähäh, dass die Kinder dann, ähäh, so beeinflusst werden, oder, von dir. Des hab ich ihr auch gesagt. Äh, ich sahe. Des muss nicht so weit, wir können uns doch menschlich, oder ganz einfach, richtig gut, arrangieren. Und so. Ich sahe, wenn sie krank sind, ich komm auch mal runter. Und und und, nimm sie dir ab. Oder oder, irgendwie. Ich sach, ich bin da, wenn du mich brauchst. Na, des was der Vorteil ist, ihre Eltern sind in der Nähe und, äh, können da, äh, sehr schnell reagieren. Ich mein, gut, ich hab nen weiteren Weg. Aber ich würde es machen. Ja. Nö. Jaja, ist in Ordnung, ist schön zu wissen. Aber, so ungefähr, und weg wars.

Stefanie Engler, 60 Jahre, arbeitslose Hotelfachangestellte (GM4-7)

Frau Engler, die zum Zeitpunkt des Gesprächs schon monatelang keinen Kontakt zu den Enkelkindern hatte, erzählt, dass sie ihrer Schwiegertochter gegenüber sogar die Gesetzeslage zitiert hat, die ein Umgangsrecht für Großeltern vorsieht. Dennoch hoffe sie darauf, das zwischenmenschlich regeln zu können, und appelliert an die Schwiegertochter, ihr den Kontakt zu ermöglichen – sie selbst würde dann auch ihre Pflichten wahrnehmen, nämlich auf die Kinder aufzupassen, wenn diese krank seien. Nicht nur die Gatekeeper-Stellung der mittleren Generation (vgl. Kap. 4.1.3.3) wird in diesem Fall sehr deutlich. Was an diesem Zitat ebenfalls sehr deutlich zur Geltung kommt, ist eine Logik, die nach dem Muster „Rechte und Pflichten“ und Reziprozität zwischen den Familienmitgliedern

funktioniert. Dabei steht ein Ideal im Hintergrund, das abstrakt formuliert wird (das tut Frau Engler auch an anderer Stelle, wenn sie bspw. die Rolle von Großeltern im Scheidungsgeschehen reflektiert und ihnen die des „Puffers“ zuspricht, Zitat GM4-16). Sie *erzählt* davon, welches „Angebot“ sie ihrer Schwiegertochter gemacht hat, nur um ihren Teil des Arrangements zu erfüllen, was aber auf keine Resonanz stieß (GM4-7). Während Frau Engler hier im Modus der Erzählung über diese formale Perspektive auf Großelternschaft berichtet, tut Stefan Meyer dies auf argumentative Weise – er thematisiert auch formal das Thema „Großelternrechte“, kommt allerdings bei der Frage nach den Rechten zum gegenteiligen Schluss: „Aber ich sehe die Vorrechte, die, um die heute gekämpft wird, Großelternrechte, Väterrechte. Seh isch n bisschen anders.“ Auch wenn beide Gesprächspartner einen formalen Umgang mit diesem Aspekt pflegen, wird deutlich, dass der Wissenskomplex „Was macht Großelternschaft aus?“ hier in unterschiedlicher Ausprägung vorliegt bzw. unterschiedliche Schlüsse gezogen werden, aber das Thema auf die gleiche Art und Weise bearbeitet wird – die Zusammenhänge werden *formal* begründet, mit abstrakten Familienidealen (dies wird im nächsten Kapitel anhand des thematischen „Familienzeit als Balanceakt“ nochmals vertieft).

7.2.1.2 Offene Logik – Spätmodern und alles verhandelbar?

Während also im Fall der formalen Logik der Ausgangspunkt für Erörterungen abstrakte Familienbilder und -vorstellungen sind, sowie die Überzeugung, es gäbe eine gute/richtige Großelternschaft (und sich die GesprächspartnerInnen in den zitierten Passagen quasi auf der Suche danach befinden), ist es im Fall der offeneren Logik anders: Zwar gibt es auch den Gedanken, dass es „gute“ Beziehungen gibt, allerdings wird darüber anhand von Bedürfnissen und Situationen geurteilt, und erst daraus Schlussfolgerungen für das eigene Tun gezogen. Regeln und Erklärungen werden erst im Nachhinein formuliert, stets in dem Wissen, dass sich beim nächsten Mal die Bedingungen anders gestalten können. Zur Veranschaulichung zunächst eine Erzählung von Michael Reiser, die ebenfalls das Schenken thematisiert:

„Opa, ich hab schon was gesehn. So a Legobausteinkasten.“ Ich hab ich gesacht, „des kost über hundert Mark, des is teuer. He. So, muss isch ma sehn, muss der Opa noch n bisschen arbeitn gehn.“ Sach isch. Da sacht er, „Mutti gibt o was dafür.“ Macht das schon. Man soll se ja nich verwöhn, aber wenn mans kann, kann mans. Mir wurden nisch verwöhnt, bei uns gabs nämlich nischts. Und des is das, wo ich mich immer freue, wenn die Kinder das, wenn ich den Kindern das ermöglichn kann. Denn mein Vater, wir hattn doch nichts, bei uns gabs doch nüscht.

Michael Reiser, 69 Jahre, pensionierter Fahrer (GV4-14)

Ähnlich wie Frau Riemerschmidt kommt er über das Thema „Geschenke“, das anhand einer konkreten Erzählung bzw. Beschreibung eingeleitet wird, auf Konsumwünsche zu sprechen, allerdings thematisiert er es auf völlig andere Weise. Zwar erkennt er an, dass die Wünsche, die die Enkelkinder äußern, nicht „überlebensnotwendig“ sind (er hat es in seiner Kindheit ja quasi auch ohne geschafft), allerdings ist das bei ihm nicht freiwillig erfolgt, sondern war der ökonomischen Situation der Familie geschuldet. Er betont, wie gerne er etwas schenkt, dabei ginge es allerdings darum, eine Freude zu machen – nicht darum, erzieherisch tätig zu sein. Geschenke werden bei ihm stets im Kontext von Finanzen thematisiert und dabei durchaus auf widersprüchliche Weise – denn als sein achtjähriger Enkel nach einem Handy fragt, stellt Michael Reiser diesen Wunsch durchaus in Frage.²²

²²Was daran deutlich wird, ist, dass manche Gesprächspartner im Verlauf des Gesprächs selbst die Logiken wechseln – fast niemand ist ausschließlich in einer dieser Logiken zuhause, auch wenn es durchaus GesprächspartnerInnen gibt, die zu einer von beiden neigen. Diese Unterschiede werden in Form einer Typologie differenziert in Kapitel 7.3 ausgearbeitet.

Hier nun noch ein weiteres Beispiel für das *offene* Thematisieren von Geschenken, in dem Wünsche selbst nicht hinterfragt oder thematisiert werden.

Sie s-spielt Geige. Aber jetzt will sie nicht mehr Geige. Das ist auch ein schwere Instrument. Und sie war bei uns. Und sie will Klavier. Und sie will Klavier lernen. Wir haben halt die Klaviere. Aber es ist problematisch hinschicken. Und, wir haben - Eija, das ist im Computer das Bild. Die, Frau, die Natalia, hat uns ein Bild geschickt. Wir haben ihr ein Klavier ge- Geld geschickt für ihr Geburtstag. Und ähm ... die Mutter hat ein Klavier gekauft. Und, hat sie kein Klavierlehrerin gefunden. Nur ab nächstes Jahr. Naja, ich weiß es nicht. ... Ja.

Erika Nagy, 70 Jahre, pensionierte Kunstlehrerin (GM2-8)

Im Zuge der Erzählung über Serenas Hobbies und Aktivitäten kommt sie darauf zu sprechen, dass sie und ihr Mann sie beim Musikinstrumentlernen unterstützen wollten. Es steht außer Frage, der Enkelin das Klavierspielen zu ermöglichen – da sie selbst ein Klavier haben und Serena in ihrer Darstellung deshalb überhaupt erst auf die Idee gekommen sei. Die für sie zunächst naheliegende Variante, ihr das Klavier zu schicken, erscheint dann doch letztlich zu aufwendig, weswegen ihr stattdessen das Geld hierfür geschickt wurde, so dass die Enkelin ab dem nächsten Jahr Klavier lernen wird. Gelegenheit für das Geschenk war der Geburtstag, obwohl die Ausführungen deutlich machen, dass es lediglich ein Anlass ist, der Enkelin die gewünschten Aktivitäten zu ermöglichen. An verschiedenen Stellen berichtet Erika Nagy, dass sie praktisch bei jedem Besuch ihrer Enkelkinder eine Kleinigkeit mitbringt und insbesondere ihre in Kroatien lebende Enkelin sehr verwöhnt, da hier der Kontakt etwas seltener sei (Zitat GM2-20).²³ Mit diesen beiden Geschenk-Beispielen wird eindrücklich deutlich, dass in einer offenen Logik zwar Pädagogik durchaus eine Rolle spielt, aber letztlich dennoch der Wunsch eine Freude zu machen, als legitimes Motiv benannt wird, um über die widersprechenden pädagogischen Argumente hinwegzusehen. Diese Legitimationsbedürftigkeit drückt sich auch darin aus, dass im Falle aller transkribierter Gesprächsabschnitte (auch der innerhalb der formalen Logik) zum Thema Geschenke vorwiegend im Rahmen der Textsorten der *Argumentation* und *Beschreibung* formuliert sind.

Zuletzt noch ein Beispiel aus dem Gespräch mit Nicole Walter, in dem sie über den gemeinsamen Urlaub mit dem Enkelkind berichtet. Auch wenn sie an anderer Stelle etwas ambivalenter über dieses Thema spricht, thematisiert sie es an dieser (bereits aufgeführten) Stelle deutlich bedürfnisorientiert:

Also, bis je, bis voriges Jahr bin ich ja noch arbeiten gegangen. Und da muss ich ehrlich sagen, also, den Jahresurlaub, den hab ich mir dann schon alleine gegönnt. Weil wir sie ja auch in der Woche sehr viel habm. Ich weiß nisch, ich hab grade dieses Jahr viele Großeltern mit ihren Enkelkindern gesehn. Da sach ich zu meim Mann, also, ich sahe. Also entweder sind die, ruhiger als wir. Oder sie ham die Enkelkinder nich so oft. Ne. Des könnt ich mir denken. Aber übers Wochenende ham wir nächsts Jahr geplant, dass ma mit allen beiden mal fahrn. Aber bloß in die Nähe. Weil, n, ich sach mal, zwei Tage hält der Kleine bei uns aus. Und dann weiß ich jetzt nich, wenn ich mit ihm an de Nordsee hochfahr, ob er des aushält ohne die Mama. Und dann wern wa irgendwo in die Nähe fahrn. Und dann wer ma so un Bungalow mieten. Das ham wer uns für nächstes Jahr vorgenommen. Dass wer alle zweie dann mitnehmen.

Nicole Walter, 62 Jahre, Vorruhestand (GM5-6)

²³ Dies ist im Übrigen eine der Stellen, an denen die offene Logik mit einer formal-pädagogischen in Konflikt gerät: Dass eine Enkelin mehr als die anderen bekommt, sieht auch Erika Nagy selbst kritisch: „Vielleicht ist es nicht richtig. Aber, naja. [lacht] Ich weiß, die Kinder haben sehr viel Sachen. Aber gut, damit spielen sie paar Tage und fertig. [...] ‚Was hast du Oma? Was hast du Oma? Naja. [lacht] Es ist nicht erzieherisch, vielleicht nicht unbedingt notwendig oder richtig. Aber es ist nicht schlecht. Ich weiß es nicht. ... Natürlich, wenn man jeden Tag zusammen ist, dann, macht man das nicht. Aber wenn ... Gut, die Enkelkinder in München, da mach ich es nicht so - nicht so viel vielleicht. ... Das ist auch nicht richtig. Man sollte nicht einem mehr schenken, wie dem anderem. Aber es ist halt eine andere, Situation, sagen mer so, irgendwie. [lacht] ... Ja. Stillschweigen.“ (GM2-20)

Frau Walter berichtet, dass sie bis zur Rente ihren Urlaub gerne mit ihrem Mann alleine verbracht hat – die Formulierung „gegönnt“ deutet darauf hin, dass es ihr um ihre eigenen Bedürfnisse ging, für die sie nicht zurückgesteckt hat. Dieses Jahr hat sie viele Großeltern mit Enkeln im Urlaub gesehen, was sie sich damit erklärt, dass diese Großeltern vermutlich nicht ganz so viel Zeit mit den Enkeln unter der Woche verbringen – so rechtfertigt sie wiederum ihre Urlaubsentscheidung. Sie erzählt allerdings davon, dass für nächstes Jahr ein Wochenende mit den Enkeln geplant ist, wobei mehr auch gar nicht möglich wäre (oder sie sich nicht trauen), weil der Kleine noch recht auf die Mutter fixiert sei – dies scheint die Erfahrung gezeigt zu haben. Dies ist das erste Zitat, in dem die Enkelkinder weniger mit ihren Charaktereigenschaften, als vielmehr mit ihren (altersabhängigen) Bedürfnissen erscheinen, die die Häufigkeit und Intensität des Kontaktes beeinflussen. So bezieht sie in diesem kurzen Zitat nicht nur ihre eigenen, sondern auch die Bedürfnisse des Kindes mit ein. Interessant ist in diesem Kontext, dass das Thema „Urlaub“ von praktisch allen Befragten im Kontext von Erzählungen bearbeitet wird, an die dann Bewertungen oder Argumentationen anschließen (vgl. Zitate GM3-6, GM5-6, GM7-8, GV5-2). Dies entspricht auch dem Charakter von Urlaubsreisen, die eben ein Gegenstück zum Alltag darstellen sollen und daher auch tatsächlich seltener im Modus der Beschreibung (als Routine) zu bearbeiten sind. Dennoch veranlassen die Erlebnisse und dort getätigten Beobachtungen (bzw. die Erzählungen anderer Großeltern) dazu, die eigene Praxis zu reflektieren. So stellt Nicole Walter im obigen Beispiel fest, dass andere Großeltern sich anders entscheiden (nämlich eben durchaus mit den Enkelkindern in den Urlaub fahren) und stellt damit ihre eigene Praxis in Frage. Es schließt aber eine Begründung und Rechtfertigung an, indem sie auf die Bedürfnisse arbeitender Großeltern verweist. Diese Orientierung an dem, „worauf man Lust hat oder nicht“, was man „leisten kann und möchte oder nicht“, macht die offene Typik aus. Dabei muss es sich nicht zwangsläufig um die eigenen Bedürfnisse handeln, auch die Bedürfnisse und Ansprüche der Kinder und Enkel werden in dieser Logik zur Begründung herangezogen – wie bei Nicole Walter deutlich wird, die die Bedürfnisse der Kinder und ihre eigenen gegeneinander abwägt und nach einem Mittelweg sucht, wenn sich die Ansprüche und Vorstellungen bzw. Wünsche widersprechen. Ein Beispiel von Angelika Michler veranschaulicht dies ebenfalls:

Mir gefällt der Urlaub immer ganz gut ... mit Maria [der Tochter] und die Lena [die Enkelin]. Und dadurch das Maria halt allein is. Und sie hat sonst net mit einer Freundin - Jetzt in Kroatien is sie ja mit einer Freundin verabredet, auch mit Kindern. Und dann, ist das natürlich auch gut. Aber wenn sie allein in Urlaub fährt ... hat's immer eigentlich ganz gern, wenn i dabei bin. Und i fahr auch ganz gern mit. [Ja.] ... Ja, also des war wirklich nett. Und wo warn mer noch a mal? ... Naja, irgendwas ham schon noch vor. Madrid vielleicht mal oder Los Angeles ... irgendwann. [lacht]
Angelika Michler, 63 Jahre, pensionierte Buchhalterin (GM3-6)

Angelika Michler verweist hier nicht nur darauf, dass sie „gerne“ mit ihrer Tochter und Enkelin in Urlaub fährt, sondern auch, dass ihre Tochter, die nicht liiert ist, sie gerne dabei hat. So ist es für sie weder eine Selbstverständlichkeit, dass man gemeinsam in Urlaub fährt (sonst wäre die Begründung, dass man das auch gerne gemeinsam tut, nicht nötig), noch wird hier auf ein abstraktes Ideal verwiesen oder ein richtig oder falsch definiert. Es geht in dieser Darstellung einzig und allein um die gemeinsame Freude am Miteinander, die Grund genug ist – und nicht Folge des „richtigen“ Umgangs miteinander (letzteres würde wieder auf eine formale Logik verweisen²⁴).

²⁴So zeigt auch ein kurzes *formales* Beispiel von Stefan Meyer, dass Freude und Genuß eben nicht Grund für eine bestimmte Praxis, sondern dessen Folge sind: „Großeltern ham kein, Anrecht auf Enkelkinder, sie dürfn sich freuen, dass die Kinder sie akzeptiern, und man mit ihnen auch was gemeinsam machen kann“. Er formuliert ein abstraktes Ideal – Kinder werden

Diese Typik hat sich nun an unterschiedlichen Themen, aber auch an unterschiedlichen Textsortenorientierungen offenbart. Am Beispiel der unterschiedlichen Kontextualisierung von Bedürfnissen zeigt sich, dass es hier um eine „Art des kommunikativen Umgangs“ mit einem Thema oder Aspekt geht, der von den GesprächspartnerInnen auch durchaus fast gleichzeitig zum Ausdruck gebracht wird und miteinander in Konflikt geraten kann. Es handelt sich hier um eine wie gesagt sehr umfassende Typik, die sich durch fast alle Gesprächszitate zieht und finden lässt, und bislang am Thema Schenken, gemeinsamer Urlaub sowie Besuchsarrangements veranschaulicht wurde. Zur Vertiefung möchte ich im Folgenden die unterschiedlichen Bearbeitungsweisen an einen thematischen Aspekt detaillierter veranschaulichen.

7.2.2 Thematisches Beispiel: Familienalltag als Balanceakt

Das nun vorgestellte Thema entfaltet sich entlang der für alle GesprächspartnerInnen relevanten Frage, wie „engagiert“ Großeltern als solche sein möchten, und wie sie das richtige Maß begründen. Das betrifft Aspekte wie die Häufigkeit der Enkelkinderbetreuung, die Länge der Besuche, welchem Enkelkind mehr Aufmerksamkeit zukommt etc. Dahinter steckt auch die Frage nach Zeitnöten bzw. -management. Die Erklärungsmuster für die Begründungen unterscheiden sich zunächst darin, ob die Bedürfnisse der Großeltern selbst, der eigenen Kinder, oder der Enkelkinder zum Ausgangspunkt gemacht werden – die zudem zeitabhängig sind. *Wie* diese Bedürfnisse thematisiert werden, unterscheidet sich wiederum auf eine Art und Weise, die der Umgangstypik entspricht: zum ersten werden (formale) Vergleiche mit anderen Großeltern gesucht und Bewertungen vorgenommen; es werden zum zweiten ebenfalls formal-abstrakte Familienbilder bemüht; zum dritten werden Regeln aus konkreten Situationen abgeleitet oder überhaupt nur an konkreten Situationen Unterstützungsbedürfnisse verhandelt. Letzteres Begründungsmuster ähnelt dabei wieder einer offenen Logik. Dieses Thema lässt Großelternschaft als etwas prekäres erscheinen, das in welcher Form auch immer nach Aushandlung verlangt und dementsprechend auch kommunikativ begründungsbedürftig zu sein scheint²⁵ – und gerade deshalb hier für eine Vertiefung geeignet ist.

7.2.2.1 Exkurs: Kinder, Eltern oder Großeltern – Wessen Bedürfnisse?

Bevor nun die eigentliche Unterscheidung zwischen einer offenen und formalen Logik weiter differenziert werden soll, möchte ich zunächst noch veranschaulichen, auf welche Weise die Bedürfnisse der unterschiedlichen Familienmitglieder überhaupt berücksichtigt werden. Dabei wird deutlich, dass sich die großelterliche Praxis nicht aus der Beziehung zwischen Enkelkindern und Großeltern alleine verstehen lässt, sondern die Betreuung von Enkelkindern immer auch als Gefallen oder Unterstützung der mittleren Generation zu kontextualisieren ist. Zunächst ein Beispiel von Erika Nagy.

Man braucht auch eine, Freundkreis. Also, nur für Kinder oder Enkelkinder zu existieren, das ist nicht ideal, sagen wir's so. [lacht] Es ist sehr, sehr wichtig. Und ich mach schon viel ich kann. Aber brauch man auch für sich selber ein bisschen Zeit und ein bisschen Abwechslung auch. Aber

mit der Zeit unabhängig und verbringen weniger Zeit mit den Großeltern –, an das die eigenen Bedürfnisse anzupassen sind.

²⁵Begünstigt wird dies sicherlich auch an der wenig festgelegten Rolle von Großeltern (vgl. Kap. 4.1.3.3). Andererseits ist diese Annahme mit Vorsicht zu genießen: Im Rahmen dieser Arbeit ist kein Vergleich zu anderen familialen Rollen möglich, um die These bestätigen oder widerlegen zu können. Zum anderen ist auch anzunehmen, dass die zunehmende Pluralisierung der Familienformen nicht gerade zur Statik der übrigen familialen Rollen beiträgt.

ph, sie haben auch in München andere Großeltern. Und die helfen auch. Und - also, das, ist ja kein Problem.

Erika Nagy, 70 Jahre, pensionierte Kunstlehrerin

In diesem Zitat betont Frau Nagy, wie wichtig es ist, auch außerhalb der Familie Bekannt- und Freundschaften zu pflegen. Trotzdem bemüht sie sich, engagiert zu sein und die Familie zu unterstützen, was aber in Balance mit den eigenen Bedürfnissen bleiben werden muss. Sie entlastet sich selbst dadurch, dass die anderen Großeltern ja auch noch zum Helfen bereitstünden. Damit unterscheidet sie zwischen ihren eigenen Bedürfnissen und denen ihrer Kinder, die ausbalanciert werden müssen (und auch als Balanceakt wahrgenommen werden). In diesem Zitat betont sie die Kontakte zu anderen Menschen sowie die – abstrakt formulierte – Abwechslung, die man eben benötige.²⁶ In Bezug auf Großelternschaft formuliert sie daher die Selbstverständlichkeit, dass Großeltern ihren Kindern mit der Betreuung (wobei sie zwar nicht direkt von „Betreuung“ spricht, aber insbesondere den Zeitaspekt benennt, der die gleichzeitig stattfindende Betreuung impliziert) zur Seite stehen. Anders als bei ihrem Enkelkind in Kroatien, das sie selten sieht, steht hier die Beziehungsgestaltung bzw. das Zeitverbringen mit Enkelkindern als eigene Qualität nicht im Mittelpunkt – diese erscheint gesichert durch den regelmäßigen Kontakt. Frau Nagy beschreibt in diesem Zitat die Situation in ihrer Familie recht abstrakt, und stellt keinen Vergleich mit anderen Großeltern an. Sie argumentiert auf einer abstrakten Ebene und stellt dann den Bezug zu ihrer eigenen Praxis her – anders als andere GesprächspartnerInnen, die die Häufigkeit mit der anderer Großeltern vergleichen. Dabei geht es stets um einen Abgleich der Bedürfnisse der Elterngeneration und ihrer eigenen, während in diesem Fall die Beziehung zu den Enkelkindern und deren Bedürfnisse keine Rolle spielen (außer in dem Sinne, dass sie eben betreuungsbedürftig sind).

Im Gegensatz dazu wird im folgenden Zitat von Michael Reiser die Perspektive des Enkelkindes in den Mittelpunkt gerückt, es geht um ihr Bedürfnis nach Bezugspersonen, von denen er eine bedeutende darstellt.

Wie die Klene, die hängt hier, der Opa. Opa is ihr ganzer Stolz. . Endlich mal n rischtischn Opa, sacht se. Nja, s, des is, des, ds, des is so, die kennt ihn Vater gar nisch. Die hatn ihn Vater no nie gesehn. Und der hat, der zahlt bis heut noch kein Unterhalt, gar nisch, der, der kümmert sich och nich ums Kind. Die kennt nisch ma, ihn rischtschn Opa. Jetzt, jetzt von der Vaterseite her. Kennt die gar nisch. Der hat gesacht, des intressiert ihn (?). Und meine Tochter sacht, ne. Isch hab ma gesacht, na und? Wo isn dein Papa? Aufm Mond. So geht's Le'm. Das Klene antwort aufm Mond, Opa. Du bist doch der Opa. Opa, (? unverständlich), ich sach, ich brauch kene Oma. (lacht). Es is so, es is wirklich so.

Michael Reiser, 69 Jahre, pensionierter Fahrer

Herr Reiser beschreibt seine Beziehung zu seiner Enkelin als eine sehr innige – sie hänge sehr an ihm, was er auf den absenten Vater zurückführt. Er berichtet davon, dass die Enkelin ihren Vater (der sich nicht einmal um die Unterhaltszahlungen kümmere) als nicht anwesend anerkannt hat. Er wiederum nimmt gerne die Stellung als Vaterersatzfigur wahr. Er zitiert die Enkelin und belegt damit, dass zwar der Vater sich nicht um sie bemüht, aber deshalb kein Manko bei ihr auftrete, da sie ja ein Fürsorgetz um sich habe, dass dies auffängt. Hier steht also die Enkelin im Mittelpunkt, in diesem Fall auch nicht

²⁶Dies ist ein Aspekt, den mehrere Gesprächspartnerinnen (in diesem Fall sind es nur die Frauen) thematisieren, allerdings längst nicht alle. Die Rolle der selbstverständlich unterstützenden Großmutter füllt Alexandra Hüttner beispielsweise fraglos aus (ihr Sohn lebt mit dreien seiner Kinder bei ihr im Haus, so dass man hier auch von Ersatzmutter sprechen kann), auch wenn sie durchaus auch Erschöpfung und Überforderung thematisiert – aber nicht im Hinblick auf einen Lebensentwurf, der so etwas wie „Abwechslung“ im hedonistischen Sinn, oder im Sinne einer persönlichen Selbstverwirklichung zum Inhalt hat (vgl. Zitat GM1-6 oder GM1-12).

ambivalent, da hier keine Bedürfnisse miteinander in Konflikt geraten. Diese Konflikte sind es aber meistens, die nach einer – zumindest argumentativ-kommunikativen – Lösung verlangen; *wie* dies in den hier geführten Gesprächen erfolgte, ist nun Thema der nächsten beiden Unterkapitel.

7.2.2.2 Der formale Vergleich mit anderen und abstrakte Familienideale

Die formale Ausprägung der Umgangstypik macht sich wie erwähnt an zwei Arten der Auseinandersetzung mit der Frage, welches Maß an Involviertheit das richtige/gute ist, fest: zum einen der Vergleich mit anderen Großeltern (durch Beobachtung oder Erzählung Dritter) oder durch die abstrakte Formulierung von Familienidealen. Bei dem Vergleich mit anderen Großeltern spielen zwar auch Ideale und Werte eine Rolle, allerdings werden diese implizit mitgeführt und nicht explizit geäußert, wie im Fall der Bezugnahme auf abstrakte Familienideale.

Es sollte an sich keine Überraschung sein, dass sich Großeltern bei der Auseinandersetzung mit der Großelternrolle auch mit der Ausgestaltung von Großelternschaft bei anderen beschäftigen. Letztlich machen solche Bezugnahmen das Soziale überhaupt aus – es findet eine Auseinandersetzung und Orientierung an anderen statt (oder in Schütz' Worten: eine Auseinandersetzung mit Verhaltens- oder Funktionärstypen; vgl. Kap. 2.2.2.3). Hierzu ein sehr offensichtliches Beispiel aus dem Gespräch mit Angelika Michler.

Aber es is jetzt net so ... typisch gell, wie bei anderen vielleicht wie zum Beispiel ... Ah, des wär jetzt was ja bei meiner Golf Freundin ... die, zum Beispiel ... die hat en Sohn, der scho lang verheiratet is, der keine Kinder will. Und ihre Tochter is so alt wie meine zweite Tochter also 37. Die hat einen Sohn mit 3 und hat ein Geschäft in Luzern. Lebt aber mit ihrem Mann in Schongau. [...] Und die hatten - also erst keine Kinder [...] Die wollte unbedingt, dass sie ... dass sie halt a Kind kriegt ge. Aber weil die eben berufstätig war ... hats gsagt, sie kümmert sich die ersten 3 Jahre ... wird sie sie unterstützen. Und tatsächlich, die hat dann en Sohn bekommen ... den Elmar, der is jetzt 3 Jahr ... und jetzt is das zweite Kind gekommen und die fährt jetzt seit drei Jahren ... fährt ... die jeden Donnerstag oder Freitag nach Schongau. ... Die übrige Zeit is dann die Tagesmutter da. Und wenn er krank is, dann bleibts sie länger drin. ... Bleibt da über Nacht von Donnerstag bis Samstag, manchmal a bis Sonntag. ... Versorgt den Elmar ... und, weil die Tochter a net wollte, dass de 'n holen, sondern er is immer drin geblieben. [...] Und mit dem zweiten Kind wirds wieder so sein also ... Jetzt fährt die wahrscheinlich wieder drei Jahre da jede Woche nach Schongau fahrn. Also des is eine Oma ... ja. Also, ich würd des nicht tun. Des ... des weiß ich sicher.
Angelika Michler, 63 Jahre, pensionierte Buchhalterin (GM3-12)

Diesen Gesprächsabschnitt leitet Frau Michler damit ein, dass sie die Ausgestaltung ihrer Großelternschaft nicht für typisch hält, wobei sie hier nun von einer Freundin erzählt, die sehr stark in der Betreuung engagiert ist und praktisch jedes Wochenende in eine andere Stadt fährt, dort auf Wunsch ihrer Tochter hin bleibt (bis Samstag oder sogar Sonntag). Die „Fahrerei die Woche darein“, sowie das Alter ihrer Freundin machen die Konstellation für Frau Michler eine Zumutung aus, über die die Freundin zwar nicht klagt (wie sie an anderer Stelle bemerkt), aber sie merke ihr die Belastung an, und von deren Tochter hält sie es auch nicht für korrekt, dies in Anspruch zu nehmen. Obwohl sie dieses Beispiel anführt, als sie auf „typische“ Großeltern Bezug nehmen möchte, wird deutlich, dass sie sich zwar für eine wenig engagierte Großmutter hält (wobei sie das aber auch als normal bezeichnet, aufgrund des Alters der Enkelin), andererseits das Engagement ihrer Freundin für das andere Ende der Extreme. Andere Gesprächspartner messen dieses Kontinuum (das bei fast allen als Denkfigur eingesetzt werden kann) nur anhand der eigenen Bedürfnisse ab (bei Frau Michler wird ja auch nicht ganz klar, ob ihre Freundin wirklich ihre eigenen Bedürfnisse vernachlässigt; sie unterstellt es ihr zumindest). Aus ihrer Erfahrung leitet sie Regeln ab, die sie wiederum auf die Freundin anwendet. Auch hier handelt es sich daher um den Versuch, ein formales Bild von Großelternschaft zu formulieren,

von dem man dann mehr oder weniger abweichen kann. Solche Vergleiche mit anderen Großeltern fallen stets in einem argumentativen Kontext – sei es, weil die Gesprächspartner ihre eigene Ausgestaltung der Großelternschaft bewerten und einordnen, oder weil sie diese rechtfertigen. Es besteht zwar ein Bewusstsein davon, dass andere Großeltern es anders machen, aber diese weichen dann von einem (im Hintergrund mitschwingenden) *Idealbild* ab, das stärker konturiert wird. Die Vergleiche werden oft nur in einem losen Kontext erwähnt und weniger deutlich Bezug genommen auf konkrete Begebenheiten bei anderen Großeltern, sondern stattdessen auf das eigene Tun rekurriert. Dieses wird ebenfalls abstrakt kontextualisiert, sprich mit Regeln versehen. Das eigene Handeln erscheint begründungsbedürftig. Ähnlich auch Frau Nagy im bereits bekannten Zitat:

Man braucht auch eine Bekanntenkreis, Freundenkreis. Also, nur für Kinder oder Enkelkinder zu existieren, das ist nicht ideal, sagen wir's so. [lacht] Es ist sehr, sehr wichtig. Und ich mach schon viel ich kann. Aber brauch man auch für sich selber ein bisschen Zeit und ein bisschen Abwechslung auch. Aber ph, sie haben auch in München andere Großeltern. Und die helfen auch. Und - also, das, ist ja kein Problem.

Erika Nagy, 70 Jahre, pensionierte Kunstlehrerin (GM2-12)

Sie formuliert in Passivkonstruktion ein abstraktes Ideal, allerdings rechtfertigt sie es gleichzeitig zum einen mit ihren eigenen begrenzten Vermögen und Bedürfnissen ihrerseits, gleichzeitig auch mit der nicht bestehenden Notwendigkeit einer stärkeren Beteiligung an Betreuungsaufgaben. So kommen zwar Bedürfnisse auch in einem stärker formalen Muster vor, allerdings werden sie stets mit abstrakten Idealen und Vorstellungen abgeglichen, bzw. daraus Regeln abgeleitet. Diese werden dann zwar vermutlich auch situativ modifiziert, anders als in der offenen Logik aber wird nicht per se von einer situativen und stets veränderlichen Bedürfnisstruktur ausgegangen, sondern einer allgemein, quasi zeit- und ortlos gültigen. Noch ein letztes Beispiel:

Ja, so, so ist das. Aber wie gesagt, wenn man berufstätig is, is natürlich, ja. Gut, kann ma jetzt aber och nich, finde isch nisch verlangn, dass die Omas immer, Gewehr bei Fuss stehn. Sondern das muss dann schon irgendwo Konsens sein, wo ich sache, wo auf beiden Seiten, wo ich jetzt ma anrufen kann und sagn, se kann sagn [?], ne, heute ham wa keine Lust, heute wirds nisch, wo ich aber umgedreht auch sachn, möchte, wie heute kann isch ma nisch. Und da möschte isch eigentlich och wieder gefracht werdn und nisch, also, ich hab die jetzt letztens gefracht, da hat se nein gesacht, das hat sich erledigt. Das, das, würd, würd ich mir schon mehr wünschen, so.

Jana Müller, 57 Jahre, selbstständig als Kosmetikerin tätig (GM9-8)

Nachdem Frau Müller bereits zuvor ein wenig von ihren Beobachtungen bei anderen Großeltern berichtet hat und eine längere Pause einsetzt, beginnt sie mit einer Argumentation, die die Forderung in Frage stellt, dass Großeltern einzuspringen haben bei alltäglichen Notlagen. Sie formuliert die Vorstellung eines Gebens und Nehmens, das sich in diesem Fall darin ausdrückt, dass beiderseitig Anfragen auf Besuche/Betreuung abgelehnt werden können, ohne „sanktioniert“ zu werden. Sie wünscht sich einen solchen Umgang miteinander. Dadurch kommt ein Bedürfnis zum Ausdruck (manchmal zieht sie es vor, andere Dinge zu tun bzw. hat schon etwas vor, was sie nicht absagen möchte – und sie wünscht sich, den künftigen Kontakt mit den Enkelkindern dadurch nicht zu gefährden), das aber auf formale Art und Weise begründet wird – diese Perspektive hält sie für „eigentlich“ common sense, es handelt sich für sie um ein Beziehungsideal. Und genau diese Herangehensweise ist es, mit der sich die formale von der offenen, situativen Kontextualisierung unterscheidet, die nicht von solch stets gültigen Idealen ausgeht.

7.2.2.3 Situativ-offene Kontextualisierung

In dieser Logik wird nun das Thema der Großelternschaft als Balanceakt gänzlich anders thematisiert. Wie auch schon im Zuge der Erläuterungen allgemein zur offenen Logik wird auch hier der Aushandlungsprozess selbst skizziert, mit Erläuterungen zu den eigenen Gründen und Spekulationen über die Gründe anderer. So auch Angelika Michler im folgenden Zitat:

Ich hab zu allen Kindern eigentlich a gutes Verhältnis. Gott sei Dank. Aber, bin jetzt net eben ... das i da und da rum ... tu oder des oder des mach. Des war eigentlich noch nie. [lacht] ... Ich hob jetzt selber eigentlich a mein Leben. Und da sind ja die Kindern wahrscheinlich a froh. Des würden sie ja gar nicht wollen, wenn i da ständig so, klammern würde. Aber ich komm halt eben allein gut zurecht. Freu mi, wenn i die Lena seh. ... Aber - Ja, die Lena is jetzt halt a - , die würd dreizehn, die bleibt dann halt auch ... allein. Früher bin i hoit dann reingekommen mit - mei Tochter dann länger gearbeitet hat oder so oder abends. Aber abends bleibt sie ja jetzt auch allein. Drum seh i sie halt a nimmer so oft, ge. Da hat sie ihre Freundinnen, da hat sie am Wochenende vielleicht was anderes vor oder sie ist bei ihrem Papa. ... Ja.

Angelika Michler, 63 Jahre, pensionierte Buchhalterin (GM3-5)

Frau Michler beschreibt die Beziehung mit ihren Kindern und Enkelin und bewertet sie als überwiegend gut. Sie beschreibt weiter, dass sie es dabei auch nicht übertreibe und vermutet, dass dies von den Kindern auch gar nicht so geschätzt werden würde. Sie betont ihre Unabhängigkeit und leitet über zu einer kurzen Skizzierung der Situation, die in einer anderen Phase vorgeherrscht hat, als die Tochter ihre Unterstützung noch öfter benötigt hat. Diese zeitliche Dimension dient dann als Begründung, weswegen sie die Enkelin seltener sieht. Dass es sich bei der Praxis des miteinander Interagierens um eine Phase handelt, die sich verändert, ist dabei der Gesprächspartnerin bewusst – auch hierzu findet sich eine Reihe an Beispielen in verschiedenen Gesprächen (so z. B. bei Stefan Meyer in der in Kap. 7.1.2.1 zitierten Textpassage, GV2-16). Auch dies kann letztlich als ein offen-situatives Kontextualisieren bezeichnet werden, in dem die Großeltern auch anerkennen, dass sich die Beziehungsgestaltung verändert. Um noch ein letztes Beispiel anzuführen, in dem ebenfalls die Situation herangezogen wird, ein letztes Zitat für dieses Kapitel.

Da müssen Sie wahrscheinlich auch immer mal wieder einspringen? Da müssn immer so, also, zum Monatsanfang auf alle Fälle. Also, so, den dritten Werktag oder so is des, des is OK. Des is kein Problem. Ne. Aber da muss ma ebent immer, immer irgendwo parat sein. Und dann, kommt mal der Anruf, hier, kannste nochmal abholen heut Abend. Klar, es is kein Problem. Aber, .. Ah. Es is nisch einfach für junge Mütter heutzutage zu arbeiten. (lacht) Dess nicht einfach. Und wenn man dann ne Großmutter oder n Großvater hat, die dann, schon in dem Alter sind, sach isch ma, wenn ma spät angefangen, wenn, wenn man nich spät angefangen hat mit Kin, gehn die Großeltern ja noch arbeiten. Und, was macht man dann.

Nicole Walter, 62 Jahre, Vorruhestand (GM5-8)

Als ich bei Frau Walter nachfrage, ob sie Anfang des Monats gelegentlich bei der Kinderbetreuung einspringen muss, bejaht sie das und betont, dass das kein Problem sei – was sie im gleichen Atemzug dann problematisiert, da sie bereit stehen müsse. Sie macht gleichzeitig aber deutlich, dass sie Verständnis für Mütter hat, die arbeiten möchten, und v. a. nicht wie ihre Tochter eine Großmutter haben, die einspringen kann (sei es weil sie zu jung und damit selbst berufstätig ist, oder weil sie zu alt und weniger belastbar sind). Letztlich ist das ihr Dilemma: das Verständnis für ihre Tochter, aber auch die Anforderungen an sie, stets bereit zu stehen. Damit formuliert sie ein Problem, für das sie aber auch keine Lösung anbietet – beide einander widersprechenden Bedürfnisse werden als legitim anerkannt und auf die Umstände und die Situation geschoben, nicht auf das individuelle Verhalten der Beteiligten (was eher der formalen Logik entsprechen würde). Stattdessen werden die Entschei-

dungen situativ begründet, und wenn auch die regelmäßigen Anfragen der Tochter problematisiert werden, ist stets gleichzeitig auch Verständnis für ihre Bedürfnisse da.

7.2.3 Kommunikative Umgangsformen mit spätmodernen Gesellschaftsformationen

Zusammenfassend bleibt festzuhalten, dass es sich hier um eine sehr grobe Typik²⁷ handelt, die nur zwei „Merkmalsausprägungen“ (offen-formal) aufweist, die zudem über eine große Menge an Zitaten und über mehrere Themenfelder hinweg zu finden ist, und sich daher als eine abstrakte Struktur darstellt, die sich grundsätzlich durch die Gespräche zieht. Das Themenfeld des „Familienlebens als Balanceakt“, die eine generell für Familie und die Diskussion um die Flexibilisierung von Arbeit relevante Narrationsfigur in der öffentlichen und wissenschaftlichen Diskussion darstellt (vgl. Kap. 3.4.1 und 4.2.3), findet sich auch bei Großeltern wieder, die diese Figur wiederum auf formale oder offene Art und Weise kontextualisieren. Man könnte hier eine Analogie zu den Figuren des Drifters und des Spielers ziehen (vgl. Kap. 3.5.2): Während der Drifter im Grunde der Zeit unangemessen immer noch auf der Suche nach gültigen, „richtigen“ Normen ist, ist es der Spieler, der die neuen Gesellschaftsbedingungen anerkennt und sie sich situativ anzueignen versucht. Allerdings hinkt der Vergleich etwas, wenn man die Souveränität denkt, die die beiden Formen ausstrahlen: Während die formalen Bekräftigungen eines „wahren Kerns“ und der offensichtlichen Suche danach deutlich „geerdeter“ erscheinen und eine (Selbst)Sicherheit ausstrahlen²⁸, indem sie Bezugspunkte benennen (zumindest implizit), erscheint das offene Muster deutlich fragiler, da es keine Handlungsrichtlinien gibt, die Aussagen über richtig oder falsch zulassen – man ist in der Tat auf sich selbst zurückgeworfen.

Die Unterscheidung einer offenen vs. einer formalen Logik ist damit anschlussfähig an modernisierungstheoretische Analysen. Die Umgangstypik kann dabei als kommunikatives Repertoire im Umgang mit sich in der Spätmoderne stellenden handlungsbezogenen (kommunikativen) Fragestellungen verstanden werden, in der auch Raum bzw. Räumlichkeit in der einen oder anderen Form als Thema in Erscheinung treten kann (so beispielsweise bei der Wohnraumnutzung). Die beiden Orientierungen sind daher als Ausdruck der Vielfalt der Handlungslogiken, die Beck beschrieben hat (vgl. Kap. 3.3.2), zu verstehen. Beide inkorporieren wiederum kommunikativ das Wissen um die Vielfalt an Handlungsrationitäten, allerdings auf je unterschiedlicher Art und Weise. Im nächsten Kapitel werden die beiden rekonstruierten Rationalitäten durch die fallinterne Rekonstruktion weiter zu kommunikativen Haltungen differenziert und verdichtet, die in letzter Instanz auf milieutypische Werthaltungen verweisen.

7.3 Von Umgangsweisen zu milieutypischen Werthaltungen

Nachdem nun verschiedene Logiken der Kontextualisierung von Gesprächsgegenständen *fallübergreifend* herausgearbeitet wurden, stellt sich nun im Anschluss die Frage danach, wie sich die skizzierten Logiken *fallintern* darstellen. Denn wie bereits erwähnt, bewegen sich die GesprächspartnerInnen im Verlauf der Gespräche nur selten in nur einer dieser Typiken, sondern ihre Zitate lassen unterschied-

²⁷ Ich möchte diese beiden Logiken als „Typiken“ bezeichnen, die fallübergreifend zu finden sind. Eine „Typologie“, die auf ganzen Fällen beruht, folgt im nun anschließenden Kapitel.

²⁸ Auch wenn es sich lediglich um Selbstvergewisserungen handeln mag – ob es für die einzelnen Personen tatsächlich funktioniert, muss in dieser Arbeit offen bleiben, da es sich um keine psychologisch interpretierende handelt.

lichen Ausprägungen der Umgangstypik zuordnen. Dieser Unterschied nun zu einer fallbezogenen Typologie zu verdichten, ist Ziel dieses nächsten Kapitels und führt zu „Kommunikationsmilieus“ bzw. kommunikativen Haltungen.

7.3.1 Sieben kommunikative Haltungen

Da die zuvor herausgearbeiteten Orientierungen sowohl themen- wie auch fallübergreifende Geltung beanspruchen, wurden sie im nächsten Schritt wiederum *fallintern* und thematisch kontextualisiert. Zu klären ist nun, ob sich hier Muster auf einer höheren Aggregatsebene (der des Falles) finden lassen. Daher war die Leitfrage des nun folgenden Analyseschrittes, in welchen thematischen Zusammenhängen und *wie* innerhalb der einzelnen Fälle die Umgangstypik bzw. Art der Thematisierung „offen“ oder „formal“ aufgetreten ist und in welche übergeordnete Logik sich dies überführen lässt. Auf diesem Weg konnten sieben Typen herausgearbeitet werden, die auf eine kommunikative Haltung gegenüber den angesprochenen Gegenständen schließen lassen, die an soziale Milieus erinnert, wie sie bspw. von Gerhard Schulze herausgearbeitet worden sind (s. hierzu insbesondere Tab. 7.3). Während die ersten fünf Typen stärker der formalen Logik zuneigen (was sich letztlich auch als konservatives Moment interpretieren lässt), gilt für die letzten beiden, dass sie die offene Logik tendenziell priorisieren. Daher löst sich die Dualität von „formalen“ und „offenen“ Typen nicht ganz auf, und man kann die nachfolgenden Milieus daher als Differenzierungen der dualistischen Typologie betrachten, in der sich die Zitatstellen, die der jeweils anderen Umgangslogik folgen, jeweils einpassen lassen, wie im Folgenden gezeigt wird.

Bürgerlich-individualistisch – Erika Nagy und Michaela Riemerschmidt habe ich beide einem konservativen Typ zugerechnet, dem ich die Bezeichnung „bürgerlich-individualistisch“ gegeben habe, da deren Orientierung stark an klassische bürgerliche Ideale erinnert.²⁹ In beiden Gesprächen spielt das Thema der Selbstentwicklung eine bedeutende Rolle, so dass es ihnen als bedeutendes Ideal erscheint, zwar den eigenen Neigungen zu folgen, aber aus diesen auch das Beste zu machen. Gerade bei Frau Riemerschmidt scheint das Motiv des selbstverantwortlichen, fleißigen Individuums mehrfach auf, das durch zusätzliche Konkurrenz angespornt werden kann.³⁰ Was gute Erziehung und die besten Bedingungen für eine fördernde Kindheit sind, wird explizit formuliert und damit zum relevanten, zu diskutierenden Gesprächsinhalt erhoben. Für Frau Nagy spielt das insbesondere durch die Trennung der Eltern ihrer Enkelin eine Rolle. Sie fragt danach, wie man aus der grundsätzlich negativen Situation das Beste machen kann. Beide Frauen sprechen über die Häufigkeit und Regelmäßigkeit der Besuche, die zu einem funktionierenden Familienleben dazu gehören – ein formales, meßbares Kriterium.

Ebenfalls bei beiden kommen offen formulierte Gesprächspassagen vor, die jeweils an eine Erzählung gekoppelt sind, in der den Idealen nicht gefolgt wurde³¹ – es besteht ein Bewusstsein darüber, dass die Praxis des Familienlebens manchmal anders aussieht. Allerdings werden in beiden Fällen

²⁹ Als klassische bürgerliche Werte hält Kocka u. a. fest: „ die Hochschätzung von Arbeit und Leistung, von Selbständigkeit und Bildung, ein bestimmtes Familienideal und ein bestimmtes Modell der Arbeits- und Machtaufteilung zwischen den Geschlechtern“ (Kocka 2008:6). Vgl. auch Kap. 3.5.2.

³⁰ In diesem Sinne ist diese Logik denn auch individualistisch, da sie sich auf die Logik der kapitalistischen Moderne einlässt. Vgl. dazu auch Abschnitt 3.4.2.

³¹ Frau Riemerschmidt berichtet von einem Spielzeugautokauf, den sie auf das Quängeln des damals kleinen Enkelkindes hin getätigt hat – obwohl eigentlich nicht allen Konsumwünschen der Kinder nachzugehen sei (vgl. Zitat GM8-3). Und ebenso stellt Erika Nagy ihre überbordende Geschenkpraxis in Frage, die erzieherisch nicht korrekt sei (vgl. Kap. 7.2.1.2).

Argumentationen angeschlossen, die die Ausnahmen begründen und so „normalisieren“.³² Von dem eigentlichen Ideal wird dabei allerdings kein Abstand genommen, stattdessen „bestätigt die Ausnahme die Regel“.

Die Großelternrolle ist in beiden Fällen eine ergänzende zu den Eltern – Erziehung gehört neben der Betreuung dazu (und wird auch prominent thematisiert), aber beide betonen, dass eine entspannte, freudige Zeit mit den Kindern im Mittelpunkt steht. Sie genießen, nun als Großeltern einem Großteil der Verantwortung für die Fürsorge für die Kinder entbunden zu sein. Der Teil der Pflichten, der nach wie vor bei ihnen liegt (Betreuung, Verantwortung vorleben) wird aber nach wie vor ernstgenommen, und wiederum stets erörtert, wie die eigenen Kinder ihre Verantwortung als Eltern erfüllen. Die Kinder und Enkelkinder werden als Individuen skizziert, mit spezifischen Neigungen und Vorlieben, was nicht nur im Kontext der Aktivitäten thematisiert wird, sondern auch die Konsequenzen für die Beziehung zu den Kindern werden benannt.³³ So entsteht hier das Bild von Familie als einer Verantwortungsgemeinschaft, deren oberste Priorität es ist, ein Umfeld zu schaffen, das den Kindern die bestmöglichen Bedingungen und Möglichkeiten zur Entfaltung ihrer Persönlichkeit bietet.³⁴

Wertkonservativ-modernisiert – Auch Frank Essner und Stefan Meyer folgen zumeist einer formalen Logik, allerdings auf eine Art und Weise, die ich wertkonservativ-modernisiert genannt habe. Wie auch bei Erika Nagy und Michaela Riemerschmidt spielen Erziehungsideale – hier wohlwollend-streng, mit patriarchalen Zügen³⁵ –, ebenso wie Vorstellung von Fleiß, der sich aber auch auszuzahlen hat. Gerade Frank Essners Empörung über die aus seiner Sicht mangelnde Anständigkeit im behördlichen Umgang mit Arbeitslosen macht das deutlich, die er seit langem zu spüren bekommt, sich aber auch nicht alles gefallen lassen möchte. Ebenso wie Stefan Meyer ist er daher politisch engagiert, interessanterweise tun das beide aber gerade mit unterschiedlichen politischen Positionen: Während Frank Essner eher eine gewerkschaftliche Haltung mit einer an Arbeitnehmerrechten orientierten Perspektive an den Tag legt, engagiert sich Stefan Meyer in einer lokalen wirtschaftsliberal orientierten Partei.³⁶

Während nun in der bürgerlich-individualistischen Perspektive die bestmögliche Entwicklung des Individuums im Mittelpunkt der Betrachtungen steht, scheinen die Enkelkinder hier zwar hin und wieder als Individuen auf, mit eigener Entwicklung (bspw. GV2-14) und eigenen Interessen (bspw. GV1-3), wichtig ist als Erziehungsthema aber, dass es „ordentliche“ Menschen werden, mit denen man später umgehen kann. In diesem Sinne ist dann anders als im vorherigen Typ die Perspektive keine individualistische, sondern eine an der gesamten Gesellschaft orientierten Werteorientierung.

³²So erläutert Frau Riemerschmidt, dass es ihr erstes Enkelkind war und sie nach der langen Zeit im Umgang mit (eigenen) kleinen Kindern quasi aus der Übung war und sich noch habe „unterbuttern“ lassen (GM8-3). Und Frau Nagy begründet das viele Schenken mit den seltenen Besuchen.

³³So vergleicht Michaela Riemerschmidt die Charakterzüge einer ihrer Enkelinnen mit ihren eigenen und begründet anhand der Gemeinsamkeiten die besonders innige Beziehung zu ihr im Vergleich zu ihren anderen sieben Enkelkindern (vgl. GM8-11).

³⁴Dass dies wiederum die Kinder verpflichtet, aus diesen Voraussetzungen auch das Beste zu machen, wird insbesondere bei Michaela Riemerschmidt deutlich (die auch ältere Enkelkinder hat). Sie erwähnt zwar keine Konflikte diesbezüglich, hebt aber bspw. Fleiß explizit hervor – z. B. im Fall der Enkelin, die sich gerade auf das Abitur vorbereitet und daher auf ein Zeitschriftenabo verzichtet (GM8-5).

³⁵In dem Sinne patriarchal, dass beide sich innerhalb der Familie als diejenigen vorstellen, die sich um die ernstesten Angelegenheiten wie polizeiliche Anmeldungen, Wohnungsauswahl u. ä. kümmern, während sie die aktive Erziehung selbst nicht übernehmen bzw. sie nur dann über ihre eigene Erziehungstätigkeit sprechen, wenn es darum geht, „ein ernstes Wort zu sprechen“ oder „die Dinge in die Hand zu nehmen“ (vgl. z. B. GV1-8, GV2-13).

³⁶Hieraus würde ich schließen, dass bei der empirischen Suche nach sozialen Milieus, die typischerweise auch anhand des Kriteriums der „Parteipräferenz“ ermittelt werden, Vorsicht geboten ist.

Die Frage, wie die Kinder sich bestmöglich selbst entfalten können, spielt in den Gesprächszitaten beider keine explizite oder implizite Rolle – wenngleich stellenweise zur Kenntnis genommen wird, wenn den Enkelkindern bestimmte Aktivitäten gefallen (z. B. GV1-6).

Die Familie und die Enkelkinder sind in den Darstellungen nicht der Mittelpunkt der eigenen Lebenswelt, auch wenn sie als wichtiger, emotionaler Bezugspunkt erörtert werden. Regelmäßig aber werden wieder Verknüpfungen hergestellt zu gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen, die unabhängig von persönlichen Betroffenheiten ausgeführt werden. Auf dieser Ebene werden auch pluralistische Tendenzen zur Kenntnis genommen und als Entwicklung akzeptiert – allerdings wird vom eigenen Standpunkt nicht abgewichen und stattdessen eher die Frage formuliert, wie sich die gegensätzlichen Standpunkte vereinbaren lassen (aus diesem Grund habe ich die Bezeichnung „modernisiert“ gewählt; vgl. bspw. GV1-6, GV2-4, -8, -14).

Konservativ-nostalgisch – Richard Büchner würde ich ebenfalls eine konservative Haltung bescheinigen, die anders als bei den beiden bisherigen Typen nostalgische Züge trägt. Familie ist ein beschützenswertes Ideal, dem Arbeit und Aufmerksamkeit zukommen soll, das aber auch gegen gesellschaftliche Bedrohungen verteidigt werden muss. So ist Familie weniger für ihn persönlich, als vielmehr für die Gesellschaft als solche bedeutsam, und das in ihrer traditionellen Form, in der der Frau die häusliche Arbeit und dem Mann der Broterwerb zukommt. Er erzählt von den Besuchen bei den Enkelkindern und den Unternehmungen, die stets wieder mit formalen Vorstellungen in Zusammenhang gebracht werden – so z. B. wird das Telefonierverhalten der Kinder auf die altersgemäße Entwicklung zurückgeführt, oder die Strenge der Mutter gelobt, auch wenn das für ihn Einschränkungen bedeutet (wenn er bspw. nicht den ganzen Tag mit den Kindern in seinem Rhythmus spielen kann). Insgesamt erscheint seine Haltung gegenüber der Familie auf einer persönlichen Ebene distanziert (von den Beziehungen zwischen ihm selbst und den Kindern und Enkelkindern erzählt er fast nichts³⁷), was ich ebenfalls als nostalgische Haltung interpretieren möchte, da er zwar eine abstrakt-konservative Vorstellung der idealen Familie hat, diese aber (durch seine eigene Scheidung und bspw. auch durch das Drängen der Großmütter darauf, dass die Schwiegertochter arbeiten geht) nicht in allen Aspekten umgesetzt wird.

Insgesamt spielt in seinem Gespräch auch das Wendegeschehen eine große Rolle, was er auch auf die eigenen Familienbeziehungen rückbezieht. So erzählt er von seiner Tochter, die „in den Westen“ gegangen ist und dort einem Mentalitätswandel unterlegen sei. Zwar verdiene sie gut und sei auch eine gute Tante, den Lebensstil kann er allerdings grundsätzlich nicht gutheißen. Er betont, dass in der DDR zwar nicht alles gut, aber auch nicht alles schlecht gewesen sei, was auch die Kindererziehung betrifft. Insgesamt scheint bei ihm eine Sehnsucht nach einer besseren Gesellschaftsordnung auf, in der die Mißstände (die auch seine eigene Familie betreffen³⁸) aufgehoben sind.

Konservativ-binnenorientiert – Georg Michalski und Stefanie Engler sind ebenfalls sehr an der Familie orientiert, allerdings weitaus stärker im Sinne eines selbstverständlichen Unterstützungsnetzwerks, als dass abstrakte Familienideale explizit formuliert werden. Es ist für beide klar, dass die Familie zusammenhält und sich bei der Betreuung bspw. gegenseitig unterstützt. Für Georg Michal-

³⁷ An einigen Stellen deutet er an, dass er eine gute Beziehung zu den Enkelkindern hat (GV3-8, GV3-9).

³⁸ Zu diesen „Mißständen“ gehören die Kinderlosigkeit seiner älteren Tochter (GV3-2/5), seine eigene Scheidung (GV3-7) oder das Drängen seiner Ex-Frau und -Schwiegermutter, dass die jüngere Tochter, die zwei Kinder hat, wieder arbeiten solle (GV3-11).

ski sind – ganz formal-typisch – Feiertage gleichzeitig Familientage, wobei insbesondere er derjenige zu sein scheint, der die Treffen vorantreibt. Auch Frau Engler ist auf den engen Kreis der Familie orientiert, die implizit auf dem Verwandtschaftsverhältnis (und damit auf einem formalen Kriterium) gründet.³⁹ Explizit werden die Familienideale bei Frau Engler erst durch den Krisenfall, in dem ihr der Kontakt zum Enkelkind versagt ist und der nach Lösungsstrategien verlangt. Beide, Herr Michalski wie auch Frau Engler sehen ihre Großelternrolle einerseits in der Unterstützungsfunktion, die zwar als Praxis „erzählt“ wird, aber ebenfalls kaum theoretisch-argumentativ expliziert wird, sie ist selbstverständlich (im Fall von Frau Engler kommt es allerdings durch die Krise dazu). Und andererseits sind sie als Großeltern weitaus stärker von den Erziehungspflichten ausgenommen und betonen die Freude an und den Spaß mit den Kindern (Georg Michalski spricht vom „Pflegen und Verwöhnen“ der Enkelin, Stefanie Engler davon, dass sie die „Oma für den Spaß“ sei).

Beide erzählen viel von konkreten Begebenheiten mit den Kindern, auch der Bericht von typischen Familiengeschichten („damals, als die Tante sich in der Stadt verlaufen hat“) kommen insbesondere bei Georg Michalski häufig vor. Er sieht sich selbst in der Rolle des Hüters der Familientradition und lässt auch die Formulierung von „Familienkreisen“ fallen, die je nach Bedeutung des Feiertags bzw. nach Gelegenheit zusammenkommen. So dreht sich bei ihm fast alles in seinen Erzählungen um die Familie, auf Fragen nach seiner beruflichen Tätigkeit antwortet er knapp. Frau Engler tut das an einigen Stellen, was dennoch nicht den Eindruck trübt, dass das persönliche, familiäre Miteinander als bedeutsamster Bezugspunkt der Lebenswelt dargestellt wird, von dem das eigene Wohlergehen maßgeblich abhängt (vgl. GM4-3, GM4-14).

Traditionelles Arbeitermilieu – Für Alexandra Hüttner finden sich die familialen Selbstverständlichkeiten und formalen Ideale nicht in der vergleichsweise abstrakten Idee eines Unterstützungsnetzwerks, sondern in der alltäglichen Praxis der Alltagsbewältigung. Wenn sie nicht von alltäglichen Dingen (wie ihrem Aussehen nach dem Aufstehen, den Magenbeschwerden der Enkelkinder oder finanziellen Fragen) spricht, formuliert sie explizit konservative Familienideale, die sie besonders von ihrer Schwiegertochter, die ihren Mann und die Kinder verlassen hat, verletzt sieht. Fleiß und Anständigkeit sind wichtige Ideale für sie, die im Falle von Frauen insbesondere für die Fürsorgearbeit gelten. Sie formuliert das nicht explizit, aber berichtet von der Alltagspraxis und verdeutlicht, was „Kümmern“ beinhaltet. Familie ist ein selbstverständlicher Zusammenhang, der nicht weiter begründungsbedürftig ist. Es gibt keine Zitatstelle, in der sie bspw. darauf hinweist, dass sie *gerne* hilft (was einen Hinweis auf ihre individuelle Position gäbe und auf eine bewusste Entscheidung verweisen würde), oder wo sie eine Begründung für ihr Engagement erörtert – was bei allen anderen GesprächspartnerInnen auf die eine oder andere Art und Weise ausgeführt wird. Zwar empfindet sie das nochmalige Übernehmen von elterlichen Betreuungsaufgaben als belastend (irgendwann ist auch eine „natürliche Grenze“ erreicht, vgl. GM1-6, GM1-13), dass sie das tut, steht aber außer Frage. Großelternschaft ist dabei kein explizites Thema.

Kaum jemand erscheint in ihren Erzählungen je als Individuum (mit eigenen Hobbies, Charakterzügen o. ä.), auch wenn gute Beziehungen und emotionale Bedürfnisse durchaus auch stellenweise

³⁹So erzählt sie von den „Ersatzenkelkindern“, um die sie sich ehrenamtlich als Betreuungsperson kümmert (sie ist bei einem der Vereine Mitglied, die „Leihgroßmütter“ vermitteln). Obwohl sie Freude an den Kindern und der Tätigkeit hat, machen die Zitate allerdings deutlich, dass es eben „nur ein Ersatz“ für den fehlenden Kontakt zu den eigenen Enkelkindern ist. Dass diese besondere, aber auch selbstverständliche Verwandtschaftsbeziehung von der Ex-Schwiegertochter versucht wird aufzukündigen, ohne nach Lösungen zu suchen, ist für sie nicht nachvollziehbar.

thematisiert werden. Besonders eindrücklich wird das an der Erzählung einer Begebenheit, in der der Enkel, der seit einiger Zeit wieder bei der Mutter lebt, nach einem Besuch nicht zur Mutter zurückwollte. Über die Erzählung, dass sie den Enkel dennoch „dort gelassen“ haben, gerät sie ins Weinen und beschließt die Episode mit dem Hinweis „aber i ko’ den nimmer ha’m“ (GM1-11). Dass sie sich altersbedingt nicht mehr in der Lage sieht, den jüngsten Enkel aufzuziehen, bedeutet für sie ganz offensichtlich einen emotionalen Konflikt – an dem wiederum dessen Mutter die Schuld trägt.⁴⁰ An sich ist aber in ihren Ausführungen das Arbeiten zentral, das Beschäftigt-sein, das zu einem anständigen Dasein gehört. Menschen als Individuen tauchen nur in der Form auf, dass nach ihrer Erfüllung der Ansprüche an das anständige Leben gefragt wird (vgl. bspw. GM1-2).

Individualistische, situationsbedingte Praxis – Die nun folgenden beiden Haltungen, die mit je drei Fällen besetzt sind, sind stark von der offenen Typik geprägt. Nicole Walter, Jana Müller und Michael Reiser haben zunächst gemeinsam, persönliche Neigungen und Charaktere der Familienmitglieder nicht nur zum Thema zu machen, sondern diese auch als Begründungsfolie für unterschiedlichste Aspekte heranzuziehen, so z. B. die eigene großelterliche Praxis. Unterstützungsbedarfe werden situationsbedingt ausgehandelt, sie sind nicht selbstverständlich. Dabei gehen die Wünsche und Bedürfnisse aller Beteiligten gleichberechtigt ein. Die eigenen Vorstellungen von der Lebensgestaltung und emotionale Bedürfnisse werden daher ebenso thematisiert wie die Anderer, und die Abwägung der Interessen nimmt großen Raum in der Beschäftigung mit dem Thema der Familie ein. Dabei finden sich zugleich keine Dauerlösungen, stattdessen handelt es sich um situative Arrangements, die sich für eine Zeit bewähren – oder nachjustiert werden müssen (vgl. Zitat GM5-1, GM5-3, GV4-13, GV4-18, GM9-12). Die Situationen selbst werden mit gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen in Zusammenhang gebracht (die Teil der Situationsdefinition sind), auf die individuelle Antworten gefunden werden müssen (so bspw. die flexible Arbeitszeitgestaltung im Falle von Nicole Walters Tochter). Die Gestaltung der Großelternschaft orientiert sich gleichzeitig an dem, was gemeinsam Spaß macht. Das persönliche Unterstützungsnetzwerk wiederum beschränkt sich nicht alleine auf die verwandtschaftliche Familie, sondern integriert auch nicht-familiale Akteure (z. B. GV4-21). Ausschlaggebend ist die Praxis der Beziehungen. So ist die Qualität der Beziehung zur mittleren Generation nicht unbedingt ausschlaggebend für die Qualität der Beziehungen zu den Enkelkindern, sondern davon weitgehend unabhängig (was bspw. bei Jana Müller deutlich wird, die zur Schwiegertochter nicht die konfliktärmste Beziehung zu unterhalten scheint, aber dennoch von dem guten Kontakt zu den Enkelkindern berichtet). Alle Familienmitglieder werden empathisch als individuelle Persönlichkeiten skizziert, und dabei deren Positionen und Bedürfnisse dargestellt. Anders als bei den eher formal orientierten Typen werden deren Wünsche nicht in Frage gestellt. Die *formalen* Zitatstellen bei Jana Müller haben allesamt mit ihren Konflikten mit der Schwiegertochter zu tun, auf deren Argumentationslogik sie sich dabei einzulassen scheint. Beispielsweise reagiert sie auf den Vorwurf, sich nicht oft genug telefonisch zu melden, mit der Vorstellung, dass sich die Enkelin ja ebenso melden könnte (GM9-14). Auch bei Michael Reiser findet sich ein formales Zitat, in dem er berichtet, dass alle Kinder zum Geburtstag dieselbe Geldsumme geschenkt bekommen (GV4-17). Dieser abstrakte Gleichheitsgrundsatz wird allerdings wiederum zurückgeführt auf das eigene Bedürfnis, sich keinen Kopf um Geschenke machen zu müssen, und so dem Vorwurf der anderen zuvorzukommen, ungleich zu be-

⁴⁰ An einer sehr bemerkenswerten Stelle erwähnt sie, dass sie über die Geburt des jüngsten Enkels nicht nur erfreut war: „Na war ma bedient. I hätt [?] nimma so gern meng. Mir hätt’n die andern a scho glangt.“ Hier kommt deutlich eine quasi „automatische“ Involviertheit qua Verwandtschaft zum Ausdruck.

handeln. So erscheint das Familienleben in diesen Darstellungen als dynamisches Netzwerk, das zwar im Gesamten dauerhaft besteht, sich aber stets neu konfiguriert.

Bedürfnisorientierte Binnenorientierung – Maria Barton, Claudia Schmidt und Angelika Michler kommunizieren ebenfalls bedürfnisorientiert, mit teilweise individualistischen Zügen, allerdings weitaus stärker als im vorherigen Typ auf den engsten Kreis innerhalb der persönlichen Beziehungen hin konzentriert, die Außenwelt tritt selten in Erscheinung. Die individuellen Bedürfnisse und Neigungen werden in ihren Konsequenzen thematisiert, nicht die Gründe dafür gesucht oder einfühlendes Verständnis formuliert (wie das beim vorherigen Typen weitaus deutlicher der Fall ist). Die Selbstverständlichkeit ist, dass jeder für sein Tun Gründe hat, die kaum hinterfragt (oder „psychologisiert“) werden. Anders als beim vorherigen Typ spielt die Außenwelt für die Ausgestaltung des Miteinanders keine Rolle (z. B. gesellschaftliche Diskussionen um die Kinderbetreuung⁴¹), man genügt sich selbst und gegenseitige Unterstützung im Rahmen des möglichen und gewünschten ist selbstverständlich. Diese Selbstverständlichkeit fehlt im vorherigen Typ. *Erzählt* wird hier viel, aber eher episodisch (die „große Erzählung“, die ein kohärentes Bild von der eigenen Lebensgeschichte zu vermitteln sucht und Episoden stets in größere Erzählungen einbettet und mit Argumentationen und Beschreibungen verknüpft, fehlt⁴²). Die beteiligten Familienmitglieder werden zwar mit ihren Neigungen und als individuelle Charaktere dargestellt und anerkannt, die persönlichen Hintergründe für bestimmte Neigungen und Charakterzüge allerdings selten thematisiert (anders als beim vorherigen Typ). So wird die Alltagspraxis auch hier bedürfnisorientiert begründet, der Aushandlungsprozess selbst allerdings selten expliziert, so dass das Familienleben als ein überwiegend selbstverständliches und harmonisches erscheint, in dem das Erleben des Miteinander im Mittelpunkt der Darstellungen steht.

Die hier vorgestellten Typen sind in Tabelle 7.2 nochmals zusammenfassend dargestellt. Es soll nochmals daran erinnert werden, dass es sich dabei um Idealtypen im Weberschen Sinn handelt. Damit ist gemeint, dass die Typen durch Übersteigerung der als Logiken identifizierten Merkmale beschrieben werden, um über diese Veranschaulichung das rekonstruierte Konstrukt eines Orientierungsrahmens deutlich zu machen. Max Weber formuliert das folgendermaßen: „Er [der Idealtypus, Anm. GM] wird gewonnen durch einseitige Steigerung eines oder einiger Gesichtspunkte und durch Zusammenschluß einer Fülle von diffus und diskret, hier mehr, dort weniger, stellenweise gar nicht, vorhandenen Einzelercheinung, die sich jenen einseitig herausgehobenen Gesichtspunkten fügen, zu einem in sich einheitlichen Gedankenbilde. In seiner begrifflichen Reinheit ist dieses Gedankenbild nirgends in der Wirklichkeit empirisch vorfindbar, es ist eine Utopie, und für die historische Arbeit erwächst die Aufgabe, in jedem einzelnen Falle festzustellen, wie nahe oder wie fern die Wirklichkeit jenem Idealbilde steht. [...] Für den Zweck der Erforschung und Veranschaulichung aber leistet jeder Begriff, vorsichtig angewendet seine spezifischen Dienste. – Ganz in der gleichen Art kann man, um noch ein weiteres Beispiel zu analysieren, die ‚Idee‘ des ‚Handwerks‘ in einer Utopie zeichnen, indem man bestimmte Züge [...] einseitig in ihren Konsequenzen gesteigert zu einem in sich widerspruchslösen Idealbilde zusammenfügt und auf einen Gedankenausdruck bezieht, den man darin manifestiert findet“ (WEBER 1904/1968:191). Das bedeutet, dass man es bei den Idealtypen mit heuristischen Idea-

⁴¹ Aspekte wie flexible Arbeitszeiten oder die Verfügbarkeit von KiTa-Plätzen erscheinen dabei als externe Bedingungen, auf die man innerhalb der Familie reagiert.

⁴² Anders beim vorherigen Typ, in dem die Frage, was die eigene Person ausmacht, immer wieder behandelt wird, vgl. bspw. GM5-6, GM5-18, GV4-14, GV4-15, GM9-1 oder GM9-7.

Tabelle 7.2: Kommunikative Milieus unter Großeltern

Milieu	Umgangstypik	Beschreibung	Fälle
Bürgerlich-individualistisch	Formal	Traditionelles Familienbild; Individuen als Persönlichkeiten; Selbstentwicklung, Autonomie, Fleiß	Erika Nagy, Michaela Riemerschmidt
Wertkonservativ-modernisiert		Traditionelles Familienbild; Individuen als Teil eines gesellschaftlichen Organismus; Anerkennung von Vielfalt; Fleiß	Frank Essner, Stefan Meyer
Konservativ-nostalgisch		Traditionelles Familienbild; Individuum als Teil eines gesellschaftlichen Organismus; bedrohte Gemeinschaft	Richard Büchner
Konservativ-binnenorientiert		Familie als selbstverständliches Unterstützungsnetzwerk; Individuen als Teil eines familialen Organismus; gemeinsames Erleben	Stefanie Engler, Georg Michalski
Traditionelles Arbeitermilieu		Traditionelles Familienbild; Individuen am „anständigen“ Dasein gemessen; selbstverständliche Alltagsbewältigung	Alexandra Hüttner
Individualistisch, situationsbedingt	Offen	Nicht-exklusives Familienbild; Individuum als Persönlichkeit mit Neigungen als wesentliche Begründungsfolie; situative Arrangements	Nicole Walter, Jana Müller, Michael Reiser
Bedürfnisorientierte Binnenorientierung		Nicht-exklusives Familienbild; Individualität als unhinterfragte Bedingung; gemeinsames Erleben	Maria Barton, Claudia Schmidt, Angelika Michler

Quelle: eigene Darstellung

lisierungen zu tun hat und die gewählten GesprächspartnerInnen diesen Idealbildern nicht völlig entsprechen (vgl. hierzu auch SCHULZE 1992:262). Dies gilt in vorliegender Arbeit insbesondere, da nicht die vollständigen Gespräche transkribiert wurden, sondern nur ausgewählte Gesprächsstellen der Analyse unterzogen wurden – wengleich die Auswahl nicht willkürlich getroffen wurde (so wurden u. a. „engagierte“ Passagen transkribiert, die im Sinne der vorliegenden Arbeit als *kommunikative Relevanz* zu verstehen ist; vgl. 106). Grundsätzlich aber lassen sich obige Haltungen identifizieren, und auch in der weiteren Betrachtung erscheinen sie plausibel und valide – was insbesondere durch den Abgleich mit anderen Milieukonzepten deutlich wird (Tab. 7.3).

7.3.2 Kommunikative Milieus schaffen Sinn

Die Umgangstypik und die Milieus können als Repräsentationsformen eines praktisch-kommunikativen Wissens verstanden werden, das quasi als Regelwerk vorgibt, welche Sinnzusammenhänge zwischen einzelnen Aspekten in der Kommunikation hergestellt werden können (um sinnvoll zu kommunizieren). Denn meine GesprächspartnerInnen sind natürlich daran interessiert, ein sinnvolles Gespräch in Gang zu halten und bedienen sich dabei (sozial und mittels Erfahrungen angeeigneten) Kommunikationsformen, in denen die eigentlichen Gesprächsinhalte (sprich, die Ebene des kommunikativen, immanenten Sinngehalts, die in Kapitel 7.1.1 dargestellt wurde) zum Ausdruck gebracht werden. In

diesem Sinne handelt es sich um *kommunikative Strategien* im Umgang mit kommunikativen Problemen⁴³.

Die hier skizzierten Typen entsprechen in manchen Aspekten den bekannten Sinus-Milieus. So erinnert die bürgerlich-individualistische Haltung von Erika Nagy und Michaela Riemerschmidt an das liberal-intellektuelle Milieu, das sich durch eine liberale Grundhaltung und postmaterielle Wurzeln, mit einem Wunsch nach einem selbstbestimmten Leben auszeichnet, und ökonomisch als „gehoben“ einzuschätzen ist (was in meinen beiden Fällen auch zutrifft; SINUS MARKT- UND SOZIALFORSCHUNG GMBH 2015:16). Oder die hier im „traditionellen Arbeitermilieu“ verortete Alexandra Hüttner sowie der konservativ-nostalgische Richard Büchner könnte man auch dem traditionellen Sinus-Milieu zuordnen, das gekennzeichnet ist durch ein Bedürfnis nach Sicherheit und Ordnung sowie einer Anpassung an Notwendigkeiten (SINUS MARKT- UND SOZIALFORSCHUNG GMBH 2015:16). Aber auch mit Gerhard Schulzes Milieus deuten sich Überschneidungen an. Erika Nagy und Michaela Riemerschmidt wären dabei dem Niveaumilieu (SCHULZE 1992:283ff) zuzuordnen, während Alexandra Hüttner vermutlich im Harmoniemilieu (SCHULZE 1992:292ff) zu finden wäre (vgl. Tab. 7.3).

Tabelle 7.3: Versuch eines Abgleichs der kommunikativen Milieus mit sozialen Milieukonzepten

Kommunikatives Milieu	Fälle	Sinus-Milieu	Milieu nach Gerhard Schulze
Bürgerlich-individualistisch	Erika Nagy, Michaela Riemerschmidt	Liberal/intellektuell	Niveaumilieu
Wertkonservativ-modernisiert	Frank Essner, Stefan Meyer	Traditionell; Bürgerliche Mitte	Integrationsmilieu
Konservativ-nostalgisch	Richard Büchner	Traditionell	Unterhaltungsmilieu
Konservativ-binnenorientiert	Stefanie Engler, Georg Michalski	Bürgerliche Mitte, Liberal-intellektuell, Prekär	Niveaumilieu, Integrationsmilieu
Traditionelles Arbeitermilieu	Alexandra Hüttner	Traditionell	Harmoniemilieu
Individualistisch, situationsbedingt	Nicole Walter, Jana Müller, Michael Reiser	Adaptiv-pragmatisch, Hedonistisch, Bürgerliche Mitte	Integrationsmilieu, Unterhaltungsmilieu
Bedürfnisorientierte Binnenorientierung	Maria Barton, Claudia Schmidt, Angelika Michler	Bürgerliche Mitte	Adaptiv-pragmatisch

Quelle: Sinus 2015, 16 sowie Schulze 1992, 277-333, insb. 332f.; eigene Darstellung

Aber wie ein Blick auf nebenstehende Tabelle verdeutlicht, gelingt ein Abgleich mit diesen Milieukonzepten – der hier versuchsweise unternommen wurde – nur annäherungsweise, da sich die einzelnen Fälle der hier herausgearbeiteten Milieus oft verschiedenen Sinus-Milieus oder Milieus nach Schulze zuordnen lassen. Dies kann nicht verwundern, bedenkt man, dass aufgrund der Konzentration auf den lebensweltlichen Kontext der Familie letztlich doch andere Dimensionen abgebildet sind als bei den anderen Milieukonzepten, die neben lebensphilosophischen Aspekten und Wertehaltung

⁴³Um ein „Problem“ handelt es sich hier im Sinne der Herausforderung, der Situation „Interview“ adäquat zu begegnen, indem „genug“ Informationen eingebracht werden, um mir als Fremder das Familienleben zu veranschaulichen.

gen insbesondere Konsummuster und ästhetische Vorlieben fokussieren (vgl. SCHULZE 1992:278-283, SINUS MARKT- UND SOZIALFORSCHUNG GMBH 2015:11).

Etwas präziser auf die hier fokussierte Thematik sind die in Kapitel 4.1.3.3 aufgeführten Typologien, die unterschiedliche Großelternstile unterscheiden⁴⁴, auch hier gibt es Überschneidungen.⁴⁵ Auch hier finden sich Überschneidungen, die ebenfalls auf einen Zusammenhang zwischen sozialen Milieus und Großelternschafts-Haltungen verweisen – zwar decken sich die Befunde nicht völlig, was aufgrund unterschiedlicher Fokussierungen und methodischer Vorgehensweisen wie auch bei den sozialen Milieus fast zwangsläufig so sein muss. Dennoch lässt sich eine konzeptionell-inhaltliche Nähe der Typologien feststellen und sowohl soziale Milieus wie auch kommunikative Milieus im Kontext von Großelternschaft als empirisch identifizierbare Wissensgemeinschaften interpretieren.

Tabelle 7.4: Versuch eines Abgleichs der kommunikativen Milieus mit Großelternstil-Konzepten

Kommunikatives Milieu	Neugarten/Weinstein 1964	Robertson 1977	Herlyn/Lehmann 1998	Gauthier 2002
Bürgerlich-individualistisch	Formal, fun-seeker	Apportioned, symbolic	Selbstbestimmt und hoch engagiert	Club specialist
Wertkonservativ-modernisiert	Formal, reservoir of family wisdom	Apportioned	Pflichtorientiert, relativ familienunabhängig	Roots specialist
Konservativ-nostalgisch	Fun-seeker, distant figure	Symbolic, remote	Integriert, relativ familienunabhängig	Roots specialist, passive
Konservativ-binnenorientiert	Fun-seeker	Symbolic, individualized	Pflichtorientiert, selbstbestimmt und hoch engagiert	Club specialist
Traditionelles Arbeitermilieu	Surrogate parent	Symbolic	Pflichtorientiert, integriert	Educational, roots specialist
Individualistisch, situationsbedingt	Fun-seeker, surrogate parent	Symbolic, individualized	Selbstbestimmt und hoch engagiert, ambivalent	Educational
Bedürfnisorientierte Binnenorientierung	Fun-seeker	Individualized	Integriert	Club specialist

Quelle: Neugarten/Weinstein 1964, 202ff, Robertson 1977, 169ff, Herlyn/Lehmann 1998, 37ff, Gauthier 2002, 300ff (vgl. auch Kapitel 4.1.3.5); eigene Zusammenstellung

Anders als bei den hier zitierten Milieus und Großelternstilen, die auf quantitativen Befragungen beruhen, die Hinweise auf die praktische Lebensführung der Antwortenden geben sollen, gehe ich hier konsequent davon aus, dass es sich bei den von mir herausgearbeiteten Typen um *kommunikative* Milieus handelt, die einen bestimmten sprachpraktischen Umgang mit dem Thema „Großelternschaft“ zum Ausdruck bringen. Auch wenn für diese Arbeit ursprünglich die Idee bestand, die

⁴⁴Und die in manchen Fällen explizit Bezug nehmen auf Lebensstilkonzepte, so ROBERTSON 1977 und HERLYN und LEHMANN 1998.

⁴⁵Da sich die Typologien teilweise stark ähneln (vgl. Tab. 4.1), wurden für den hier vorliegenden Vergleich die Typologien von Cherlin/Furstenberg 1992 sowie Mueller et al. 2002 nicht berücksichtigt.

im Kontext von Großelternschaft auftretende Besuchs- und Mobilitätspraxis zu fokussieren, wurde letztlich „lediglich“ die kommunikative Referenz auf ebendiese Praxis untersucht. Diese Kommunikationspraktiken können nach Mannheim dennoch als Ausdruck bzw. Dokument einer grundlegenden Haltung gelesen werden, mit der der Welt Sinn verliehen wird (vgl. Kap. 2.2.1). Als mehr oder weniger verinnerlichte „Interpretationsanleitungen“ können sie als gesellschaftlich vorhandene Angebote zur Interpretation der Welt verstanden werden, die in der Handlungspraxis Eingang finden. Die unterschiedlichen Interpretationsangebote spiegeln sich in den Milieus wieder, die man nach Schulze auch als „Wissensgemeinschaften“ bezeichnen kann (SCHULZE 1992:267)⁴⁶. Großelternschaft ist dabei lediglich ein Beispiel für einen lebensweltlichen Kontext zu verstehen, in dem die hier rekonstruierten Orientierungsrahmen – und insbesondere die grundlegende Typik eines *offenen* vs. *formalen* Umgangs mit den Modernitätsnarrativen – zum Ausdruck kommen. Dass eine ähnliche Logik in anderen empirischen Befunden zu finden ist (neben den hier aufgeführten Vergleichen mit Milieukonzepten und Großelternstilen, insbesondere bei SENNETT 1998 oder ROSA 2005 – vgl. Kap. 3.5.2), lässt darauf schließen, dass es sich um kein nur auf Großelternschaft bezogenes Muster handelt.

7.4 Kommunikationsmilieus verhandeln Raumwissen

In diesem letzten empirischen Kapitel soll nun erörtert werden, wie die unterschiedlichen Kommunikationsmilieus räumliches Wissen verhandeln. Da sich daraus wiederum eine eigene Dissertation speisen könnte⁴⁷, kann die Darstellung hier nur explorativ erfolgen und wird sich weitgehend auf die bisherigen Auswertungsschritte beziehen. Dennoch können Zusammenhänge aufgezeigt werden, die zum einen die milieuspezifische kommunikativen Einbettungen von raumbezogenem Wissen aufzeigen, und zum anderen eine erste Antwort auf die zu Beginn der Arbeit formulierte Frage geben, wie Raumsemantiken generell in familienbezogene Wissensbestände eingebettet sind und sie strukturieren (vgl. Kap. 4.2.4). Zunächst möchte ich hierfür nochmals einen Blick auf die Raumzeitpfade werfen, bevor dem Aspekt der „räumlichen Nähe“ als wesentlichem wissenschaftlichen wie alltäglichen Topos nachgegangen wird.

7.4.1 Kommunikationstypen und Raumzeitpfade

Zur Erinnerung: Mittels der Raumzeitpfade konnte rekonstruiert werden, wie über bestimmte Sinnkontexte (Alltag und Wohnbiographie) kommuniziert wird, nämlich indem gezeigt wurde, dass das Wissenselement des absoluten Raumes in unterschiedliche Textsorten auf unterschiedliche Art und Weise eingelassen ist und mit dem Wissenskontext von Alltag und Wohnbiographie verwoben ist (vgl. Kap. 6). Wenn man davon ausgeht, dass Wissensstrukturen auch durch sprachliche Mittel hervorgebracht (objektiviert) werden (vgl. Kap. 2.2.2.4) – und das einerseits auf semantischer, andererseits auf Ebene der sprachlich-formalen Praxis –, dann repräsentieren die Raumzeitpfade ebenso wie die Typen der Umgangstypik einen gesellschaftlichen (Teil-)Wissensbestand, der die in Kapitel 7.1 benannten Aspekte zum Thema macht.

⁴⁶Gerhard Schulze betrachtet daher seine Milieus in wissenssoziologischen Sinne als „Gemeinschaften der Weltdeutung“ (SCHULZE 1992:267). Zur wissenssoziologischen Grundlegung seiner Arbeit s. auch SCHULZE 1992:219-273.

⁴⁷Beispielsweise würde sich auf Grundlage der vollständigen Gespräche eine Argumentations- (Felgenhauer 2007) oder Metaphernanalyse (Schlottmann 2005, Wintzer 2014) anbieten, eine Konversationsanalyse oder auch eine Auswertung nach einem Grounded-Theory-Verfahren.

Die unterschiedlichen Raumzeitpfade zeigen, dass die absolute Raumzeit des Familienalltags (die „raumzeitlichen Arrangements“ der Besuche) einmal als Beschreibung (wann sieht man sich *üblicherweise* wo), ein andermal als Erzählung (wann *hat* man sich zuletzt gesehen) abbildbar sind. Nun könnte man annehmen, dass die Kommunikationsform der Erzählung in Zeiten der Unübersichtlichkeit und Unplanbarkeit die Ausdrucksform erster Wahl ist, die Authentizität verspricht und spätmoderne Erlebnisse „im Moment“ zum Ausdruck bringt. Der Blick auf die Raumzeitpfade aber legt einen anderen Schluss nahe: Ich als Forscherin habe die Teile schwarz (und damit als im wissenschaftlichen Sinn authentisch, näher an der „Wahrheit“ der raumzeitlichen Besuchspraxis) gekennzeichnet, die der Erzählung entnommen waren. Damit sind die Raumzeitpfade (insbesondere in ihrer „erzählten“, schwarzen Form) ihrerseits als Abbild eines wissenschaftlichen Glaubens an Wahrheit und Authentizität zu verstehen, das einer rational-modernen Logik entspricht (als deren Ausdruck auch zumeist ein absolutes Raumverständnis betrachtet wird, vgl. Kap. 2.1.1.1). Im Nachgang habe ich versucht,

Tabelle 7.5: Kommunikative Milieus und ihre Alltagspfade

GesprächspartnerIn	Alltag Sprachmodus	Milieu
Erika Nagy	beschreibend	Bürgerlich-individualistisch
Michaela Riemerschmidt	beschreibend	
Frank Essner	<i>beschreibend</i>	Wertkonservativ-modernisiert
Stefan Meyer	<i>beschreibend</i>	
Richard Büchner	erzählend	Konservativ-nostalgisch
Stefanie Engler	erzählend	Konservativ-binnenorientiert
Georg Michalski	erzählend	
Alexandra Hüttner	beschreibend	Traditionelles Arbeitermilieu
Nicole Walter	<i>beschreibend</i>	Individualistisch, situationsbedingt
Michael Reiser	<i>beschreibend</i>	
Jana Müller	erzählend	
Angelika Michler	erzählend	Bedürfnisorientierte Binnenorientierung
Maria Barton	erzählend	
Claudia Schmidt	<i>beschreibend</i>	

Quelle: eigene Darstellung; graue Schriftfarbe: keine eindeutige Zuordnung; kursive Schrift: häufige Besuche

Zusammenhänge zwischen den einzelnen Raumzeitpfadtypen (viel erzählt vs. viel beschrieben, im Kontext von Alltag und Migration; sowie eine im Gespräch wenig präsente Migrationsgeschichte vs. eine detailliert nacherzählte Migrationsgeschichte)⁴⁸ und den kommunikativen Milieus herzustellen. Dabei tritt ein Befund in Erscheinung: All diejenigen, die im Alltag viel von „konkreten“ Episoden berichtet und erzählt haben (und deren Erzählneigung eindeutig war), weisen eine Binnenorientierung auf – so finden wir hier sowohl die konservativ-binnenorientierten Stefanie Engler sowie Georg Michalski wie auch diejenigen mit einer bedürfnisorientierten Binnenorientierung, Angelika Michler sowie Maria Barton (Kap. 7.4.1). Deren Raumzeitpfade konnten also weitgehend „durchgezeichnet“

⁴⁸Dass sich zwischen diesen Raumzeitpfad-„Typen“ keine Zusammenhänge finden ließen, wurde bereits in Kapitel 6.2.2 aufgezeigt.

werden, da es sich um diejenigen handelt, die viele Episoden mit den Enkelkindern nacherzählt haben (vgl. Tab. 6.1). Bei aller Vorsicht bei der Interpretation aufgrund problematischer Aspekte beim methodischen Vorgehen zur Erstellung der Raumzeitpfade (s. Kap. 6.3.2), erscheint dieser Befund doch inhaltlich plausibel. Die „Binnenorientierung“ zeichnet sich durch eine kommunikative Fokussierung auf das persönliche Alltagsleben aus, die gesamtgesellschaftliche Phänomene nur selten für alltagstheoretische Einlassungen heranzieht (vgl. Kap. 7.2.1.2). Gleichzeitig besteht eine große (kommunikative) Wertschätzung gemeinsam verbrachter Zeit und Erlebnisse⁴⁹, die eine Tendenz zum *Erzählen* plausibel erscheinen lassen und wiederum auf Kommunikationsstile verweist, die sich an der Bevorzugung bestimmter Textsorten festmachen lässt.

7.4.2 Das Milieu und das Wissen um die Bedeutung „räumlicher Nähe“

Wir haben in der Ergebnisdarstellung der kommunikativen Sinnenebene (Kap. 7.1.2.1) gesehen, dass in den Gesprächen verschiedene Voraussetzungen für die Gestaltung von Großelternschaft zur Sprache kamen – neben dem Alter, der persönlichen Neigung und der Beziehung zu den Gatekeepern (mittlere Generation) war es auch die räumliche Nähe, die als *Bedingung* thematisiert wurde. Damit sprechen die Großeltern einen Aspekt an, der nicht nur von wissenschaftlicher Seite als *strukturelle Bedingung* von Großelternschaft diskutiert wird (vgl. Kap. 4.1.1.3 und 7.1.2.1), sondern sie bewegen sich auch in einer alltagsweltlichen Wissensstruktur, wie sie Alfred Schütz beschrieben hat. Nach Schütz handelt es sich dabei um einen Aspekt der *räumlichen Aufsichtung der Lebenswelt* (vgl. Kap. 2.2.2.2), der mit der Erfahrung einer (räumlichen) *potentiellen Reichweite* (hier der Wohnorte der Enkelkinder, der wieder aufgesucht werden kann) auch an das Wissen um die Weltzeit gebunden ist, was bspw. Zeit für die Überwindung von Distanzen betrifft.⁵⁰ Damit handelt es sich um einen Wissensaspekt, der mit einem absoluten Raum- und Zeitverständnis einher geht, der wiederum kommunikativ eingebunden ist in ein Gespinnst von Wissenselementen, das sich hier um das Thema „Familienleben“ (und speziell um den Aspekt der *Voraussetzungen* von Großelternschaft) dreht. Dass dieses Wissen von den Milieus sprachlich auf unterschiedliche Art und Weise hervorgebracht und verhandelt wird, wurde im vorherigen Kapitel gezeigt. Nun soll es darum gehen, zu zeigen, inwiefern dann auch der Aspekt der „räumlichen Nähe“ unterschiedlich verhandelt wird. Da nicht alle GesprächspartnerInnen diesen Aspekt erwähnt haben, können hier nur Zitate von vier Typen herangezogen werden: die bürgerlich-individualistische, bedürfnisorientierte Binnenorientierung, konservative Binnenorientierung, sowie der Typ der individualistisch-situationsbedingten Praxis kommen hier vor. So sind von den jeweils stärker formalen und offenen Typen jeweils zwei vertreten (jeweils auch die Binnenorientierung, die sich bereits als relevante Dimension erwiesen hat), es fehlen dagegen drei konservative Typen (der nostalgische, modernisierte und der Arbeiter-Typ). Da es hier allerdings nicht um eine allumfassende Erfassung geht, sondern nur allgemein auf Unterschiede in der kommunikativen Einbettung des Raumwissens zwischen den Typen hinzuweisen, ist mit den genannten Typen eine hinreichend große Vielzahl abgedeckt.

⁴⁹Wenngleich diese zwischen den Bedürfnisorientierten und Konservativen unterschiedlich kontextualisiert wird, vgl. Kap. 7.3.1.

⁵⁰Letztlich kann man Hägerstrands Ausführungen zu den unterschiedlichen constraints als Versuch der Beschreibung der Zusammenhänge zwischen der räumlichen und zeitlichen Aufsichtung der Lebenswelt beschreiben – was Schütz nicht in aller Konsequenz tut. Während allerdings Hägerstrand davon ausgeht, dass die Welt *so strukturiert* ist, muss sie aus der Perspektive der hier vorliegenden Arbeit als *kommunizierte* Theorie der Welt interpretiert werden.

7.4.2.1 Zwei milieuübergreifende Verständnisse der Bedeutung von Distanzen

Zunächst finden sich in den Zitaten zwei verschiedene Verständnisse von räumlichen Begebenheiten, die sich um die Frage drehen, welche Bedeutung „räumlicher Nähe“ und damit Distanzen zwischen Wohnorten zugemessen wird: einmal räumliche Nähe als *Aufwand* und einmal als *Beziehungsqualität*. Ein Blick auf Tabelle 7.6 veranschaulicht dies.

Tabelle 7.6: Kommunikative Milieus über „räumliche Nähe“

GesprächspartnerIn Zitat	Milieu Raumaspekt
Erika Nagy, 70 Jahre, pensionierte Kunstlehrerin (GM2-14)	Bürgerlich-individualistisch
Es klappt, ja. Wenn man will, klappt alles. ... Wenn man will. ... Ja, aber es is ... Leider das Geld spielt auch eine große Rolle, weil, wenn man das nicht zahlt die sämtliche Flüge. Wenn sie, die Serena, kommt, das zahlt der Robert extra, und alles. Das, das, das ist halt so.(lacht) Aber wenn man das will. Und ihm - ja, ihm ist es lieber so und ... dass er die Verbindung ... pflegt und hat. Also, das ist schon lobenswert, kann man sagen.	Aufwand
Michaela Riemerschmidt, 71 Jahre, pensionierte Kindergärtnerin (GM8-18)	Bürgerlich-individualistisch
Und dann ham, hat der andre Sohn, ne Chilenin geheiratet. Und die leben bei Ingolstadt. Und die ham nun gar kein Hinterland. Ja. Äh, also. .. Kein Freundeskreis, sah ma, den ham se sich inzwischen aufgebaut. Aber, keine Verwandten da, und sie ihre Verwandten sehr weit. Die kommen dann mal für'n Vierteljahr, solange wie das Visum geht, aber des könn'n se auch nich' jedes Jahr machen. Ja.	Beziehungsqualität
Stefanie Engler, 60 Jahre, arbeitslose Hotelfachangestellte (GM4-7)	Konservativ-binnenorientiert
Ich sahe, wenn sie krank sind, ich komm auch mal runter. Und und und, nehm sie dir ab. Oder oder, irgendwie. Ich sach, ich bin da, wenn du mich brauchst. Na, des was der Vorteil is, ihre Eltern sind in der Nähe und, äh, können da, äh, sehr schnell reagieren. Ich mein, gut, ich hab nen weiteren Weg. Aber ich würde es machen. Ja.	Aufwand
Georg Michalski, 63 Jahre, selbstständiger Verfahrenstechniker (GV5-24)	Konservativ-binnenorientiert
Meine Eltern wohnten mit ihr'n Eltern, mir warn, ich als Kind, meine Eltern, meine Großeltern wohnten in einem H-, in einer Wohnung. War ne große Wohnung. Und da gabs immer, Zoff, mit dem Papa. War nich so das Gelbe vom Ei. Dann warn wer froh, wenn wir ne neue Wohnung hattn. Bleibt da, wir gehn dann dort hin, dann sehn wir uns jedn Tag, oder jede Woche. Ss-, mit unter nich immer so einfach.	Beziehungsqualität
Jana Müller, 57 Jahre, selbstständige Kosmetikerin (GM9-18)	Individualistisch, situationsbedingt

Tabelle 7.6 (Fortsetzung): Kommunikative Milieus über „räumliche Nähe“

GesprächspartnerIn Zitat	Milieu Raumaspekt
Aber ich finds jetzt nich, wenns um, um, mal Nachmittach n halbe Stunde spielen geht und ich dann sache, na, also da komm ich nisch extra rübergefahren. Das find isch nisch so schlimm.	Aufwand
Michael Reiser, 69 Jahre, pensionierter Fahrer (GV4-21)	Individualistisch, situationsbedingt
Die Kinder sind halt so. Die wolln ihr Lebhm für sisch habm. Des is nisch wie bei, Italien isch das andersch. Italien, wie, Enkelkinder, bei der Mutter sin, zumindest, in der Nähe von der Mutter. Und der Großvater in der Nähe. In Deutschland is es och so, aber, es geht jeder bissl seine Wege.	Beziehungsqualitäten
Nicole Walter, 62 Jahre, Fachangestellte im Vorruhestand (GM5-1)	Individualistisch, situationsbedingt
Mit dem Kind, also hat dann zwischenzeitlich ein Kind, is jetzt seit anderthalb Jahren wieder hier, also, deswegen ich kann isch auch sachen, ich weiß wie jetzt ne Trennung über zehn oder elf Jahre is. Und isch weiß auch, wie das räumliche Miteinander jetzt wieder sehr kompliziert is. Also wir müssen uns erst wieder, also, wir müssen uns erst wieder annander gewöhnen. Man merkt, also isch merk des jetzt eigentlisch, dass wir uns gar nüsich rischtisch kannten. Also, wir ham eigentlich bloß, wir ham zu Besuch immer. Und sie warn hier, und da setzt man eigentlich immer sein, bestes Gesicht auf. Und hier ist jetzt wieder Alltag. (Zur Situation der jüngeren Tochter.) Er kümmert sich sehr wenig ums Kind, obwohl er hier gleich um de Ecke wohnt. Ja. Sie wohnt auch hier... Ja, sie wohnt auch, sie wohn, sie wohnen jetzt alle hier. Mittlerweile. Hab ich auch n bisschen Probleme, weil, .. Ich sach jetzt mal, also ich bin, also für alle muss isch ja auch da sein (lacht). Des is jetzt, äh, vielleicht jetzt auch für Sie, dass Großmutter dann och, man kann nicht nein sagen, und man sacht auch nich nein. Und man macht des alles. Aber, . Es is n bisschen problematisch.	Beziehungsqualitäten Aufwand Beziehungsqualitäten
Angelika Michler, 63 Jahre, pensionierte Buchhalterin (GM3-12)	Bedürfnisorientierte Binnenorientierung
Und mit dem zweiten Kind wirds wieder so sein also ... Jetzt fährt die wahrscheinlich wieder drei Jahre da jede Woche nach Rosenheim fahrn. Also des is eine Oma ... ja. Also, ich würd des nicht tun. Des ... des weiß ich sicher. Ja, das is auch.. Ja. Die Fahrerei die Woche darein. Und ... die is jetzt a 70 geworden. Des is für sie schon a Belastung. ... Merk ich schon ... also. Aber sie ... sie klagt nicht, sie jammert net. Ich finds nur, ehrlich gesagt, von der Tochter ... schon ... bissl a Zumutung.	Aufwand
Claudia Schmidt, 53 Jahre, Steuerfachgehilfin (GM7-17)	Bedürfnisorientierte Binnenorientierung
Die sind nich so integriert in den Familienverbund. Es is auch zu weit. Also man fährt halt mal hin zu Besuch, oder die kommen mal her zu Besuch. Und, der wöchentliche Kontakt, der is dort, der is nich möglich.	Beziehungsqualitäten
Farberläuterung Textsortentrennung (s. Kap. 5.3.2.2): Erzählung, Beschreibung, Argumentation, Bewertung	
Quelle: eigene Darstellung	

Es kann zwischen zwei Ausdeutungen der Bedeutung räumlicher Nähe unterschieden werden: einmal *Raum als Aufwand* sowie *Raum als Beziehungsqualität*. Ersteres meint eine Deutung von Raum, in der Distanzen mit (finanziellem oder zeitlichen) Aufwand gleichgesetzt werden⁵¹, der wiederum sozial verhandelbar ist (womit wiederum auf einen dualistischen Raum verwiesen wird). Es hängt bspw. von Prioritätsetzungen ab, ob man den Aufwand auf sich zu nehmen gewillt ist oder nicht (deutlich wird das in der Tabelle im ersten Zitat von Erika Nagy⁵²). Somit werden hier handelnde Akteure in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt. Anders dagegen in den Zitat(-stellen), in denen sich ein „Raum als Beziehungsqualität“ finden lässt. Hier werden Distanzen unmittelbar mit konkreten Folgen für Beziehungsqualitäten gleichgesetzt und erscheinen in dieser Hinsicht invariabel und absolut, werden aber dennoch in ihrer sozialen Bedeutung thematisiert. So bedeuten große Distanzen in dieser Art der Thematisierung (praktisch automatisch) seltenere Besuchsfrequenzen, was keine Alltagsbeziehung zulässt (vgl. bspw. die Zitate von Michaela Riemerschmidt oder von Stefanie Engler). So spiegelt die alltägliche Thematisierung der räumlichen Nähe auch die wissenschaftlich verwandte Diskussion um die Bedeutung von Kopräsenz für die Gestaltung von Beziehungen, die sich ebenfalls im Spannungsfeld zwischen einer „absolutisierenden“ und Kontingenz betonenden Perspektive bewegt (s. Kap. 4.2.3). Auf der Thematisierungsebene entspricht dies daher einem materiell-relationalen Raumverständnis – es werden Lagebeziehungen angesprochen. Überlagert wird diese Raumsemantik im weiteren Kontext wiederum von einem dualistischen Verständnis, das auch die soziale Hervorbringung räumlicher Verhältnisse berücksichtigt.

7.4.2.2 Milieuspezifische Einbettung von Raumwissen

Während nun diese beiden Raumverständnisse milieuübergreifend zu finden sind, zeigt sich erst im weiteren Sequenzzusammenhang, dass dieses bereichsspezifische Wissen (die Bedeutung räumlicher Nähe für das soziale Miteinander) sich erst in der Herstellung von Zusammenhängen mit anderen Feldern (Familienleben) zu milieuspezifischen Wissensstrukturen verbindet. So sind die beiden Raumverständnisse ihrerseits wieder in Argumentationen oder Erzählungen eingebettet, die kommunikativer Ausdruck des Milieus sind. So ist die in Tabelle 7.6 zitierte Passage von Michaela Riemerschmidt in eine etwas längere Sequenz (das vollständige Zitat findet sich im Anhang, GM8-18) eingebettet, in der sie die Besuchspraktiken der weiteren Familie eines ihrer Kinder beschreibt. Insbesondere geht es um die Abstimmung von Besuchen mit einem der anderen „Schwiegergroßeltern“-Paare, von denen sie immer wüßten, wo sie sind, so dass sie bspw. entsprechend ihre Arzttermine so koordiniert, dass sie abwechselnd die Besuche und die Enkelkinderbetreuung ermöglichen können. Im Verlauf der Erläuterungen für die eigene Mobilitätspraxis wird auch die Konstellation in einer anderen Teilfamilie erörtert, von deren familialen Arrangement sie berichtet. Die räumlichen Distanzen haben in dieser Darstellung ganz konkrete Auswirkungen auf das familiäre Miteinander – die chilenische Familie, die nur gelegentlich zu Besuch kommt, stellt kein *Hinterland* dar. Damit wird eine bestimmte Beziehungsqualität fokussiert, die auf häufigen Begegnungen beruht (denn eine emotionale Unterstützung kann durchaus auch aus der Ferne erfolgen). Das räumliche Arrangement stellt wiederum eine zu berücksichtigende Voraussetzung für die eigene Abstimmungspraxis dar, die sie für gelungen hält und in milieuspezifischer Manier als eigene Leistung und damit auf das eigenverantwortliche Handeln zu-

⁵¹Was Hägerstrands Konzept der „capability constraints“ entspricht, vgl. Kap. 6.1.1.

⁵²In diesem Zitat schwingt auch der Aspekt der „finanziellen Ausstattung“ der Beteiligten mit, die hier ebenfalls in Richtung der Frage thematisiert wird, „wofür möchte man sein Geld ausgeben?“

rückführt. So schließt diese Sequenz denn auch mit der Aussage: „Also, wir machen das, was viele nich' können“ (bezugnehmend auf die Abstimmung zwischen den Großeltern).

Ebenso wird auch bei Stefanie Engler die milieuspezifische Einbettung des „Raumes als Aufwand“ erst bei Betrachtung der vollständigen Sequenz deutlich (vgl. auch GM4-7), die sich wiederum auf den Binnenraum der Familie orientierten und die große Bedeutung des familialen Kontextes für sie verdeutlicht. Eingebettet in eine Erzählung von den Konflikten mit ihrer Ex-Schwiegertochter geht es um die Möglichkeiten für die Aufrechterhaltung des Kontakts mit den Enkelkindern. Sie macht ihrer Schwiegertochter „Angebote“, um den Kontakt zum Enkelkind aufrechtzuerhalten. Das allgemeine Angebot der Betreuung der Kinder wird durch den Umstand „entwertet“, dass die Eltern ihrer Schwiegertochter sehr viel näher wohnen und diese daher diese Aufgabe spontan und weniger aufwendig übernehmen können. Allerdings bietet sich hier wiederum die Möglichkeit, ihr Engagement unter Beweis zu stellen und das Angebot der Kinderbetreuung daher aufzuwerten: „sogar unter diesen Umständen“⁵³ würde sie den weiten Weg zur Betreuung auf sich nehmen. Raum im Sinne des notwendigen Aufwands für Besuche ist einerseits eine Bedingung, die aber verhandelbar ist und hier sogar zur argumentativen Ressource wird.

In einem vergleichsweise langen Zitat nimmt Nicole Walter mehrmals Bezug auf Raum – zweimal auf Raum als Beziehungsqualität und einmal als Aufwand. Letzteres führt sie auf im Kontext eines ihrer Ex-Schwiegersöhne, der „trotz“ geringen notwendigen Aufwandes sich kaum um sein Kind kümmert. Räumliche Begebenheiten als unmittelbare Folge für Beziehungsqualitäten thematisiert Nicole Walter dagegen in den anderen Abschnitten. Hier thematisiert sie das „räumliche Miteinander“ als eine wesentliche Bedingung für die Gestaltung der familialen Beziehungen, die weitreichenden Konsequenzen für andere Aspekte des sozialen Miteinanders haben. Während die vorherige Distanz lediglich „Besuchsbeziehungen“ zugelassen hat, bringt sie die nun für sie spürbare Anwesenheitsverfügbarkeit (s. Kap. 4.2.3) in Bedrängnis, da sie ihre Bedürfnisse offensiver einfordern muss. So wird die Anwesenheitsverfügbarkeit zu einem neuen Aspekt, der die Bedingungen der Aushandlungsprozesse verschoben hat.

Zuletzt möchte ich noch auf das bereits aufgeführte Zitat von Angelika Michler eingehen, die ebenfalls Aushandlungsprozesse, allerdings in einer anderen Familie thematisiert. Sie beschreibt die Situation einer Bekannten, die als Großmutter sehr stark engagiert ist, jedes Wochenende das Enkelkind betreut und hierzu eine lange Autofahrt auf sich nimmt, um das Wochenende beim Enkel zu verbringen. Frau Michler bewertet das als Zumutung, da die Großmutter bereits 70 sei und eine derartige „Fahrerei“ eine Belastung sei (die sie selbst nie auf sich nehmen würde). Die familiäre Unterstützung ist damit entsprechend ihrer Wertehaltung keine Selbstverständlichkeit, sondern auch von günstigen Umständen und der eigenen Verfasstheit abhängig, bspw. dem Alter – Voraussetzungen, unter deren Licht die Distanzen und der damit einhergehende Aufwand für Besuche zu bewerten und auszuhandeln ist.

So liegt nach der Zusammenführung der Milieus mit unterschiedlichen raumsemantischen Einlassungen (die sich einmal in Form der Raumzeitpfade, ein andermal in unterschiedlichen Verständnissen der Bedeutung räumlicher Nähe ausdrücken) die Interpretation nahe, dass die unterschiedlichen Raumbegriffe/-semantiken zwar grundsätzlich allen hier untersuchten GesprächspartnerInnen als

⁵³Hinter dieser Formulierung verbirgt sich eine Rechnung, die zwischen Kosten (Aufwand zur Distanzüberwindung) und Nutzen (spontanes Aushelfen) abwägt, denn „eigentlich“ steht der weite Weg zu spontanen (und ggf. kurzen) Betreuungsaufgaben in keinem Verhältnis, das sie normalerweise positiv bewerten würde.

kommunikatives Repertoire zur Verfügung stehen, deren Bedeutung für die milieuspezifischen Wissensbestände sich allerdings erst aus dem Kontext erschließen lässt. Diese nun empirisch gestützte These werde ich im Schlusskapitel nochmals aufgreifen und erörtern.

7.5 Zusammenfassung: Mit der dokumentarischen Methode „Raumfragen“ untersuchen

In diesem zweiten und letzten empirischen Kapitel (nach der Vorstellung des Auswertungsansatzes mithilfe der Raumzeitpfade in Kap. 6) wurden schrittweise die Ergebnisse der Analyse vorgestellt, die weitgehend an die Vorgehensweise der dokumentarischen Methode (nach den Vorschlägen Arnd-Michael Nohls) angelehnt durchgeführt wurde (s. hierzu Kap. 5). Zunächst wurden auf Grundlage einer formulierenden Interpretation die Gesprächsinhalte skizziert (Kap. 7.1.1), die einen Eindruck der von den GesprächspartnerInnen aufgegriffenen Themen vermittelte. Auf dieser Ebene des immanenten (expliziten) Sinngehaltes (vgl. Tab. 5.3) wurde „Raum“ u. a. bei der Erörterungen von Voraussetzungen für die Gestaltung von Großelternschaft expliziert (Kap. 7.1.2.1). Dabei kamen wiederum verschiedene semantische Spielarten zum Ausdruck: Zum einen zeigte sich, dass das absolute, cartesische Raumverständnis auch in alltagsnahen Gesprächen oftmals in Zeit übersetzt wurde („Raum als Raum“ oder „Raum als Zeit“; Kap. 7.1.2.2). Zum anderen wurde Raum in einer dualistischen Lesart (wie es bspw. Martina Löw als theoretische Grundlage für eine Raumsoziologie vorschlägt; vgl. Kap. 7.1.2.3) sowohl als materielle Voraussetzung wie auch sozial hervorgebracht aufgegriffen. In der später vertieften Analyse des Sprechens über „räumliche Nähe“ bzw. „Distanz“ wurde dieser Befund weiter veranschaulicht (vgl. Kap. 7.4.2.1). Festzuhalten bleibt, dass in den Gesprächen modernisierungstheoretische Topoi (wie insbesondere das des „alltäglichen Balancemanagements“ sowie die „Vervielfältigung der Handlungslogiken“) auch von den GesprächspartnerInnen aufgegriffen wurden. In der anschließenden *reflektierenden* Interpretation konnte gezeigt werden, wie diese Themen bearbeitet wurden. Dabei schienen zwei Formen des Umgangs mit den kommunizierten modernen Bedingungen zur Alltagsgestaltung auf: einerseits eine an formalen Logiken orientierte, der eine Annahme von „richtig“ bzw. Wahrheit zugrunde liegt. Andererseits fand sich eine offene Art der Thematisierung, die weniger an festen Modellen und Ideen orientiert ist, als sich vielmehr auf Aushandlungsprozesse und situationsbedingte Bedürfnisidentifikation beruft (Kap. 7.2). Dieser Befund lässt sich in einen Zusammenhang bringen mit empirischen Befunden anderer Autoren, die wie bspw. Hartmut Rosa Spieler und Drifter identifizieren, die einen je unterschiedlichen Umgang mit spätmodernen Lebensbedingungen pflegen. Diesen beiden Logiken wurde wiederum im nächsten Analyseschritt fallintern nachgegangen, was sieben Typen hervorbrachte, die je einer der beiden Logiken zuneigen, sich aber in ihrer Art der Thematisierung dennoch unterscheiden (Tab. 7.2). Da dieser Arbeit der Gedanke zugrunde liegt, Kommunikationspraktiken zu untersuchen, wurden diese Typen als „Kommunikationsmilieus“ bezeichnet – die in ihrer Beschreibung an die Typen in lebensstilorientierten Untersuchungen erinnern (vgl. Kap. 7.3.2). Zuletzt wurde dann die Brücke geschlagen und die beiden Sinnebenen miteinander verbunden, indem dem Topos der „räumlichen Nähe“ auf Ebene der Milieus nachgegangen wurde (Tab. 7.6). Die räumliche Nähe trat dabei in den ausgewählten Zitate wiederum in zwei semantischen Varianten in Erscheinung (einmal in einem absoluten, einmal in einem kontingenten Verständnis). Beide Varianten fanden bei allen Milieus Verwendung, wurden aber auf unterschiedliche Weise kommunikativ in einen Wissensbestand eingebunden, der milieuspezifische Ausprägungen – und letztlich Perspektiven auf die Welt – zum Ausdruck bringt.

Kapitel 8

Alles nur Gerede?

Eine sprachpragmatische Perspektive auf das Wissen von Familie und Raum

Menschen leben halt meist in bedeutungsvollen Umwelten, und was immer ihnen dort an Gegenständen bzw. Wahrnehmungsfiguren begegnet, dem können sie normalerweise erlernte Bedeutungen geben; meistens haben sie zusätzlich gelernt, auf welche (Raum-) Semantiken sie wo und wann am besten zurückgreifen.

HARD 2008:290

8.1 Sprechen über Familie und Raum: Ergebnisresümee zur Beantwortung der Forschungsfrage

Gegen Ende der vorliegenden Arbeit, die sich der Bedeutung von Raumsemantiken für die Kommunikation über Familie und damit gesellschaftlich vermittelten Wissensbeständen über Familie widmete, sollen nun die konzeptionellen Fäden, die zu Beginn ausgelegt wurden, nach der Darstellung der empirischen Ergebnisse in den Kapiteln 6 und 7 abschließend wieder zusammengeführt werden. Hierfür möchte ich zunächst einen Überblick über die erarbeiteten Teilergebnisse geben, um anschließend zu zeigen, wie diese zur Beantwortung der in der Einleitung und in Kapitel 4.2.4 formulierten Forschungsfragen beitragen. Im nachfolgenden Kapitel werde ich zunächst einige forschungspraktische Reflexionen anschließen, bevor ich die Arbeit mit einigen Überlegungen zur geographischen Erforschung spätmoderner und familienbezogener Wissensbestände abschließe.

8.1.1 Raumsemantiken als Elemente familienbezogener Kommunikation

Die Hinwendung zu Sprache und Kommunikation ist in der Geographie kein neues Phänomen mehr. Die Anerkennung der Bedeutung von Sprache für die Konstitution des Gesellschaftlichen (und damit seit der handlungstheoretischen Wende auch für *Raum*) ist ein wesentliches Merkmal der Neuen Kulturgeographie und überhaupt einer konstruktivistischen Perspektive (vgl. WEICHHART 2008:364). Sie ist auch die Grundlage für Arbeiten, die sich *Raumsemantiken* empirisch zuwenden (vgl. Kap. 2.1.3 und insb. 5.1). Für die hier vorliegende Arbeit, die sich ebenfalls in diesem Kontext verortet, wurde Raum dabei nicht als ontologisches Konzept entwickelt, sondern auf einer zweiten Beobachtungs-

ebene angesiedelt, auf der nicht mehr danach gefragt wird, was Raum ist¹, sondern danach, wie über und mittels Raum (bzw. seiner unterschiedlichen semantischen Spielarten) kommuniziert und dabei Sinn geschaffen wird. Die Raumverständnisse, die den unterschiedlichen Raumsemantiken zugrunde liegen, transportieren in dieser Lesart lediglich verschiedene Theorien über den Zusammenhang von Raum und Gesellschaft, wie in Kapitel 2.1.3 herausgearbeitet wurde. An diese Perspektive schließen sich verschiedene Fragestellungen an:

Sprachpragmatisch orientierte Geographinnen und Geographen würden sich dann beispielsweise mit den Räumen befassen, die diejenigen Sprechakte leiten, die Landnutzungen, Investitionen, den Handel von Gütern oder den Schutz der Umwelt [– **aber auch Familienleben** –] regulieren. Mit dem Raum erster Ordnung vor Augen, könnte die Geographie auch ihre eigenen, älteren Semantiken (d. h. Raumkonzeptionen zweiter Ordnung) dekonstruieren und kritisieren. Räume würden als Instrumente in Verwendungszusammenhängen, seien sie nun theologischer, pädagogischer, administrativer, politischer[, **kommunikativ-alltagsweltlicher**] oder sonstiger Natur, thematisiert. ZIERHOFER 1999:184, *Ergänzungen in Klammern GM*

So wurde in dieser Arbeit das Feld der sprachpragmatischen Geographie um den Aspekt der *Familie* ergänzt. So konnte in den Kapiteln 7.1.2.1 sowie 7.4.2 beispielhaft gezeigt werden, welche Rolle das semantische Umfeld eines zunächst absolut erscheinenden Raumes, v. a. in Form „räumlicher Nähe“² bei der kommunikativen Bearbeitung des Themas „Familie“ und insbesondere „Großelternschaft“ spielen, und wie sie als kommunizierbare Wissens Elemente ihren Teil zum Sinnkomplex „Familie“ bzw. „Familienalltag“ beitragen (vgl. REDEPENNING 2006:41). Grundsätzlich wurde kein spezifischer Raumbegriff fokussiert, oder wie von Zierhofer vorgeschlagen noch ein Bezug zur materiellen Welt beibehalten, indem Raumsemantiken als diejenigen Interpretationsschemata bezeichnet worden wären, mit Hilfe derer wir uns in der *materiellen* Welt orientieren (ZIERHOFER 1999:184). Stattdessen habe ich auf den Verweis auf einen materiellen Kern des „Raumes“ verzichtet (ebenfalls dagegen argumentiert Hard 1999:134-7; vgl. auch SCHLOTTMANN 2013:190). Da ich damit der Annahme eines erkenntnistheoretischen Konstruktivismus folge, der konstatiert, dass es keinen Beobachtungsstandpunkt gibt, von dem aus entschieden werden könnte, wann ein Bezug zur materiellen Welt gegeben ist und wann nicht, und stattdessen die materielle Welt als „unerreichbaren Horizont“ betrachtet (REDEPENNING 2006:33), habe ich zu Beginn der Arbeit pragmatisch auf die Arbeiten von AutorInnen zurückgegriffen, die sich um eine Inventarisierung unterschiedlicher Raumbegriffe verdient gemacht haben (Kap. 2.1.1). Auf diesem Weg wurde ein sprachliches „Raum-Repertoire“ erfasst, das Grundlage für die empirische Untersuchung war, so dass ebendiese räumlichen Semantiken auf der immanenten Sinnebene identifiziert werden konnten. Somit wurden die unterschiedlichen Konzepte und Verständnisse von Raum als Semantik verstanden, die unterschiedliche Alltags- und Wissenschaftstheorien in sich tragen, sie sind „generalisierter Sinn“ und „Vorrat möglicher Themen für die Kommunikation“ (REDEPENNING 2006:72; vgl. Kap. 2.3).

Drei der vielen (und nicht immer unterscheidbaren) Raumsemantiken, die in Kapitel 2.1.1 aufgelistet wurden, konnten im Verlauf der Auswertung des Gesprächsmaterials diskutiert werden: der absolute Container-Raum, der Raum als materielle Lagerrelation sowie eine dualistische Idee von Raum, wie sie u. a. Martina Löw oder Benno Werlen vertreten (vgl. Kap. 2.1.1).

¹Oder welche Rolle ein materieller Raum für das Soziale spielt.

²Hiermit war die räumliche Nähe der Wohnstandorte zueinander gemeint.

Der absolute Raum und das verortbare Familienleben – Der als wissenschaftlicher Begriff vielfach kritisierte absolute Newtonsche Raum fand sich in den in Kapitel 2.1.1 ausgeführten Inventarisierungen in unterschiedlicher Bezeichnung: als Raum₂ bei Weichhart, als mathematisch-euklidischer oder Container-Raum³. Dass dieses Raumverständnis in der Geographie seine weitreichendste Rezeption im Rahmen des raumwissenschaftlichen Paradigmas erhalten hat und durch die Hinzunahme der zeitlichen Dimension durch Torsten Hägerstrand bedeutendster Raumbegriff der Zeitgeographie war bzw. ist, wurde zu Beginn von Kapitel 6 diskutiert. Unter Rückgriff auf visuelle Raumzeitpfade konnte dieser Raumsemantik in ihrer Bedeutung für den Themenkomplex „Familie“ etwas genauer nachgegangen werden. So wurden in Kapitel 6.2.1 zunächst Alltagspfade auf Grundlage der Gespräche gezeichnet, die die Mobilität der Familienmitglieder über einen Zeitraum von etwa sechs Wochen veranschaulichten. Dabei zeigte sich, dass die für die Rekonstruktion nötigen sprachlichen Äußerungen einerseits im Rahmen von *Erzählungen* sowie *Beschreibungen* andererseits vollzogen wurden.⁴ Für beide Textsorten ist das Zeichnen der Raumzeitpfade für die Alltagsmobilität möglich (da sie die dafür notwendigen semantischen Elemente des absoluten Raumes und der chronologischen Zeit enthalten), erfüllen aber einen unterschiedlichen kommunikativen Zweck. Während in Kapitel 6.2.1 auf

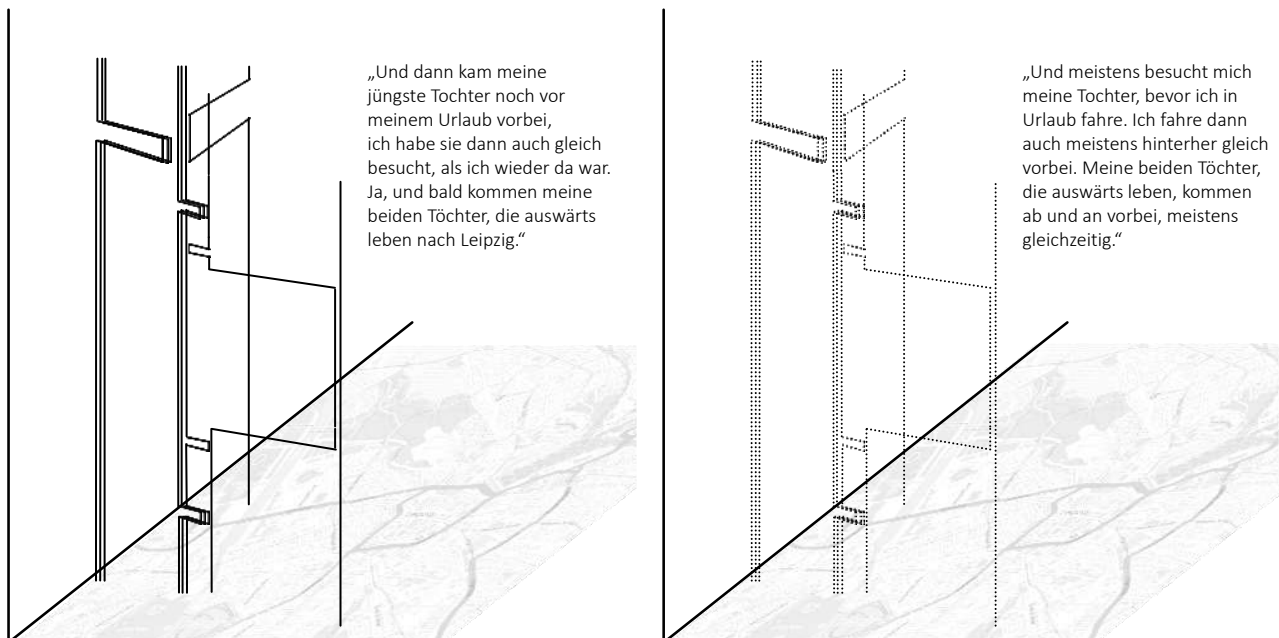


Abbildung 8.1: Raumzeitpfade zur Darstellung von Erzählungen (li) und Beschreibungen (r) (Fiktives Beispiel, angelehnt an das Gespräch mit Maria Barton; vgl. Abb. 6.5)

diesem Wege die unterschiedliche Verwendung der *beiden* Textsorten im thematischen Kontext von „familialer Alltagsmobilität“ rekonstruiert wurde, zeigt die in Abb. 8.1 getrennte Darstellung, dass die Textsorten unterschiedlichen Zwecken dienen. Während die Erzählung den Anspruch hat, Erlebnisse zu rekapitulieren und dabei Ort-Zeit-Stellen zuweist, Authentizität verspricht und den Anschein erweckt, dass Theoretisierungen erst noch ausstehen⁵, wird die Beschreibung bereits als Erfahrung, als

³Zum Zusammenhang dieser unterschiedlich bezeichneten „Räume“ vgl. SCHLOTTMANN 2013:199.

⁴Eine solche sprachliche Äußerung wäre bspw. der erzählende Satz „Gestern besuchten wir zu dritt den Zoo.“ sowie der beschreibende „Zu seinem Geburtstag gehen wir immer in den Zoo.“.

⁵Dass auch Erzählungen stets Teil eines größeren identitären Narrativs sind, zeigt bspw. WEIDENHAUS 2015. Um dies zu untersuchen muss der Blick auf die *Auswahl* der Erzählungen gelenkt werden.

Typisierung auf höherer Ebene vorgebracht („wir machen das immer so und so“).⁶ Beide Textsorten können als unterschiedliche Antwort auf das kommunikative Problem, einer Forscherin das eigene Familienleben zu veranschaulichen, betrachtet werden. Während im Fall der Erzählung die Erlebnisse für sich selbst sprechen (sollen), wird im Fall der Beschreibung bereits eine Zusammenfassung, eine Verallgemeinerung des eigenen, „typischen“ Alltags angeboten.

Anders als die *kommunikativen Gattungen*, die bspw. Thomas Luckmann und Angela Keppler untersuchen, können Textsorten als eine Vorstufe zu diesen betrachtet werden, die die Beziehung zwischen dem Erzähler und Zuhörer sowie die kommunikative Absicht nicht berücksichtigen. So kann ein Witz oder eine Belehrung als kommunikative Gattung (vgl. LUCKMANN 1986, KEPPLER 1994) mittels Erzählung oder als Beschreibung verfasst sein bzw. enthält diese Textsorten, und lässt sich daher erst in einem weiteren Kontext als ebensolche Gattung identifizieren. Die Textsorten können dagegen als sprachliche Kommunikationstechniken betrachtet werden, die jeweils einer eigenen Struktur folgen. So wie für die Erzählung das räumliche wie zeitliche Verorten singulärer Geschehnisse vonnöten ist, sind es bei der Beschreibung Rhythmen und Dauern, auf einer anderen zeitlichen Skala – beide sind aber immer noch im mathematisch-euklidischen Raum verortbar (wobei die Beschreibung „falschen Eindrücken“ unterliegen kann, sie gibt nur „übliche“ Muster an). Durch ihren strukturellen Rückgriff auf den mathematisch-euklidischen Raum gewinnt die Erzählung an Authentizität⁷ und verschafft sich einen strategischen Vorteil in der Kommunikation durch diese Naturalisierung – bzw. ermöglicht sinnvolle Kommunikation auf diesem Wege erst: „Dass wir auch in Bezug auf räumliche Sachverhalte zumindest im alltäglichen Sprachgebrauch davon ausgehen, dass der Platz in der bekannten Welt, auf den wir durch Eigennamen oder Zeigewörter verweisen, für alle derselbe ist, nicht-relational, sondern absolut verankert, ist umso wichtiger, als dass erst so Wege beschrieben und Treffpunkte vereinbart werden können. Das brauchen wir jeden Tag“ (SCHLOTTMANN 2013:189). Dass wir dieser Notwendigkeit auf unterschiedliche Art und Weise begegnen, wird noch zu thematisieren sein.

Die Chora und das Familienballett. Oder: Das familiäre Hinterland – Während der absolute Raum mit den Textsorten der Erzählung und Beschreibung in Zusammenhang zu sehen ist und deskriptiven Zwecken dient, bedienen sich die Textsorten der Argumentation oder Bewertung nun auch anderer Raumsemantiken – so z. B. der materiellen Lagerrelation im zweiten Teil des folgenden Satzes: „Wir sehen uns nur einmal im Monat, weil wir so weit voneinander entfernt wohnen“. Als Raumzeitpfad lässt sich der *Sinn* dieses Satzes nicht mehr darstellen, da die absolute Angabe (z. B. 30 Kilometer zwischen den Wohnorten) mit der Interpretation „weit“ belegt wurde, die damit die Beziehung zwischen den Standorten benennt, und nicht eine absolut gedachte Information, die erst noch zu interpretieren

⁶Eine „Typisierung“ ist sie allerdings lediglich im Hinblick auf das hier betrachtete Thema der „Alltagsmobilität“. Dass die Sprache selbst bereits Typisierungen enthält (die Benennung eines Ortes, in dem sich Tiere zur Ansicht hinter Zäunen befinden, als „Zoo“ charakterisiert nicht nur die räumliche Stelle, sondern auch eine spezifische Tätigkeit, nämlich die des Tiere Beobachtens und ist daher selbst eine Typisierung), wurde bereits in Kapitel 2.2.2.4 erörtert. Dies verdeutlicht wiederum die Stufenbauweise des Wissens, die in Kapitel 8.1.2 weiter erläutert wird. Zudem wird dadurch deutlich, dass auch die Erzählung keine „authentische“, „reine“ Erfahrung vermitteln kann, da diese bereits durch Sprache vermittelt ist. (Vgl. Kap. 6.3.1.)

⁷Wobei sie dies nur in einer modern orientierten Gesellschaft kann, die der Rationalität den Vorzug vor anderen Wissensformen gibt. Von „prämodernen“ Erzählungen (wie bspw. mittelalterlichen Sagen) unterscheidet sich die moderne Erzählung demnach auch erst durch den Anspruch an Authentizität und der Vorstellung, über *exakte* Erzählungen Zugriff auf die Wahrheit zu erhalten – wie sich das u. a. in Rechtsverfahren nachzeichnen lässt, in denen detailgetreue und „wahrheitsgemäße“ Erzählungen verlangt werden. So gesehen ist die Erzählung als Kommunikationstechnik nicht modern, wird aber modern kontextualisiert.

wäre. Dieser materiell-relationale Raum lässt sich nicht immer problemlos vom obigen euklidischen Raum unterscheiden – der Unterschied liegt in erster Linie darin, dass der euklidischen Container-Raum zunächst einmal *da ist*, die Menschen und Objekte in ihm platziert sind. Über die Zeit verändern sie ihre Position *im* Container-Raum, was sich mittels Regeln beschreiben lässt⁸. Es handelt sich daher um eine *deskriptive* Begriffsverwendung. Sobald aber wie im obigen Beispiel über die Lage der Objekte zueinander gesprochen wird, darüber, was es für die Beziehung zwischen ihnen bedeutet, wenn bspw. 15 Minuten zur Überwindung der Distanz zwischen zwei Haushalten benötigt werden (oder zumindest implizit eine solche Interpretation vorausgesetzt wird), haben wir es mit dem materiell-relationalen Raumbegriff zu tun.

Dieser Raum fand sich in der vorliegenden Arbeit insbesondere in zwei thematischen Kontexten: einmal der Alltagsmobilität, sowie bei der Frage nach den Voraussetzungen gelingender Großelternschaft.

- **Alltagsmobilität:** In Kapitel 7.1.2.2 wurde gezeigt, dass Raum bzw. Distanzen in den Gesprächen wie auch teilweise in wissenschaftlichen Diskussionen in Zeit, letztlich aber auch in finanzielle Ressourcen übersetzt wurden. Im thematischen Kontext von Alltagsmobilität (also der Frage nach der *Überwindung* der Distanzen, um Kopräsenz herzustellen) werden entsprechende Aspekte angesprochen. So werden Distanzen einerseits – zeitgeographisch ausgedrückt – als *capability constraints* thematisiert⁹, andererseits als *coupling constraints*¹⁰ (vgl. Kap. 6.1.1). So wird auf unterschiedliche Konsequenzen der Distanzen bzw. auf die materielle *Lagebeschreibung* zueinander verwiesen.
- **Distanz als Voraussetzung für die Gestaltung von Großelternschaft:** Einen Schritt weiter geht die Abstraktion, wenn räumliche Nähe als Voraussetzung für Großelternschaft thematisiert wird (Kap. 7.1.2.1) und damit der Blick auf die Auswirkung von Distanzen für die Verfasstheit sozialer Beziehungen gelenkt wird. So haben die GesprächspartnerInnen vier Aspekte genannt, wenn es um die Frage ging, welche Bedingungen maßgeblich die Gestaltung von Großelternschaft beeinflussen: das Alter (das eigene sowie das der Enkelkinder), persönliche Neigungen (ebenfalls eigene sowie die der Enkelkinder), die Beziehungen zur mittleren Generation (den Gatekeepern), sowie zuletzt auch die räumliche Nähe. Als Teil einer *Argumentation* zur Erklärung bestehender Beziehungen werden also sowohl explizit soziale Voraussetzungen (die Neigungen, und Beziehungen zu den Gatekeepern), aber auch materiell-physische (das Alter und räumliche Nähe) aufgeführt. Während es sich beim Alter um das zeitliche Verständnis der chronologischen Weltzeit handelt (vgl. Kap. 2.2.2.2 sowie 2.1.2), haben wir es bei der „räumlichen Nähe“ mit dem materiell-physischen Raum der Lage-Relationen zu tun. Die Distanzen zwischen den Wohnorten, ihre Lage zueinander wird thematisiert – in den hier nachgezeichneten Kontext als Voraussetzung für die Gestaltung der Großelternschaft. Dies drückt sich in Metaphern wie „Hinterland“ (vgl. Kap. 7.4.2) aus, die eine Vorstellung von familiärem Unterstützungsnetzwerk vermittelt, das maßgeblich von der räumlichen Nähe abhängt. Besitzt eine Kernfamilie kein „Hinterland“ (sprich: Verwandte in der *Nähe*), haben ihre Mitglieder im Alltag mit einem Mangel zu kämpfen.

⁸Das ist bspw. der Fall, wenn konstatiert wird, dass KonsumentInnen nicht immer die nächste Einkaufsmöglichkeit aufsuchen, sondern u. U. eine weiter entfernte, wenn sie dafür das Aufsuchen verschiedener Lokalitäten koppeln können, so dass die Bedeutung von Wegeketteln in den Fokus rückt (vgl. KRAMER 2005:129f/350f, POHL 2009:73 oder KULKE 2012:11).

⁹Dies ist der Fall, wenn Distanzen als körperlich zu überwindendes Hindernis betrachtet werden, das bspw. für AutofahrerInnen bei starkem Schneefall als solches deutlich wird. Dies gilt auch für die Betrachtung als finanzielles Hindernis, wenn bspw. Fahrkarten für Besuche zu bezahlen sind.

¹⁰Wenn es um den zeitlichen Aufwand oder die Abstimmung innerhalb der Familie geht.

Plausibel ist es in diesem Zusammenhang, dass sich auch später (Kap. 7.4.2.1) zeigte, dass Distanzen einmal als zeitlicher *Aufwand* (und damit in ihrer Konsequenz für die Alltagsgestaltung) sowie als *Beziehungsqualität* thematisiert wurde. Beides sind relationale Raumthematisierungen, da es jeweils um die *Bedeutung* des Raumes für die Alltagsgestaltung bzw. die zwischenmenschlichen Beziehungen geht. So wird hier deutlich, dass dieser Raumbegriff, den bspw. Weichhart den für die Geographie am relevantesten hält (s. Kap. 2.1.1.4), auch im Alltag von Bedeutung ist.

Der dualistische Raum und der verhandelbare Familienalltag – In Kapitel 2.1.1 wurde u. a. auf dualistische Raumkonzeptionen verwiesen, die von AutorInnen wie Löw oder Werlen unter Rückgriff auf Giddens' Strukturierungstheorie begründet werden und so Raum sowohl als Bedingung wie Produkt menschlichen Handelns verstehen. Eine solche Perspektive auf Raum lässt sich auch in den empirischen Ergebnissen dieser Arbeit finden. So wurde auch hier einerseits über einen materiell-physischen Raum, der menschliches Handeln bedingt (oder als materielle Bedingung eine soziale Bedeutung hat), gesprochen, der aber gleichzeitig wiederum sozial durchdrungen ist. Auch Distanzen werden als sozial kontingent kontextualisiert: Der Begriff des „zeitlichen Aufwandes“, um Distanzen zu überwinden, impliziert bereits, dass es eine sozial verhandelbare Entscheidung bzw. Einschätzung ist, einen solchen Aufwand auf sich zu nehmen oder nicht. So wurde bspw. in Kapitel 7.4.2.2 deutlich, dass sich der sich nicht um die Tochter kümmernde Vater schuldig mache aufgrund der geringen Distanz zum Wohnort seiner Tochter. Aber auch räumliche Distanzen als materielle Bedingung, die unmittelbar Beziehungsqualitäten nach sich ziehen¹¹ sind (hier kommt eine zeitliche Perspektive hinzu) gleichzeitig Produkt vergangener sozialer Aushandlungsprozesse – Umzügen liegen Entscheidungen zugrunde (Kap. 7.1.2.1). Das gilt im Übrigen auch für den physisch-materiellen Aspekt des Alters: der *Umgang* mit materiellen Gegebenheiten (wie der generationellen Abfolge) ist ebenfalls eine Konsequenz sozialer Aushandlungen – so spricht Frau Walter bspw. die Frage an, wie früh Frauen Kinder bekommen und was das für die Betreuung der Kinder durch Großeltern bedeutet (Kap. 7.1.2.1). So thematisieren Großeltern – nicht nur WissenschaftlerInnen – eine Dualität von Raum, weswegen Hard grundsätzlich zuzustimmen ist, dass es sich bei diesem Verständnis nicht (nur) um eine wissenschaftliche Rationalität im Umgang mit der Frage, was Raum ist, handelt, sondern durchaus eine alltägliche (HARD 2008:266/274), in der das Wissen um die soziale Hervorbringung räumlicher Strukturen den materiellen Raum überlagert.

Wo bleibt der Rest? – Zuletzt stellt sich die Frage, weswegen von den vielen Raumbegriffen, die in Kapitel 2.1.1 vorgestellt wurden, gerade diese drei in der Empirie aufgeschienen sind. Zunächst ließe sich spekulieren, dass es sich bei diesen sehr nah am physisch-materiellen Raum bewegenden Begriffen um besonders alltagsnahe Verständnisse handelt. Allerdings handelt man sich dann das Problem ein, zwischen wissenschaftlichen und nicht-wissenschaftlichen Raumbegriffen unterscheiden zu müssen. Dies erscheint problematisch, wenn wir Schütz darin folgen, dass sich die alltägliche Lebenswelt und die Welt der Wissenschaft nicht unbedingt durch ihre Begriffe und ihr Wissensniveau unterscheiden (vgl. 2.2.2.1). Letztlich ist nachvollziehbar, dass bspw. auch ein phänomenologisches Raumverständnis alltagsweltlich relevant ist und durchaus Thema eines Alltagsgesprächs sein kann, dass man sich an Orten mittels „landmarks“ orientiert.

¹¹Dies gilt bspw. für die auf Feiertage und Ferien beschränkte „Familienzeit“ bei großen Distanzen.

Ein zweiter möglicher Grund dafür, dass gerade diese Raumbegriffe identifiziert wurden, findet sich auch im methodischen Vorgehen. Während mittels der Raumzeitpfade (s. Kap. 6) explizit nach einem zeitgeographisch inspirierten absoluten Raum gesucht wurde, fanden sich die anderen Raumverständnisse auf der immanenten Sinnebene, die zum einen in Kapitel 7.1.1 dargestellt wird (hier ging es um die Gesprächs*inhalte*), zum anderen in Kapitel 7.4.2, wo nochmals der Topos der „räumlichen Nähe“ in Bezug auf die Milieus diskutiert wird. Dass dieser Topos im Mittelpunkt der Diskussionen stand, war neben der bereits vorhandenen theoretischen Sensibilisierung während der Auswertung (vgl. Kap. 4.2.3) auch der Tatsache geschuldet, dass ich die Gespräche insbesondere auf den Aspekt der Alltagsgestaltung gelenkt hatte. Dies war eine Folge der Gestaltung meines Leitfadens (s. Anhang) und meiner entsprechenden Nachfragen, die sich aufgrund der zu Beginn etwas anders gelagerten Fragestellung ergaben (vgl. Kap. 1). Ob bei einer offeneren Thematisierung von Familie andere Raumbegriffe zutage getreten wären, ist eine müßige Frage – meine Vermutung geht dahin, im Falle dieser Gespräche, die trotz allem Fragebogen sehr offen gestaltet waren, von nur geringen Unterschieden auszugehen. Dennoch kann ich nicht die Aussage treffen, dass es „genau diese Raumbegriffe“ sind, die beim Kommunizieren über Familie eine Rolle spielen. Stattdessen kann ich zeigen, inwiefern die hier aufgeführten Raumbegriffe in das Wissen über Familie eingeflochten sind und kommunikativ vermittelt werden.

Ein grundsätzlich anderes empirisches Vorgehen hätte u. U. noch andere Raumbegriffe sichtbar gemacht. Denn wie obig erwähnt dürfte bspw. ein phänomenologischer Raumbegriff durchaus auch im Alltag eine Rolle spielen, ebenso natürlich wie der des „Raumausschnitts“ (bspw. Nationalstaaten oder Regionen; vgl. 2.1.1). Denkbar wäre hierfür auch ein problemzentriertes Interview mit spezifischen Fragen, die über die thematische Auswahl andere Raumbegriffe versuchen einzufangen, gewesen (wobei dann u. U. auf die Rekonstruktion von Milieus hätte verzichtet werden müssen), oder aber ein anderes Auswertungsverfahren, das den unterschiedlichen Raumverständnissen auf der immanenten Sinnebene nachgeht (hier habe ich bereits auf die Metaphern- oder Argumentationsanalyse verwiesen; aber auch die qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring wäre ein denkbare Vorgehen). Dies wären stärker deduktive Vorgehensweisen, während die vorliegende Arbeit als explorativ zu verstehen ist und durch die Anwendung von Methoden, die Ergebnisse auf unterschiedlichen Sinnenebenen hervorgebracht haben, auf verschiedene Aspekte der Bedeutung von Raumsemantiken hinweisen konnte – wie im übernächsten Kapitel noch detailliert gezeigt werden wird.

Ebenso wird deutlich, wie schwierig bei einer wie hier erfolgten Vorgehensweise eine empirische Abgrenzung der Raumbegriffe ist und in welcher überlagerter Form sie teilweise zur Anwendung kommen – sowohl auf einer immanent-kommunikativen wie auch auf einer „sprachtechnischen“ Ebene. Daraus folgt hier das Plädoyer, in künftigen Ansätzen zur empirischen Untersuchung spezifischer Raumsemantiken das bereits in Sprachformen und Kommunikationstechniken eingelassene Raumwissen stärker und systematischer zu berücksichtigen.

8.1.2 Kommunikative Milieus als formschaffende Entitäten

Desweiteren stellt sich nun die Aufgabe, die Frage danach, wie wir von den Dingen reden – also unsere Vermittlung von Wissen mithilfe räumlicher Begriffe und Logiken – mit der Sphäre von intersubjektiven und institutionalisierten sozialen Verhältnissen zu verbinden. Oder anders formuliert: „Was verbindet den einzelnen Sprechakt mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit?“ (SCHLOTTMANN 2007:10)

Diese Verbindung wurde in dieser Arbeit über die Rekonstruktion von unterschiedlichen Arten des Redens über Familie hergestellt, die als milieutypische Kommunikationsweise interpretiert wur-

de. In den geführten Gesprächen haben sich zunächst zwei grobe Ausprägungen gezeigt: einmal eine formal-konservative Kommunikationspraxis sowie eine offen-situative, die im Wesentlichen den „Driftern“ und „Spielern“ entsprechen, die Richard Sennett oder Hartmut Rosa als unterschiedliche Reaktionsformen auf die spätmoderne Gesellschaft identifizieren (vgl. Kap. 3.5.2). Diese zwei Ausprägungen wurden weiter differenziert zu sieben Milieus (vgl. 7.3).

In Kapitel 7.4.2, insbesondere 7.6 haben wir wiederum gesehen, dass die zwei Verständnisse von *Raum als Aufwand* sowie *Raum als Beziehungsqualität*¹² milieuübergreifend auftreten, aber in unterschiedliche Narrative eingebettet werden, die den Logiken ihrer Milieus folgen, und erst so *sinnvolle* Kommunikation hervorbringen. Erst der weitere Kontext des Zitats lässt das milieuspezifische Wissen und Narrative in Erscheinung treten, wie bereits in Kapitel 7.4.2.2 argumentiert wurde.¹³ Die unterschiedlichen Raumsemantiken bieten in diesem Sinne unterschiedliche Andockstellen zum Aufbau von sich milieuspezifisch ausbildenden Wissen – z. B. über Familie. Die Raumsemantiken sind dementsprechend quasi als unterschiedlich geformte Baumaterialien zu verstehen, die verschiedene, aber gleichzeitig nicht alle Andockmöglichkeiten für das Nachdenken und Wissen über Familie bieten. Milieus sind dabei als Regelwerke, als implizites Wissen zu verstehen, nach denen die Bausteine (als Wissens Elemente, oder Informationen) miteinander zu verbinden sind, so dass unterschiedliche „Bauwerke“ entstehen, zusammengesetzt aus den selben Elementen. Anders formuliert: Milieus sind die impliziten, unbewusst-praktischen Regeln, mittels derer wir mit Informationen jeglicher Art (u. a. eben Raumsemantiken) umgehen. Andererseits argumentiert Redepinning systemtheoretisch, dass der für Raumsemantiken theoretisch sehr große Verweisungshorizont von Raumsemantiken (als Menge an Anschlussmöglichkeiten) einzuschränken ist: „Gerade durch Selektion und Zulassung nur einiger weniger Möglichkeiten kann eine ‚Passfähigkeit‘ und erhöhte Verständlichkeit der anschließenden Kommunikation erreicht werden“ (REDEPINNING 2006:71). Sinnvolle Kommunikation wäre demnach nicht möglich, wären quasi jegliche Verbindung von einzelnen Elementen miteinander erlaubt, und so finden sich „Verhärtungen“ (REDEPINNING 2006:72), die bestimmte Anschlüsse nahelegen.¹⁴

In ebendieser Weise bezeichnet Redepinning Raumsemantiken selbst bereits als Form (während Sprache das Medium sei), betont aber die Stufenbaufähigkeit des Wissens (REDEPINNING 2006:70). An dieser Stelle möchte ich daher ergänzen: Auf einer nächsthöheren Ebene sind es die Milieus, die die beliebige Verknüpfung von Semantiken miteinander einschränken und stattdessen spezifische Anschlüsse nahelegen. In der hier vorliegenden Untersuchung konnte für einige Raumsemantiken gezeigt werden, dass diese den Milieus als Baumaterial für Kommunikation zur Verfügung stehen (und Verwendung finden), aber milieuspezifisch „verbaut“ wurden.¹⁵ So können diese Ergebnisse als Teil einer systemtheoretisch belebten geographischen Arbeit gesehen werden, die interessiert

¹²In diesem Fall handelt es sich um eine relationale Raumsemantik, die *Distanzen* einmal als Aufwand sowie als Beziehungsqualität in Erscheinung auftreten lässt. Vgl. Kap. 7.4.2.1.

¹³So wie bspw. die Metapher vom „Hinterland“ im Zuge einer Erzählung der bürgerlich-individualistisch orientierten Michela Riemerschmidt verwendet wird, in der sie wieder ein Bild ihrer Familie als selbstverantwortlich zeichnet und dabei erörtert, wie bspw. mit „fehlendem Hinterland“ umgegangen werden kann, und wie ein gelungener Umgang aussehen kann.

¹⁴Umgekehrt müssen sie aber auch eine gewisse Flexibilität vorweisen, um – wie „Raum“ – für Kommunikation attraktiv zu sein, so dass sich Raumsemantiken in einem Wechselspiel zwischen „Sinnverhärtung“ und einer „generalisierende[n] Anreicherung des identischen Kerns durch Bewährung in unterschiedlichen Situationen“ (REDEPINNING 2006:74) befinden.

¹⁵Eine milieuspezifische Bevorzugung *bestimmter* Raumsemantiken wiederum ist zwar denkbar (z. B. dass formal orientierte Milieus häufiger zum absoluten Raum und dessen Naturalisierungen greifen), war mit der hier gewählten Methodik, die lediglich eine spezifische Auswahl an Zitaten zugrunde legte, nicht zu untersuchen.

ist an der „Enttarnung von Raumsemantiken in alltagsweltlichen (politischen) oder wissenschaftlichen Diskursen“ (LIPPUNER 2007:184) und auf Milieus gestoßen ist, die als „Sprechergemeinschaften“ (SCHLOTTMANN 2005:127) eine kommunikative Praxis teilen, in die auch Raumsemantiken einzupassen sind.

8.1.3 Beantwortung der Forschungsfragen

Wie können nun vor dem Hintergrund dieser Ergebnisse die zwei in der Einleitung (und in Kap. 4.2.4 detaillierter) formulierten Forschungsfragen beantwortet werden?

Zunächst wurde die Frage aufgeworfen, **wie sich der Wissensbestand im Kontext von Familie kommunikativ darstellt und welche „räumelnden“ Beschreibungsformeln dabei von Relevanz sind**. Nicht nur „Alltagsmobilität“ stellt einen thematischen Kontext dar, in dem Raumsemantiken aufgezeigt werden konnte. Innerhalb milieuspezifischer Kontextualisierungen fanden sich bspw. der dualistisch-relationale Raumbegriff bei dem Thema Balancemanagement, den Voraussetzungen für die Gestaltung von Großelternschaft, wie auch im Fall der Wohnbiographie und Wohnraumnutzung. Der materiell-relationale Raum (*Raum₄*, die materielle Lagerrelation) wird hierfür innerhalb von Argumentationen einmal als begründendes Argument (wenn bspw. eine große Distanz zwischen den Wohnorten nur eine „Urlaubsgroßelternschaft“ zulässt), oder als Ergebnis sozialer Aushandlungsprozesse behandelt (wenn bspw. Begründungen für Umzüge geliefert werden). So verdeutlicht insbesondere der dualistische Raumbegriff seine kontingente Verwendung, als „Legosteine“ mit zwei gegensätzlichen Anschlussmöglichkeiten, die milieübergreifend Verwendung finden, aber milieuspezifisch kontextualisiert werden.¹⁶ So zeigte sich, dass diese nicht per se zu einer Naturalisierung sozialer Begebenheiten beitragen, wie bspw. Hard argumentiert (HARD 2008:298; vgl. hierzu auch SCHLOTTMANN 2013), sondern durchaus auch als sozial auszuhandelndes Phänomen thematisiert werden. Erst durch die Einbettung in umfassendere Narrative stellt sich heraus, welche Rolle Raumsemantiken dabei erfüllen. So folgt meines Erachtens aus diesem Befund ein Plädoyer dafür, Raumsemantiken – oder das Nennen räumlich-materieller Aspekte – nicht per se als Beleg für die Bedeutung des Räumlichen auch im Kontext von Familie zu betrachten, sondern stattdessen zunächst den kommunikativen Umgang der GesprächspartnerInnen mit räumlichen Semantiken zu reflektieren.

Die zweite Frage bezog sich darauf, **inwiefern sich unterschiedliche (typische) Wissensformen des hier fokussierten Aspektes der Familie und Großelternschaft identifizieren lassen und wie Sachwissen – als welches Raumsemantiken hier konzeptionalisiert wurden (s. 2.3) – auf Ebene des Orientierungswissens verhandelt wird**. Insbesondere am Beispiel der Alltags-Raumzeitpfade (Kap. 6.2.1) konnte gezeigt werden, dass zur Veranschaulichung der eigenen familialen Alltagspraxis zwei Kommunikationstechniken (Textsorten) von besonderer Bedeutung sind: die Erzählung sowie die Beschreibung. Mittels beider Textsorten konnten Raumzeitpfade aus den Gesprächen rekonstruiert werden, die als Visualisierung einer absoluten Raumsemantik aufzeigen, dass sich die GesprächspartnerInnen darin unterscheiden, ob sie die Besuchsrhythmen und -orte (als Aspekt des Wissenskomplexes „Alltagsmobilität“) als Erfahrungswert (was der Textsorte der Beschreibung entspricht) oder als Summe einzelner Erlebnisse (Erzählung) vermitteln. So findet zwar jeweils der absolute

¹⁶Die aufgeführten Themen sind allerdings nur als Beispiel zu verstehen, denn wie in Kapitel 7.1 dargestellt, findet sich eine große thematische Breite in den Gesprächen, die nicht alle systematisch nach ihren Anschlüssen an verschiedene Raumsemantiken untersucht werden konnten. Hierfür wäre ein kodierendes Auswertungsverfahren wie die qualitative Inhaltsanalyse oder Grounded Theory nötig gewesen.

Raum Verwendung, der „Informationsgehalt“ ist allerdings ein je verschiedener. Aber nicht nur bei den Raumzeitpfaden zeigt sich, dass Raumsemantiken lediglich als Wissensselement, als Information, nicht als Wissen bzw. Sinn zu verstehen sind – dieser konstituiert sich erst in der kommunikativen Kontextualisierung, und insbesondere in Form kommunikativer Milieus.

Unabhängig von Raumsemantiken wurden mittels der dokumentarischen Methode zunächst Unterschiede im Sprechen über Familie herausgearbeitet – diese wurden zu Milieus verdichtet bzw. als Milieus interpretiert, die Regeln darstellen, mit denen Wissensselemente verbunden werden können. Dies ist der sozialstrukturelle Kontext, die „Gemeinschaften der Weltdeutung“, die in dieser Arbeit herausgearbeitet werden konnten. Auch mittels der Raumzeitpfade als Ausdruck unterschiedlicher kommunikativer Praxis – als bestimmte Art, über Alltag und die familiäre Wohnbiographie zu sprechen – war es möglich zu zeigen, dass es „Sprechergemeinschaften“ gibt, die den sozialstrukturellen Kontext darstellen, in dem Raumsemantiken verhandelt werden. So gerinnen Raumsemantiken erst in ihrer Kontextualisierung zu Sinn: erst die Milieus machen aus dem raumsemantischen *Sach-* ein *Orientierungswissen* (vgl. Kap. 2.3) und sind daher als das vermittelnde Moment dieser beiden Wissenssebenen zu verstehen.

8.2 Zur forschungspraktischen Relevanz: Eine Methodenreflektion

Zum Ende stellt sich nun die Frage, was oder wem eine solche Arbeit, wie sie hier vorgelegt wurde, nutzt. Argumentieren möchte ich, dass dies insbesondere für die wissenschaftliche Praxis der Fall ist. Denn auch geographische Arbeit, die Raum nicht als Objekt von Kommunikation interpretieren, sondern sich dem Raum oder „räumliche Strukturen“ als Untersuchungsobjekt widmen, können in methodisch-methodologischer Hinsicht davon profitieren. Vor dem Hintergrund, dass qualitative Interviews zu einer der beliebtesten Forschungsmethoden auch innerhalb der Geographie avanciert sind, kann eine Betrachtung des Interviews als „kommunikatives Phänomen“ zur Sensibilität im Umgang mit Gesprächen und ihrer Interpretation beitragen. Denn auch wenn man sich nicht für das „Wie“ des Sprechens über Raum interessiert, ist es trotzdem relevant zu bedenken, dass über das selbe Phänomen (bspw. Alltagsmobilität) auf unterschiedliche Art und Weise gesprochen wird, ohne dass damit bereits Handlungsgründe (für die man sich bspw. aus einer handlungstheoretischen Perspektive interessieren könnte) formuliert wären. Ist man zudem nicht an der kommunikativen Praxis selbst interessiert, stellt sich daran anschließend die Frage, inwiefern Interviews überhaupt einen Zugriff auf das jeweilige Erkenntnisobjekt ermöglichen. Damit möchte ich nicht behaupten, dass andere als kommunikative Phänomene nicht untersuchbar wären, das Verhältnis von Sprache bzw. Kommunikation zum Phänomen muss aber theoretisch konzipiert sein. Dass eine Konzeption, wie sie Lamnek oder Schütze vornehmen, die in der Textsorte der Erzählung so etwas wie unverarbeitete Erfahrung, eine Art „reines Alltagswissen“ sehen, problematisch ist, wurde in Kapitel 5.3.2.2 kritisiert. Ich möchte dies auch vor dem Hintergrund der Ergebnisse dieser Arbeit problematisieren, die zeigten, dass sich die GesprächspartnerInnen dieser Kommunikationstechnik in unterschiedlicher Weise bedienen¹⁷ und bei einer Beschränkung auf *Erzählabschnitte*, die bei manchen GesprächspartnerInnen mitunter rar sind, das lebensweltliche Wissen, das in anderen Sprachsorten eingelassen

¹⁷Die Raumzeitpfade, deren Anwendung hier nur teilweise gelungen ist (zur Kritik s. Kap. 6.3.2), zeigen zumindest ebenfalls, dass die beiden Textsorten der Erzählung und Beschreibung unterschiedliche Verwendung finden. Auch Luckmann betont im Hinblick auf kommunikative Gattungen (die nicht mit den Textsorten gleichzusetzen sind, aber auch als Kommunikationstechnik interpretiert werden können), dass diese milieuhängig verwendet werden (LUCKMANN 1986:205).

ist, unberücksichtigt bleibt. Man kann dies als blinden Fleck der eigenen Arbeit zwar setzen, Alternativen sind aber möglich. Denn wie Nohl formuliert¹⁸: „Dies sollte jedoch nicht zu der Annahme führen, theoretische Textsorten [Argumentation und Bewertung, Anm. GM] seien für die Auswertung wertlos. Zwar ist es nicht sinnvoll, Argumentationen und Bewertungen als das zu rekonstruieren, was sie sein sollen: nämlich als Erläuterungen von Handlungsmotiven und -gründen bzw. als Stellungnahmen. Gleichwohl lassen sich auch Argumentationen und Bewertungen dokumentarisch interpretieren: Anstatt ihrem wörtlichen Sinngehalt zu folgen, kann man auch die Herstellungs- bzw. Konstruktionsweise der Argumentationen rekonstruieren und auf diese Weise herausarbeiten, wie jemand seine Handlungsweisen rechtfertigt bzw. bewertet. Auch dieser modus operandi des Theoretisierens kann Aufschluss über die Orientierungsrahmen geben, innerhalb derer eine Person ihre Themen und Problemstellungen bearbeitet“ (NOHL 2012:44). Und mit diesem Übergang zur Frage „Wozu Orientierungswissen untersuchen?“ möchte ich meine Arbeit abschließen.

8.3 Ein geographischer Beitrag zur Untersuchung spätmoderner Wissensbestände

Im Sinne einer Sozialwissenschaft, die die Gesellschaft über sich selbst aufklären möchte, gerät auch die Grammatik sozialer Wissensbestände in den Blick. Um zu verstehen, warum Menschen tun, was sie tun, ist daher auch die Analyse ihrer Wissensgrundlagen unabdingbar (vgl. MEUSBURGER 2015:92). Dabei muss man nicht von einem reflexiv handelnden Menschen ausgehen, der aufgrund größtmöglicher Informationsbeschaffung Entscheidungen trifft:

Selbstverständlich gibt es bei alledem deutliche Unterschiede zwischen einem genau überlegenden, alles berechnenden Handeln und gewohnheitsmäßigen, früher zwar vielleicht einmal genauer bedachten, dann aber wie von selbst ablaufenden Tätigkeiten. Weder von der einen noch von der anderen Art des Handelns ist Wissen wegzudenken. Mit Ausnahme der ursprünglichen Handlungsmotive, welche als Ergebnis „natürlicher“ Neigungen und der – allerdings immer schon vergesellschafteten und mit Wissen durchsetzten – vergangenen Erfahrungen verstanden werden müssen, und des letzten, auf nichts anderes mehr rückführbaren Willensanstößes, sind die verschiedenen Teiltätigkeiten, Phasen und Aspekte des Handelns vom Wissen des Handelnden bestimmt. Damit ist allerdings zunächst einmal noch nichts über den Bewußtheitsgrad des Wissensensatzes, die ‚Realitätsadäquanz‘ des Wissens und seinen subjektiven oder gesellschaftlichen Ursprung gesagt. Gesagt ist nur, daß Wissen für Handeln konstitutiv ist.

LUCKMANN 1986:191

Wissen wurde hier als in der kommunikativen Praxis hervorgebracht konzipiert. Sinnvolle Kommunikation ist demnach erst durch die narrative Einbettung von Informationen möglich, und diese Verknüpfung erfolgt nicht willkürlich, wie hier am Beispiel von Raumsemantiken und dem Thema der Familie gezeigt wurde. So formuliert Luckmann für kommunikative Gattungen, was ich auch für kommunikative Milieus geltend machen würde:

„Die Stabilisierung kommunikativer Muster und deren Verschmelzung zu unterschiedlichen Gattungen haben das selbe Ziel wie die Institutionenbildung: Entlastung. d. h. Befreiung vom Zwang zur Improvisation angesichts sich wiederholender Kommunikationsprobleme. Wie, wann und wem können unterschiedliche Aspekte vergangener Ereignisse und Handlungen sowohl der *courte durée* oder der *longue durée* für unterschiedliche Ziele optimal kommuniziert werden? Wie kann

¹⁸Der selbst eine Bevorzugung der Erzählung durchklingen lässt, wenngleich er betont, dass auch die anderen Sprachebenen von Relevanz sind (vgl. bpsw. NOHL 2012:44).

kollektives Handeln geplant werden? Wie sollen aufeinanderfolgenden Generationen Vorstellungen von Gut und Böse vermittelt werden?“

LUCKMANN 2006:24, *Hervorhebung im Original*

Zu diesen sehr grundsätzlichen Fragen aus geographischer Perspektive einen Beitrag zu leisten, war der Ansatz dieser Arbeit, die sich den Fragen mit Hilfe eines sprachpragmatischen Ansatzes genähert hat. Das Interesse an Sprache und Kommunikation ist auch der Geographie nicht neu, wurde hier aber am Beispiel von Großelternschaft mit einem spezifischen Fokus auf Raumsemantiken empirisch untersucht, und so das intuitiv zugängliche (wenngleich keinesfalls selbstverständliche) Phänomen der „Familie“ bewusster nachvollziehbar gemacht.

8.3.1 Die kommunikative Bedeutung von Raum in der Spätmoderne

Die hier untersuchten Wissensbestände sind vor dem Hintergrund ihres historischen Kontextes zu verstehen, der hier im Zuge der Darstellung modernisierungstheoretischer Befunde in Kap. 3 skizziert wurde. Auch Werlen stellt Bezüge zur gesellschaftlichen Modernisierung her und versucht, einen den (spät-)modernen Gesellschaftsstrukturen angemessenen Raumbegriff zu entwickeln (vgl. 2.1.1), während der Sprachpragmatiker Gerhard Hard allgemein nach der Bedeutung von Raumsemantiken in der spätmodernen Gesellschaft fragt und zu folgendem Ergebnis kommt: „Wo immer Gesellschaft, soziale Wirklichkeit und die Kommunikation darüber z.B. als allzu abstrakt, lebensweltfern, überkomplex und sinnarm empfunden werden, da werden sie auch als möglichst anschauliche Räume imaginiert oder wenigstens in solche Räume eingebettet und dadurch auch in mehr Sinn, Konkretheit, Ganzheit und Wirklichkeit“ (HARD 2008:301). Auch wenn empirische Belege hierfür nicht genannt werden, argumentiert auch Lippuner (mit Bezug auf Hard), dass Raum in der chaotischen Moderne zunehmende Verwendung findet, da dieser (durch die Vermengung von physisch-materieller Welt mit der komplexen Gesellschaft) Einheit und Versöhnung verspricht (vgl. LIPPUNER 2007:180). Dieses Argument greifen auch Goeke et al. mit Bezug auf Nassehi 1995 auf: „Das Bezugsproblem der Produktion von Raumsemantiken ist demnach die funktionale Differenzierung der Gesellschaft: Angesichts der mit ihr verbundenen ‚Destabilisierung traditioneller Milieus‘ sowie dem ‚Verschwinden traditioneller Solidaritäten und Vertrautheiten‘, hilft die Verwendung von Raumsemantiken bei der Stabilisierung gesellschaftlicher Identitäten“ (GOEKE ET AL. 2015:12f).

Zwar kann ich diese These nicht grundsätzlich widerlegen (einen historischen Vergleich habe auch ich nicht unternommen), stattdessen möchte ich aber argumentieren, dass Raumsemantiken ebenso wie andere semantische Formen lediglich ein Werkzeug darstellen, mittels dem moderne Identitäten geschaffen werden. Die Ergebnisse meiner Arbeit lassen vermuten, dass diese wiederum nicht auf Ebene der Verwendung von Semantiken zu suchen sind, sondern auf einer anderen Formebene – der der Milieus¹⁹. Diese sind es demnach, die in ihrer kommunikativen Praxis Raumsemantiken zu Sinn formen und unterschiedliche Umgangsweisen mit spätmodernen Gesellschaftsbedingungen (oder besser: mit spätmodernen Selbstbeschreibungen) zur Verfügung stellen. Ähnlich argumentiert auch Thomas Luckmann, dass das gesellschaftlich vorhandene semantische Inventar im Verlauf der Zeit stets zu neuen Problemlösungen objektiviert wird (LUCKMANN 1986:199). Und eines der kommunikativ zu behandelnden „Probleme“ betrifft die Familie, die ein ganz wesentliches soziales Konstrukt darstellt dem sich letztlich jede/r auf die eine oder andere Weise zuwenden muss – zumindest in diesem gesellschaftlich-historischen Kontext.

¹⁹Hier: der *kommunikativen* Milieus.

8.3.2 Ansätze zu einer raumsensiblen Familienforschung

Versteht man Milieus nun als unterschiedliche Umgangsformen mit spätmodernen Gesellschaftsbedingungen, und modernisierungstheoretische Gesellschaftsdiagnosen wiederum als gesellschaftliche Selbstbeschreibungen (vgl. LOSSAU 2001:246 sowie Kapitel 3.6), dann stellt sich im Rahmen dieser Arbeit nun auch die Frage, wie nicht nur *Raumwissen* verarbeitet, sondern auch *Familienwissen* hervorgebracht wird. So haben wir gesehen, dass auf der immanent-kommunikativen Sinnebene verschiedene Aspekte von Familienleben thematisiert und bearbeitet wurden:

- *Gelungenes Familienleben* zeichnet sich sowohl durch Spontaneität (wenn einmal „Not am Mann“ ist) wie aber auch durch Erwartbarkeit (man sieht sich regelmäßig) aus, und Konflikte werden kooperativ, nicht konfrontativ bearbeitet.
- Als *Voraussetzungen für Großelternschaft* wurden die Aspekte des Alters und Neigungen der Beteiligten benannt, die mittlere Generation in ihrer Funktion als „Gatekeeper“ thematisiert und zuletzt auch die räumliche Nähe als materielle Bedingung zur Ausgestaltung der Beziehung aufgeführt (s. o.).
- *Mikroterritorialitätsprozesse*, die sich zumeist auf Ebene der Wohnung (wer darf Räume wie nutzen, vgl. Kap. 7.1.2.3) bzw. des Wohnumfelds (wie weit darf man sich mit dem Enkelkind bewegen) abspielen, waren ebenso Teil des thematischen Repertoires der Gespräche.
- *Wohnungen* wiederum wurden sowohl als Möglichkeitsraum wie auch als beschränkende Voraussetzung thematisiert (Kap. 7.1.2.2).
- *Gemeinsamer Urlaub* ist ebenfalls als Thema sehr präsent und wird mit all den grundlegenden Aushandlungsprozessen (überhaupt gemeinsam in den Urlaub fahren, wer fährt mit, wie weit usw.) in vielen Gesprächen aufgegriffen.
- Als wichtiges Topos hat sich zudem die Frage nach dem *Balancemanagement* herausgestellt, mit dem die Frage nach dem „richtigen Maß“ an familialen Engagement ausgehandelt wurde (Kap. 7.2.2).

Gerade der letzte Aspekt ist einer, der auch die modernisierungstheoretische Literatur beschäftigt (vgl. Kap. 4.1.1.2) und erscheint daher nicht nur als theoretisch-konzeptioneller wissenschaftlicher Begriff, sondern auch als Topos, das alltagsweltlich auf einer immanenten Sinnebene bedeutsam ist. Dasselbe gilt im Übrigen auch für die *Vervielfältigung der Handlungslogiken*, die laut wissenschaftlicher Auseinandersetzungen die Zweite Moderne prägt und auch alltagsweltlich als Ausdruck „unserer moderner Zeiten“ präsent ist, wie ja auch Beck und seine KollegInnen argumentieren (vgl. Kap. 3.3.2).

All diese Aspekte des eigenen Familienlebens²⁰ wurden wiederum auf unterschiedliche Art und Weise bearbeitet. Insbesondere am Thema des „Balancemanagements“ konnten die unterschiedlichen *kommunikativen Milieus* herausgearbeitet werden (vgl. Kap. 7.3). Das „richtige Maß“ an großelterlichem Engagement liest sich daher in den *formal* orientierten Milieus als Suche nach Regeln, während die *offen* orientierte Milieus es als situativ ausgehandelt darstellen. So ist das alltagsweltliche Thema Großelternschaft in ein Milieuwissen eingebettet, das mehr umfasst als nur Fragen nach der Ausgestaltung des eigenen Familienlebens. In Kapitel 7.3.2 wurde die inhaltliche Nähe (wenn auch keine

²⁰Die Liste ist hier allerdings nicht vollständig, vgl. 7.1. Hier aufgeführt sind die Themen, die im Verlauf der Arbeit ausführlicher behandelt wurden.

Deckungsgleichheit) zu den empirischen Milieus, wie sie bspw. von Gerhard Schulze identifiziert worden sind, aufgezeigt, ebenso wie eine Nähe zu den Ergebnissen von Studien, die sich spezifisch mit Großelternstilen beschäftigen. Damit bietet diese Arbeit Anknüpfungspunkte auch an Untersuchungen, die Milieus untersuchen und diese als Wissensgemeinschaften bzw. „Gemeinschaften der Weltdeutung“ (SCHULZE 1992:267) begreifen (vgl. Kap. 3.2).²¹ Oder wenn man noch weiter geht und wie hier das Wissen selbst als sprachlich-kommunikativ hervorgebracht konzipiert, dann handelt es sich hier um „Sprechergemeinschaften“ (SCHLOTTMANN 2005:127), die anhand des Themas „Familie“ herausgearbeitet wurden, auf der empirischen Grundlage einer im Transkript dokumentierten sprachlichen Praxis.

Wie in Kapitel 4.2.3 argumentiert wurde, arbeitet die familiensoziologische Literatur selbst ganz wesentlich mit räumlichen Begriffen. Es wurde bereits erörtert, dass eine mangelnde Reflektion dessen dann problematisch wird, wenn Familie gleichzeitig räumlich definiert wird (entweder durch die Orientierung am *Haushalt* oder mittels der Kontakthäufigkeit) und Raum als Ursache für die Ausgestaltung des Familienlebens (Distanz zwischen Wohnhaushalten) behandelt wird. Familie wird so zum territorial-naturalisierenden Begriff (wie auch bspw. Doreen Massey argumentiert, 2005:184ff), dem erst familiensoziologische Ansätze wie die Konzeption der „persönlichen Beziehungen“ (LENZ und NESTMANN 2009) entgegen. Von großer Bedeutung für dieses „räumelnde“ Familienverständnis ist der Begriff der Kopräsenz, der eine zentrale Rolle in der familiensoziologischen Literatur einnimmt (vgl. 4.2.3). Dass der Umgang mit der Frage nach Anwesenheiten aber gesellschaftlich kontingent ist (wie auch die Arbeiten von BALDASSAR 2008 sowie RÜGER ET AL. 2014 zeigen), wurde auch in dieser Arbeit deutlich. So kann diese Arbeit zumindest zur Begriffssensibilität beitragen, ebenso wie zu der Frage, welche wissenschaftlichen Konzepte auch alltagsweltlich von Relevanz sind²². All dies sind Themen oder Aspekte, die nicht nur die Wissenschaft, sondern auch Großeltern beschäftigen, auf die diese von selbst zu sprechen kommen oder zu denen sie auf Nachfragen etwas zu sagen haben, und die Anknüpfungspunkte nicht zuletzt für geographische Untersuchungen darstellen.

8.3.3 Ausblick: Familiäre Geographien

So, clearly families do matter. But [do] we also want to ask what makes a family? And if there are many answers to this question, then how exactly do families come to matter, in what ways? Where, when, and to whom do families matter? While geographers have provided rich analyses of gender, social reproduction, and capitalism; sexuality and space; and the boundaries of public and private space, these approaches have circled around ‘the family’.

HARKER und MARTIN 2012:268f, *Ergänzung GM*

Eine umfassende Erschließung der Familie als explizites Forschungsfeld steht auch in der deutschsprachigen Geographie nach wie vor aus (SCHIER 2014:10, vgl. auch Kap. 4.2.1). Die vorliegende Arbeit ist vor diesem Hintergrund daher auch als explorative Untersuchung zu betrachten, die einerseits Anknüpfungspunkte zu geographischen Forschungsinteressen wie Alltagsmobilität oder Mikroterrito-

²¹Hinsichtlich der Generalisierung der hier dargestellten Ergebnisse ist zu betonen, dass hier keinerlei Aussage hinsichtlich der quantitativen Repräsentativität möglich sind. So wäre durchaus denkbar und erscheint wahrscheinlich, dass ein Sample, das auch im ländlichen Raum und im migrantischen Umfeld angesiedelt wäre, eine Ausdifferenzierung und Verschiebung der Milieus ergeben hätte. Dass sich dennoch Analogien zur Milieuforschung ziehen ließen, verdeutlicht allerdings die grundsätzliche Validität der Ergebnisse.

²²Neben der Kopräsenz sind dies auch die Frage nach dem Balancemanagement und die Betreuung als Unterstützung an die mittlere Generation (Kap. 7.2.2), die Pluralisierung der Familienformen (vgl. Kap. 7.3.1), die „intergenerational stake hypothesis“ (diese Hypothese besagt, dass der älteren Generation die Beziehung zur jeweils jüngeren wichtiger ist als umgekehrt, vgl. 4.1.2.3), sowie auch unterschiedliche Großelternstile (Kap. 7.2.2.2).

rialitätsprozessen aufzeigt (s. o.). Mit dem Fokus auf kommunikative Aspekte schließt sie andererseits wiederum an sprachpragmatische Arbeiten in der Geographie an, die bereits substantielle theoretische Vorarbeit und empirische Ergebnisse zur Diskussion gestellt haben (vgl. Kap. 5.1). Ausgeschöpft erscheint dieses Forschungsfeld, insbesondere empirisch aber ebenfalls längst nicht zu sein. Gerade eine Verknüpfung mit aktuellen methodologischen Diskussionen in den Sozialwissenschaften wie dem kommunikativen Konstruktivismus (KELLER ET AL. 2013b), aber auch der hier zur Anwendung gelangten dokumentarischen Methode ließe neue Fokussierungen erwarten.

Wenn wir davon ausgehen, dass alltagsweltliche Geographien dann entstehen, „wenn wir selbstverständlich handelnd auf räumliche Sachverhalte Bezug nehmen oder uns räumlicher Ordnungen bedienen“ (SCHLOTTMANN 2013:192), dann wurden in der vorliegenden Arbeit „kommunikative Familien-Geographien“ in den Blick genommen und aufgezeigt, wie Vorstellungen von Familie und der Bedeutung Raum im Sprechen miteinander in Zusammenhang gebracht werden. Diese „Vorstellungen“ repräsentieren letztlich gesellschaftliche Wissensbestände, die als „Strategie der Lebensbewältigung“ (MEUSBURGER 2005:149) eine ganz wesentliche Voraussetzung unseres sozialen Daseins darstellen und die zu beleuchten daher als eine wichtige Aufgabe empirisch arbeitender Sozialwissenschaften betrachtet werden kann. Hierzu habe ich versucht einen Beitrag zu leisten, am Beispiel eines für viele Menschen überaus bedeutsamen Aspektes, nämlich Großelternschaft.

Aber wie gesacht, zusammenfassend is es ebnt wirklich so, dass ich so ganz viele Dinge schon mit mei'm Enkelkind, trotzdem gemacht habe. Die isch, alleine, escht nie, also wo isch nie hingekommen wär, [...] obwohl wir nu nich grade jemand sind, die bloß zuhause sitz'n und warten, dass irgendjemand ma vorbeikommt. Aber trotzdem, die ich nisch gemacht hätte. So. Und wenn's eb'n so, wie gestern 'n Kinofilm is', in der ersten Reihe, weil das Kino ausverkauft war. Wo isch dann denke, „oh, den Film hätteste dir nie angeguckt“. „Das Geheimnis der Feenflügel“. Und des war so entzückend, und ab und zu kriegte man sogar ma 'n Tränschen ins Auge, wenn dann so, der Flügel gebrochen war, und so ganz traurig dargestellt wird [lacht]. Ja. Des is dann och schön. Jetzt sag ich nichts mehr.

Jana Müller, 57 Jahre (GM9-22)

Literaturverzeichnis

- ABELS, H. (2009): Ethnomethodologie. In: KNEER, G.; SCHROER, M. (Hg.), Handbuch Soziologische Theorien, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 87–110.
- AHRONS, C. R. (2006): Family Ties After Divorce – Long-Term Implications for Children. In: *Family Process*, 46(1), S. 53–65.
- ARRÁNZ BECKER, O.; STEINBACH, A. (2012): Beziehungen zwischen Großeltern und Enkelkindern im Kontext des familialen Beziehungssystems. In: *Comparative Population Studies – Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 37(3-4), S. 517–542.
- ATTIAS-DONFUT, C.; SEGALÉN, M. (2002): The Construction of Grandparenthood. In: *Current Sociology*, 50(2), S. 281–294.
- BALDASSAR, L. (2008): Missing Kin and Longing to be Together: Emotions and the Construction of Co-presence in Transnational Relationships. In: *Journal of Intercultural Studies*, 29(3), S. 247–266.
- BARTELS, D.; HARD, G. (1977/2003): Eine „Raum“-Klärung für aufgeweckte Studenten. In: HARD, G. (Hg.), Dimensionen geographischen Denkens – Aufsätze zur Theorie der Geographie, Bd. 2, Göttingen: V & R unipress, Nummer 23 in Osabrücker Studien zur Geographie, S. 15–28.
- BEBEL, A. (1890): Charles Fourier – Sein Leben und seine Theorien. Stuttgart: Verlag von J. H. W. Dieck.
- BECK, U.; BECK-GERNSHEIM, E. (1993): Nicht Autonomie, sondern Bastelbiographie – Anmerkungen zur Individualisierungsdiskussion am Beispiel des Aufsatzes von Günter Burkart. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 22(3), S. 178–187.
- BECK, U.; BONSS, W.; LAU, C. (2001): Theorie reflexiver Modernisierung – Fragestellungen, Hypothesen, Forschungsprogramme. In: BECK, U.; BONSS, W. (Hg.), Die Modernisierung der Moderne, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 11–59.
- BECK, U.; BONSS, W.; LAU, C. (2004): Entgrenzung erzwingt Entscheidung: Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung? In: BECK, U.; LAU, C. (Hg.), Entgrenzung und Entscheidung: Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung?, Frankfurt am Main: Suhrkamp, Zweite Moderne, Kapitel Einleitung, S. 13–62.
- BECK, U.; WILLMS, J. (2000): Freiheit oder Kapitalismus. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- BECK-GERNSHEIM, E. (1998): Was kommt nach der Familie? Einblicke in neue Lebensformen. München: C. H. Beck.
- BECKER-SCHMIDT, R. (2008): Doppelte Vergesellschaftung von Frauen – Divergenzen und Brückenschläge zwischen Privat- und Erwerbsleben. In: BECKER, R.; KORTENDIEK, B. (Hg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung – Theorie, Methoden, Empirie, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 65–74.
- BENGTSON, V.; GIARRUSSO, R.; MABRY, J.; SILVERSTEIN, M. (2002): Solidarity, Conflict, and Ambivalence - Complementary of Competing Perspectives on Intergenerational Relationships? In: *Journal of Marriage and Family*, 64(3), S. 568–576.
- BERGER, P. A. (2004): Individualisierung als Integration. In: POFERL, A. P.; SZNAIDER, N. (Hg.), Ulrich Becks kosmopolitisches Projekt – Auf dem Weg in eine andere Soziologie, Baden-Baden: Nomos, S. 98–114.
- BERGER, P. A. (2010): Alte und neue Wege der Individualisierung. In: BERGER, P. A.; HITZLER, R. (Hg.), Ein Vierteljahrhundert „jenseits von Stand und Klasse“?, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 11–25.
- BERGER, P. A.; HANK, K.; TÖLKE, A. (Hg.) (2011): Reproduktion von Ungleichheit durch Arbeit und Familie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- BERGER, P. L.; LUCKMANN, T. (1966): The Social Construction of Reality – A Treatise in the Sociology of Knowledge. London/New York: Penguin Books.
- BERTRAM, H. (2000): Die verborgenen familiären Beziehungen in Deutschland: die multilokale Mehrgenerationenfamilie. In: KOHLI, M.; SZYDLIK, M. (Hg.), Generationen in Familie und Gesellschaft, Opladen: Leske/Budrich, S. 97–121.
- BERTRAM, H. (2002): Die multilokale Mehrgenerationenfamilie - Von der neolokalen Gattenfamilie zur multilokalen Mehrgenerationenfamilie. In: *Berliner Journal für Soziologie*, 12(4), S. 517–529.

- BÖHLE, F. (2010): Arbeit als Handeln. In: BÖHLE, F.; VOSS, G. G.; WACHTLER, G. (Hg.), *Handbuch Arbeitssoziologie*, VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 151–176.
- BIEN, W.; RAUSCHENBACH, T.; RIEDEL, B. (2007): Wer betreut Deutschlands Kinder? DJI-Kinderbetreuungsstudie. Online. URL http://www.dji.de/kinderbetreuungssurvey/Resume_Betreuungsbuch.04_07.pdf (15.10.2015).
- BLOTEVOGEL, H. H. (2005): Raum. In: RITTER, ERNST-HASSO ET AL. (Hg.), *Handwörterbuch der Raumordnung*, Hannover: Akademie für Raumforschung und Landesplanung, S. 831–841.
- BOHLE, H.-G. (2007): Geographische Entwicklungsforschung. In: GEBHARD, H.; GLASER, R.; RADTKE, U.; REUBER, P. (Hg.), *Geographie – Physische Geographie und Humangeographie*, München: Elsevier, S. 797–815.
- BOHNSACK, R. (2010a): Dokumentarische Methode und Typenbildung – Bezüge zur Systemtheorie. In: JOHN, R.; HENKEL, A.; RÜCKERT-JOHN, J. (Hg.), *Die Methodologien des Systems – Wie kommt man zum Fall und wie dahinter?*, VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 291–320.
- BOHNSACK, R. (2010b): *Rekonstruktive Sozialforschung – Einführung in qualitative Methoden*. Opladen/Farmington Hills: Barbara Budrich.
- BOHNSACK, R. (2011): Dokumentarische Methode. In: BOHNSACK, R.; MAROTZKI, W.; MEUSER, M. (Hg.), *Hauptbegriffe qualitativer Sozialforschung*, Opladen/Farmington Hills, MI: Opladen, S. 40–44.
- BOHNSACK, R. (2012): Orientierungsschemata, Orientierungsrahmen und Habitus – Elementare Kategorien der Dokumentarischen Methode mit Beispielen aus der Bildungsmilieuforschung. In: SCHITTENHELM, K. (Hg.), *Qualitative Bildungs- und Arbeitsmarktforschung – Grundlagen, Perspektiven, Methoden*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 119–153.
- BOHNSACK, R. (2013): Die dokumentarische Methode in der Bild- und Fotointerpretation. In: BOHNSACK, R.; NENTWIG-GESEMANN, I.; NOHL, A.-M. (Hg.), *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis – Grundlagen qualitativer Sozialforschung*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 75–98.
- BOHNSACK, R.; NENTWIG-GESEMANN, I.; NOHL, A.-M. (2013): Einleitung – Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. In: BOHNSACK, R.; NENTWIG-GESEMANN, I.; NOHL, A.-M. (Hg.), *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis – Grundlagen qualitativer Sozialforschung*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 9–32.
- BONSS, W.; ESSER, F.; HOHL, J.; PELIZÄUS-HOFFMEISTER, H.; ZINN, J. (2004): Biographische Sicherheit. In: BECK, U.; LAU, C. (Hg.), *Entgrenzung und Entscheidung: Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung?*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, Zweite Moderne, S. 211–233.
- BRAKE, A.; BÜCHNER, P. (2007): Großeltern in Familien. In: ECARIUS, J. (Hg.), *Handbuch Familie*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 199–219.
- BRANDT, M.; DEINDL, C.; HABERKERN, K.; SZYDLIK, M. (2009): Geben und Nehmen zwischen Generationen: Der Austausch von Geld und Zeit in Europa. In: BÖRSCH-SUPAN, A.; HANK, K.; JÜRGES, H.; SCHRÖDER, M. (Hg.), *50plus in Deutschland und Europa*, VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 95–114.
- BRÖCKLING, U. (2007): *Das unternehmerische Selbst – Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- BRÖCKLING, U. (2008): Enthusiasten, Ironiker, Melancholiker – Vom Umgang mit der unternehmerischen Anrufung. In: *Mittelweg* 36, 17(4), S. 80–86.
- BUDE, H. (2010): Soziologie der Generationen. In: KNEER, G.; SCHROER, M. (Hg.), *Handbuch spezielle Soziologien*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 421–436.
- BURKART, G. (2006): Individualismus als Selbstzuschreibung – Zehn Thesen zur Individualisierung der Lebensführung. In: REHBERG, K.-S.; DEUTSCHE GESELLSCHAFT FÜR SOZIOLOGIE (DGS) (Hg.), *Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede – Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München*, Frankfurt am Main: Campus, S. 4701–4707.
- BURKART, G. (2010): Gründungsmythen und andere Mechanismen der Institutionalisierung von Einheit in Paarbeziehungen. In: *sozialersinn*, 10(2), S. 249–264.
- BUSCH, A.; STENSCHKE, O. (2014): *Germanistische Linguistik – Eine Einführung*. Bachelor-Wissen, Tübingen: Narr Verlag.
- BUTTNER, A. (1984): Raumbezogene Wahrnehmung: Forschungsstand und Perspektiven – Spiegel, Masken und verschiedene Milieus. In: BUTTNER, A. (Hg.), *Ideal und Wirklichkeit in der Angewandten Geographie*, München: Selbstverlag, Nummer 51 in Münchener Geographische Hefte, S. 15–64.

- CHRISTMANN, G. B. (2013): Raumpioniere in Stadtquartieren und die kommunikative (Re-)Konstruktion von Räumen. In: KELLER, R.; KNOBLAUCH, H.; REICHERTZ, J. (Hg.), *Kommunikativer Konstruktivismus – Theoretische und empirische Arbeiten zu einem neuen wissenssoziologischen Ansatz*, Wiesbaden: Springer VS, Wissen, Kommunikation und Gesellschaft – Schriften zur Wissenssoziologie, S. 153–184.
- CONNIDIS, I. A.; McMULLIN, J. A. (2002): Ambivalence, Family Ties, and Doing Sociology. In: *Journal of Marriage and Family*, 64(3), S. 594–601.
- CORSTEN, M. (2010): *Karl Mannheims Kulturosoziologie – Eine Einführung*. Campus Studium, Frankfurt/New York: Campus Verlag.
- CURRY, M. R. (1996): On Space and Spatial Practice in Contemporary Geography. In: EARLE, C.; METHEWSON, K.; KENZER, M. (Hg.), *Concepts in Human Geography*, Lanham/London: Rowman and Littlefield, S. 3–32.
- DALY, K. (2003): Family Theory Versus the Theories Families Live By. In: *Journal of Marriage and Family*, 65, S. 771–784.
- DAVIDSON, J.; BONDI, L.; SMITH, M. (Hg.) (2005): *Emotional geographies*. Aldershot/Burlington.
- DEGELE, N. (2010): Individualisierung intersektionalisieren. In: BERGER, P. A.; HITZLER, R. (Hg.), *Ein Vierteljahrhundert „Jenseits von Stand und Klasse“?*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 177–190.
- DEGELE, N.; DRIES, C. (2005): *Modernisierungstheorie*. München: Wilhelm Fink, UTB.
- DEGELE, N.; WINKER, G. (2011): Intersektionalität als Beitrag zu einer gesellschaftstheoretisch informierten Ungleichheitsforschung. In: *Berliner Journal für Soziologie*, 21, S. 69–90.
- DICK, E.; REUSCHKE, D. (2012): Multilocal Households in the Global South and North – Relevance, Features and Spatial Implications. In: *Die Erde*, 143(3), S. 177–194.
- DIDERO, M.; PFAFFENBACH, C. (2014): Multilokalität und Translokalität – Konzepte und Perspektiven eines Forschungsfeldes. In: *Geographische Rundschau*, (11), S. 4–9.
- DIRKSMEIER, P. (2011): „Man kann einen geographischen Raum unter dem Gesichtspunkt des Typus wie dem des Individuums betrachten“ – Argumentationslinien der Klassischen Geographie in der neueren deutschsprachigen Stadtsoziologie. In: KEMPER, J.; VOGELPOHL, A. (Hg.), *Lokalistische Stadtforschung, kulturalisierte Städte – Zur Kritik einer „Eigenlogik der Städte“*, Münster: Westfälisches Dampfboot, Nummer 13 in Raumproduktionen, S. 88–104.
- DIRKSMEIER, P.; MACKRODT, U.; HELBRECHT, I. (2011): Geographien der Begegnung. In: *Geographische Zeitschrift*, 99(2-3), S. 84–103.
- DITTMAR, N. (2004): *Transkription – Ein Leitfaden mit Aufgaben für Studenten, Forscher und Laien. Qualitative Sozialforschung*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- DITTRICH-WESBUER, A.; KRAMER, C.; DUCHÊNE-LACROIX, C.; RUMPOLT, P. (2015): Multi-local Living Arrangements – Approaches to Quantification in German Language Official Statistics and Surveys. In: *Tijdschrift voor Economische en Sociale Geografie*, 106(4), S. 409–424.
- DITTRICH-WESBUER, A.; OOSTENDORP, R.; OSTERHAGE, F. (2013): Wohnstandortentscheidungen von Familien mit Kindern – zwischen Wohnwünschen und Alltagsorganisation. In: SCHWEDER, O. (Hg.), *Räumliche Mobilität in der Zweiten Moderne – Freiheit und Zwang bei Standortwahl und Verkehrsverhalten*, Berlin: LIT Verlag, Nummer 3 in Mobilität und Gesellschaft, S. 155–174.
- DOWNES, J. A. (2010): Time-Geographic Density Estimation for Moving Point Objects. In: *Lecture Notes in Computer Science – Geographic Information Science*, 6292, S. 16–26.
- DÖRRE, K. (2002): Reflexive Modernisierung – eine Übergangstheorie. Zum analytischen Potenzial einer populären soziologischen Zeitdiagnose. In: *SOFI-Mitteilungen*, (30), S. 55–67.
- DÖRRE, K.; LESSENICH, S.; ROSA, H. (Hg.) (2009): *Soziologie, Kapitalismus, Kritik – Eine Debatte*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- DUSOLT, H. (2004): *Oma und Opa können helfen – Was Großeltern bei Trennung oder Scheidung tun können*. Weinheim: Beltz-Verlag.
- ECARIUS, J. (2013): Familie – Identität – Kultur. In: BAADER, M. S.; GÖTTE, P.; GROPE, C. (Hg.), *Familienditionen und Familienkulturen – Theoretische Konzeptionen, historische und aktuelle Analysen*, Wiesbaden: Springer VS, S. 53–70.
- ECKHARDT, F. (2013): Handelnde Räume? Über die Schwierigkeit, für das Verhältnis Raum/Gesellschaft die richtige Sprache zu finden. In: *EWE: Erwägen, Wissen, Ethik*, 24(1), S. 19–21.

- EHRENBERG, A. (2004): Das erschöpfte Selbst: Depression und Gesellschaft in der Gegenwart. Nummer 6 in Frankfurter Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie, Frankfurt am Main: Campus.
- ELDER, G. H. (1994): Time, Human Agency, and Social Change – Perspectives on the Life Course. In: *Social Psychology Quarterly*, 57(1), S. 4–15.
- ELLEGÅRD, K.; PALM, J. (2011): Visualizing Energy Consumption Activities as a Tool for Making Everyday Life More Sustainable. In: *Applied Energy*, 88, S. 1920–1926.
- ENGELS, F. (1884): Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats – Im Anschluss an Lewis H. Morgan's Forschungen. Hottingen-Zürich: Schweizerische Genossenschaftsbuchdruckerei.
- FELGENHAUER, T. (2007): Geographie als Argument – Eine Untersuchung regionalisierender Begründungspraxis am Beispiel „Mitteldeutschland“. Nummer 9 in Sozialgeographische Bibliothek, Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- FELGENHAUER, T. (2009): Raumbezogenes Argumentieren – Theorie, Analysemethoden, Anwendungsbeispiele. In: GLASZE, G.; MATTISSEK, A. (Hg.), *Handbuch Diskurs und Raum – Theorien und Methoden für die Humangeographie sowie die sozial- und kulturwissenschaftliche Raumforschung*, Bielefeld: transcript, S. 261–278.
- FELGENHAUER, T. (2011): Geographische Paradigmen als alltägliche Deutungsmuster. In: *Berichte zur deutschen Landeskunde*, 85(4), S. 323–340.
- FERGUSON, N. (2004): Children's Contact with Grandparents after Divorce. In: *Family Matters*, (67), S. 36–41. URL <https://aifs.gov.au/sites/default/files/nf.pdf> (15.10.2015).
- FERGUSON, N.; DOUGLAS, G.; LOWE, N.; MERVYN, M.; ROBINSON, M. (2004): *Grandparenting in Divorced Families*. Bristol.
- FLICK, U. (1996): Psychologie des technisierten Alltags – Soziale Konstruktion und Repräsentation technischen Alltags. Nummer 28 in *Beiträge zur psychologischen Forschung*, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- FRANK, S. (2012): Reurbanisierung als innere Suburbanisierung. In: HILL, A.; PROSSEK, A. (Hg.), *Metropolis und Region – Aktuelle Herausforderungen für Stadtforschung und Raumplanung*, Detmold: Dorothea Rohn, Nummer 8 in *Metropolis und Region*, S. 69–80.
- FTHENAKIS, W. E. (1998): Intergenerative familiäre Beziehungen nach Scheidung und Wiederheirat aus Sicht der Großeltern. In: *ZES Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie*, (2), S. 152–167.
- GAUTHIER, A. (2002): The Role of Grandparents. In: *Current Sociology*, 50(2), S. 295–307.
- GEBHARDT, D. (2012): Lebensstile. In: KEMPER, F.-J.; KULKE, E.; SCHULZ, M. (Hg.), *Die Stadt der kurzen Wege – Alltags- und Wohnmobilität in Berliner Stadtquartieren*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 33–59.
- GENTILE, G.-C. (2010): Die Gesprächsanalyse der dokumentarischen Methode als „Schlüssel“ zu selbst-referenziellen Kommunikationssystemen? Theoretisch-methodologische Grundlagen und empirische Vignetten. In: *Forum Qualitative Sozialforschung*, 11(2). URL <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1003156> (15.10.2015), Art. 15.
- GIDDENS, A. (1984): *The Constitution of Society – Outline of the Theory of Structuration*. Cambridge: Polity Press.
- GIRTLER, R. (2001): *Methoden der Feldforschung*. UTB für Wissenschaft: Uni-Taschenbücher, Stuttgart: UTB.
- GOEKE, P.; LIPPUNER, R.; WIRTHS, J. (2015): Von der Geographie sozialer Systeme zu einer allgemeinen Ökologie der Gesellschaft – eine Einleitung. In: GOEKE, P.; LIPPUNER, R.; WIRTHS, J. (Hg.), *Konstruktion und Kontrolle – Zur Raumordnung sozialer Systeme*, Springer VS, S. 9–22.
- GOFFMAN, E. (1956): *The Presentation of Self in Everyday Life*. Nummer 2 in *Monograph*, Edinburgh: University of Edinburgh Social Sciences Research Centre.
- GOTTSCHALL, K.; VOSS, G. G. (2005): Entgrenzung von Arbeit und Leben – Zur Einleitung. In: GOTTSCHALL, K.; VOSS, K. (Hg.), *Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zum Wandel der Beziehung von Erwerbstätigkeit und Privatsphäre im Alltag*, München, Mering: Hampp, S. 11–33.
- GREN, M. (2001): Time-geography matters. In: MAY, J.; THRIFT, N. (Hg.), *Timespace – Geographies of Temporality*, Routledge, *Critical Geographies*, S. 208–225.
- HABERMAS, T. (1999): *Geliebte Objekte – Symbole und Instrumente der Identitätsbildung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- HAHN, A. (2007): Familienutopien. In: LETTKE, F.; LANGE, A. (Hg.), *Generationen und Familie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 378–385.
- HALLMANN, B. C. (Hg.) (2010): *Family Geographies – The Spatiality of Families and Family Life*. Oxford: Oxford University Press.

- HARD, G. (1999): Raumfragen. In: MEUSBURGER, P. (Hg.), *Handlungszentrierte Sozialgeographie – Benno Werlens Entwurf in kritischer Diskussion*, Stuttgart: Franz Steiner Verlag, Nummer 130 in *Erdkundliches Wissen*, S. 133–162.
- HARD, G. (2008): Der Spatial Turn, von der Geographie her beobachtet. In: DÖRING, J.; THIELEMANN, T. (Hg.), *Spatial Turn – Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, Bielefeld: transcript, S. 263–315.
- HARDERING, F. (2011): *Unsicherheiten in Arbeit und Biographie – Zur Ökonomisierung der Lebensführung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- HARKER, C.; MARTIN, L. L. (2012): *Familial Relations – Spaces, Subjects, and Politics*. Guest Editorial. In: *Environment and Planning A*, 44, S. 768–775.
- HASSE, J. (2012): Wohnen. In: ECKARDT, F. (Hg.), *Handbuch Stadtsoziologie*, Wiesbaden: Springer VS, S. 475–502.
- HELBRECHT, I. (2010): Die „Neue Intoleranz“ der Kreativen Klasse: Veränderungen in der Stadtkultur durch das Arbeitsethos der flexiblen Ökonomie. In: FREY, O.; KOCH, F. (Hg.), *Die Zukunft der europäischen Stadt. Stadtpolitik, Stadtplanung und Stadtgesellschaft im Wandel*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 119–135.
- HELBRECHT, I.; POHL, J. (1995): Pluralisierung der Lebensstile – Neue Herausforderungen für die geographische Stadtforschung. In: *Geographische Zeitschrift*, 83(3-4), S. 223–237.
- HERLYN, I.; LEHMANN, B. (1998): Großmutterchaft im Mehrgenerationenzusammenhang – Eine empirische Untersuchung aus der Perspektive von Großmüttern. In: *Zeitschrift für Familienforschung*, 10(1), S. 27–45.
- HERLYN, U. (1990): *Leben in der Stadt – Lebens- und Familienphasen in städtischen Räumen*. Opladen: Leske + Budrich.
- HÄGERSTRAND, T. (1970): What About People in Regional Science? In: *Regional Science Association Papers*, 24, S. 7–21.
- HÄGERSTRAND, T. (1975): Space, Time, and Human Conditions. In: KARLQVIST, A.; LUNDQVIST, L.; SNICKARS, F. (Hg.), *Dynamic Allocation of Urban Space*, Farnborough: Saxon House, S. 3–14.
- HÄGERSTRAND, T. (1977/1991): Att skapa sammanhang i människans värld – forskningens bidrag. In: ALMQVIST; WIKSELL (Hg.), *Kungl vitterhets-, historie- och antikvitetsakademien, Konferenser 1*, Stockholm, S. 183–190. Seitenangaben bezogen auf Abdruck in Carlestam, Gösta and Sollbe, Barbro (Hg.): *Om tidens vidd och tingens ordning*. Stockholm (= Bygghörsrådet T21).
- HÄGERSTRAND, T. (1978): Survival and Arena – On the Life-History of Individuals in Relation to their Geographical Environment. In: CARLSTEIN, T.; PARKES, D.; THRIFT, N. J. (Hg.), *Human Activity and Time Geography – Timing Space and Spacing Time*, New York: Wiley, S. 122–145.
- HÄGERSTRAND, T. (1983): In Search for the Sources of Concepts. In: BUTTIMER, A. (Hg.), *The Practice of Geography*, London: Longman, S. 238–256.
- HÄGERSTRAND, T. (2004): The Two Vistas. In: *Geografiska Annaler B*, 86(4), S. 315–323.
- HÄGERSTRAND, T. (2009): *Tillvaroväven*. Stockholm: Forskningsrådet Formas. Editiert von Kajsa Ellegård und Udo Svedin.
- HÄGERSTRAND, T. (undatiert): *Raumzeitpfad-Zeichnung* (unveröffentlicht). Schweden: Archiv im „Torsten-Hägerstrandrum“ der Universität Linköping.
- HILDENBRAND, B. (2005): Fallrekonstruktive Familienforschung – Anleitungen für die Praxis. Nummer 6 in *Qualitative Sozialforschung*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- HILTI, N. (2013): Lebenswelten multilokal Wohnender – Eine Betrachtung des Spannungsfeldes von Bewegung und Verankerung. *Stadt, Raum und Gesellschaft*, Wiesbaden: Springer VS.
- HILTON, J. M.; KOPERA-FRYE, K. (2007): Differences in Resources Provided by Grandparents in Single and Married Parent Families. In: *Journal of Divorce & Remarriage*, 47(1-2), S. 33–54.
- HITZLER, R.; PFADENHAUER, M. (2004): Individualisierungsfolgen – Einige wissenssoziologische Anmerkungen zur Theorie reflexiver Modernisierung. In: POFERL, A.; SZNAIDER, N. (Hg.), *Ulrich Becks kosmopolitisches Projekt*, Baden-Baden: Nomos, S. 115–128.
- HOCHSCHILD, A. R. (1997): *The Time Bind – When Work Becomes Home and Home Becomes Work*. New York: Holt Paperback.
- HOCKEY, J.; PENHALE, B.; SIBLEY, D. (2005): Environments of Memory: Home Space, Later Life and Grief. In: DAVIDSON, J.; BONDI, L.; SMITH, M. (Hg.), *Emotional Geographies*, Hampshire/Burlington, S. 135–145.
- HOHENDANNER, C. (2014): Befristete Beschäftigung – Mögliche Auswirkungen der Abschaffung sachgrundloser Befristungen. IAB Stellungnahme 1, Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung.

- HOLLSTEIN, B. (2005): Reziprozität in familialen Generationenbeziehungen. In: ADLOFF, F.; MAU, S. (Hg.), *Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität*, Frankfurt am Main: Campus, Theorie und Gesellschaft, S. 187–211.
- HOPKINS, P.; OLSON, E.; PAIN, R.; VINCETT, G. (2010): Mapping Intergenerationalities – The Formation of Youthful Religiosities. In: *Transactions of the Institute of British Geographers*, 36(2), S. 314–327.
- HOPKINS, P.; PAIN, R. (2007): Geographies of Age: Thinking Relationally. In: *Area*, 39(3), S. 287–294.
- HORKHEIMER, M.; ADORNO, T. W. (2011/1969): *Dialektik der Aufklärung – Philosophische Fragmente*. Fischer Taschenbuch Verlag.
- HORMANN, O. (2013): *Das soziale Netz der Familie – Eine Praxeologie familiärer Hilfebeziehungen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- HÖPFLINGER, F. (2009): Beziehungen zwischen Großeltern und Enkelkindern. In: LENZ, K.; NESTMANN, F. (Hg.), *Handbuch persönliche Beziehungen*, Weinheim/München, S. 311–335.
- HÖPFLINGER, F.; PERRIG-CHIELLO, P. (2008): Die nachberufliche Lebensphase - Generationenbeziehungen in späteren Lebensjahren. In: PERRIG-CHIELLO, P.; HÖPFLINGER, F.; SUTER, C. (Hg.), *Generationen – Strukturen und Beziehungen – Generationenbericht Schweiz*, Zürich: Seismo, S. 188–213.
- HÖPFLINGER, F.; WANNER, P.; LERCH, M. (2008): Demographischer Wandel der Generationenverhältnisse – Entwicklungen und Perspektiven. In: PERRIG-CHIELLO, P.; HÖPFLINGER, F.; SUTER, C. (Hg.), *Generationen – Strukturen und Beziehungen – Generationenbericht Schweiz*, Zürich: Seismo, S. 45–74.
- IBERT, O.; THIEL, J. (2009): Situiertere Analyse, dynamische Räumlichkeiten - Ausgangspunkte, Perspektiven und Potenziale einer Zeitgeographie der wissensbasierten Ökonomie. In: *Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie*, 53(4), S. 209–223.
- IGEL, C. (2011): *Großeltern in Europa – Generationensolidarität im Wohlfahrtsstaat*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- JÜRGENS, K. (2001): *Familiale Lebensführung – Familienleben als alltägliche Verschränkung individueller Lebensführungen*. In: VOSS, G. G.; WEIHRICH, M. (Hg.), *Tagaus tagein – Neue Beiträge zur Soziologie alltäglicher Lebensführung*, München/Mering: Rainer Hampp, S. 33–60.
- JÜRGENS, K. (2009): *Arbeits- und Lebenskraft – Reproduktion als eigensinnige Grenzziehung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- JUGENDINSTITUT, D. D. (2013): *50 Jahre Deutsches Jugendinstitut – Fünf Jahrzehnte Forschung über Kinder, Jugendliche und Familien an der Schnittstelle zwischen Wissenschaft, Politik und Praxis*. Nummer 2 in DJI Impulse Nr. 102, München: Deutsches Jugendinstitut e. V.
- JURCZYK, K. (2014a): *Doing Family – der Practical Turn der Familienwissenschaften*. In: STEINBACH, A.; HENNIG, M.; ARRÁNZ BECKER, O. (Hg.), *Familie im Fokus der Wissenschaft*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, Familienforschung, S. 117–138.
- JURCZYK, K. (2014b): *Familie als Herstellungsleistung. Hintergründe und Konturen einer neuen Perspektive auf Familie*. In: JURCZYK, K.; LANGE, A.; THIESSEN, B. (Hg.), *Doing Family – Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist*, Weinheim, Basel: Beltz Juventa, S. 50–70.
- JURCZYK, K.; SCHIER, M.; SZYMENDERSKI, P.; LANGE, A.; VOSS, G. G. (2009): *Entgrenzte Arbeit – entgrenzte Familie – Grenzmanagement im Alltag als neue Herausforderung*. Nummer 100 in *Forschung aus der Hans-Böckler-Stiftung*, Edition Sigma.
- JUREIT, U. (2006): *Generation, Generationalität, Generationenforschung*. In: *Docupedia Zeitgeschichte – Begriffe, Methoden und Debatten der zeithistorischen Forschung*, S. 1–12. URL <http://docupedia.de/zg/Generation> (15.10.2015).
- KANT, I. (1787): *Kritik der reinen Vernunft*. Projekt Gutenberg, 2004 Auflage. URL www.gutenberg.org/cache/epub/6343/pg6343.html (15.10.2015).
- KELLER, R.; KNOBLAUCH, H.; REICHERTZ, J. (2013a): *Der Kommunikative Konstruktivismus als Weiterführung des Sozialkonstruktivismus – eine Einführung in den Band*. In: KELLER, R.; KNOBLAUCH, H.; REICHERTZ, J. (Hg.), *Kommunikativer Konstruktivismus – Theoretische und empirische Arbeiten zu einem neuen wissenssoziologischen Ansatz*, Wiesbaden: Springer VS, Wissen, Kommunikation und Gesellschaft – Schriften zur Wissenssoziologie, S. 9–21.
- KELLER, R.; KNOBLAUCH, H.; REICHERTZ, J. (Hg.) (2013b): *Kommunikativer Konstruktivismus – Theoretische und empirische Arbeiten zu einem neuen wissenssoziologischen Ansatz*. Wissen, Kommunikation und Gesellschaft – Schriften zur Wissenssoziologie, Wiesbaden: Springer VS.

- KEMPER, J.; VOGELPOHL, A. (2011a): „Eigenlogik der Städte“? Kritische Anmerkungen zu einer Forschungsperspektive. In: KEMPER, J.; VOGELPOHL, A. (Hg.), *Lokalistische Stadtforschung, kulturalisierte Städte – Zur Kritik einer „Eigenlogik der Städte“*, Münster: Westfälisches Dampfboot, Nummer 13 in Raumproduktionen, S. 15–38.
- KEMPER, J.; VOGELPOHL, A. (Hg.) (2011b): *Lokalistische Stadtforschung, kulturalisierte Städte – Zur Kritik einer „Eigenlogik der Städte“*. Nummer 13 in Raumproduktionen, Münster: Westfälisches Dampfboot.
- KEPPLER, A. (1994): *Tischgespräche – Über Formen kommunikativer Vergemeinschaftung am Beispiel der Konversation in Familien*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- KESSELRING, S. (2012): Betriebliche Mobilitätsregime – Zur sozio-geografischen Strukturierung mobiler Arbeit. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 41(2), S. 83–100.
- KILKEY, M.; MERLA, L. (2014): Situating Transnational Families' Care-giving Arrangements – The Role of Institutional Contexts. In: *Global Networks*, 14(2), S. 210–247.
- KING, V. (2010): The Generational Rivalry for Time. In: *Time Society*, 19(1), S. 54–71.
- KLEE, A. (2001): Der Raumbezug von Lebensstilen in der Stadt – Ein Diskurs über eine schwierige Beziehung mit empirischen Befunden aus der Stadt Nürnberg. Nummer 83 in *Münchener Geographische Hefte*, Passau: L.I.S. Verlag.
- KLÜTER, H. (1999): Die fatale Verwechslung – Zum Selbstverständnis der Geographie. In: MEUSBURGER, P. (Hg.), *Handlungszentrierte Sozialgeographie – Benno Werlens Entwurf in kritischer Diskussion*, Stuttgart: Franz Steiner Verlag, Nummer 130 in *Erdkundliches Wissen*, S. 187–212.
- KNOBLAUCH, H. (2010): *Wissenssoziologie*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- KOCKA, J. (2008): Bürger und Bürgerlichkeit im Wandel. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 25(9-10), S. 3–9.
- KOCYBA, H. (2004): Aktivierung. In: BRÖCKLING, U.; KRASMANN, S.; LEMKE, T. (Hg.), *Glossar der Gegenwart*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 17–22.
- KOHLI, M. (1994): Institutionalisierung und Individualisierung der Erwerbsbiographie. In: BECK, U.; BECK-GERNSEHEIM, E. (Hg.), *Risikante Freiheiten – Individualisierung in modernen Gesellschaften*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 219–244.
- KOHLI, M. (2007): Von der Gesellschaftsgeschichte zur Familie – Was leistet das Konzept der Generationen? In: LETTKE, F.; LANGE, A. (Hg.), *Generationen und Familie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 47–68.
- KOPP, J.; STEINBACH, A. (2009): Generationenbeziehungen – Ein Test der intergenerational-stake-Hypothese. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 61, S. 1–12.
- KRAMER, C. (2005): Zeit für Mobilität - Räumliche Disparitäten der individuellen Zeitverwendung für Mobilität in Deutschland. Nummer Band 138 in *Erdkundliches Wissen, Schriftenreihe für Forschung und Praxis (EW)*, Stuttgart: Stuttgart.
- KRAMER, C. (2009): „Taxi Mama“ und noch mehr: Wegezeiten für Haushalt und Kinderbetreuung. In: HEITKÖTTER, M.; JURCZYK, K.; LANGE, A.; MEIER-GRÄWE, U. (Hg.), *Zeit für Beziehungen? Zeit und Zeitpolitik für Familien*, Opladen/Farmington Hills: Barbara Budrich, S. 319–347.
- KRAMER, C. (2012): „Alles hat seine Zeit“ – die „Time Geography“ im Licht des „Material Turn“. In: WEIXLBAUMER, N. (Hg.), *Anthologie zur Sozialgeographie*, Selbstverlag der Universität Wien, Nummer 16 in *Abhandlungen zur Geographie und Regionalforschung*, S. 83–105.
- KRECK, M. (2001): Was ist ein Raum? In: *Ruperto Carola*, (2). URL http://www.uni-heidelberg.de/presse/ruca/ruca2_2001/kreck.html (15.10.2015).
- KUJATH, H. J. (2012): Reurbanisierung des Wissens – Zur Herausbildung von Metropolregionen unter dem Einfluss der Wissensökonomie. In: BRAKE, K.; HERFERT, G. (Hg.), *Reurbanisierung – Materialität und Diskurs in Deutschland*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 216–238.
- KULKE, E. (2012): Stadt der kurzen Wege – Einführung in das Forschungsprojekt. In: KEMPER, F.-J.; KULKE, E.; SCHULZ, M. (Hg.), *Die Stadt der kurzen Wege – Alltags- und Wohnmobilität in Berliner Stadtquartieren*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 9–14.
- LAMNEK, S. (2005): *Qualitative Sozialforschung – Lehrbuch*. Weinheim/Basel: Beltz.
- LANGE, A.; LAUTERBACH, W. (1998): Aufwachsen mit oder ohne Großeltern? Die gesellschaftliche Relevanz multilokaler Mehrgenerationsfamilien. In: *ZSE Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 18(3), S. 227–249.
- LANGE, A.; LETTKE, F. (2007): Schrumpfung, Erweiterung, Diversität – Konzepte zur Analyse von Familie und Generationen. In: LETTKE, F.; LANGE, A. (Hg.), *Generationen und Familie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 14–43.

- LANTERMANN, S. (2012): Tradierung trotz Umbrung – Familie in der Überlebensgesellschaft. In: WILLISCH, A. (Hg.), *Wittenberge ist überall – Überleben in schrumpfenden Regionen*, Berlin: Ch. Links, S. 113–149.
- LATOUR, B. (2005): *Trains of Thought – The Fifth Dimension of Time and its Fabrication*. In: PERRET-CLERMON, A. (Hg.), *Thinking Time*, Göttingen, Bern: Hogrefe and Huber Publishers, S. 173–187.
- LATOUR, B. (2008): *Wir sind niemandem gewesen – Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- LAUTERBACH, W. (2004): Die multilokale Mehrgenerationenfamilie - Zum Wandel der Familienstruktur in der zweiten Lebenshälfte. Nummer 13 in *Familie und Gesellschaft*, Würzburg: Ergon.
- LEIBERT, T. (2009): Kleinkinderbetreuung im regionalen Vergleich. In: *Nationalatlas aktuell*, (1), S. Online Artikel. URL http://aktuell.nationalatlas.de/kleinkinder-1_01-2009-0-html/ (15.10.2015).
- LEIBERT, T. (2012): Wertewandel oder Wirtschaftskrise? Die Theorie des Zweiten Demographischen Übergangs und der „Crisis behaviour“ – Ansatz als Erklärungsansätze für den Wandel des generativen Verhaltens in den postsozialistischen Mitgliedstaaten der EU am Beispiel von Ungarn. Eine Regionalanalyse des Familiengründungs- und Erweiterungsverhaltens 1990 – 2005. Unveröffentlichte Dissertation, Universität Leipzig.
- LEMKE, T. (2004): Flexibilität. In: BRÖCKLING, U.; KRASMANN, S.; LEMKE, T. (Hg.), *Glossar der Gegenwart*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 82–88.
- LENZ, K. (2005): Familien als Ensemble persönlicher Beziehungen. In: BUSCH, F. W.; NAVE-HERZ, R. (Hg.), *Familie und Gesellschaft – Beiträge zur Familienforschung*, Oldenburg: Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg, S. 9–31.
- LENZ, K.; NESTMANN, F. (2009): Persönliche Beziehungen – Eine Einleitung. In: LENZ, K.; NESTMANN, F. (Hg.), *Handbuch persönliche Beziehungen*, Weinheim/München: Juventa Verlag, S. 9–27.
- LESSENICH, S. (2009): Mobilität und Kontrolle – Zur Dialektik der Aktivgesellschaft. In: DÖRRE, K.; LESSENICH, S.; ROSA, H. (Hg.), *Soziologie – Kapitalismus – Kritik*, Suhrkamp, S. 126–177.
- LESSENICH, S. (2011): Die kulturellen Widersprüche der Aktivgesellschaft. In: KOPPETSCH, C. (Hg.), *Nachrichten aus den Innenwelten des Kapitalismus*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 253–263.
- LETTKE, F. (2007): Vererbungsabsichten in unterschiedlichen Familienformen – Ei Beitrag zur Institutionalisierung generationaler Kontinuität. In: LETTKE, F.; LANGE, A. (Hg.), *Generationen und Familie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 130–157.
- LICHTBLAU, K. (2000): „Vergemeinschaftung“ und „Vergesellschaftung“ bei Max Weber – Eine Rekonstruktion seines Sprachgebrauchs. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 29(6), S. 423–443.
- LIPPUNER, R. (2005): *Raum, Systeme, Praktiken – Zum Verhältnis von Alltag, Wissenschaft und Geographie*. Nummer 2 in *Sozialgeographische Bibliothek*, Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- LIPPUNER, R. (2007): Kopplung, Steuerung, Differenzierung – Zur Geographie sozialer Systeme. In: *Erdkunde*, 61, S. 174–185.
- LIPPUNER, R. (2008): Raumbilder der Gesellschaft – Zur Räumlichkeit des Sozialen in der Systemtheorie. In: DÖRING, J.; THIELMANN, T. (Hg.), *Spatial Turn – Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, Bielefeld: transcript, S. 341–363.
- LOSSAU, J. (2001): Gegenwartsdiagnosen als Problem der Sozialwissenschaften. In: *Geographische Zeitschrift*, 89(4), S. 237–248.
- LÜSCHER, K. (2012): Ambivalence and Practice as Emerging Topics of Contemporary Family Studies. In: SCABINI, E.; ROSSI, G. (Hg.), *Family Transitions and Families in Transition, Vita e pensiero*, Nummer 25 in *Studi interdisciplinari sulla famiglia*, S. 93–108.
- LÜSCHER, K.; LIEGLE, L. (2003): *Generationenbeziehungen in Familie und Gesellschaft*. Konstanz: UTB.
- LUCKMANN, T. (1986): Grundformen der gesellschaftlichen Vermittlung des Wissens – Kommunikative Gattungen. In: *Kultur und Gesellschaft*, Opladen: Westdeutscher Verlag, Sonderhefte der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, S. 191–211.
- LUCKMANN, T. (2006): Die kommunikative Konstruktion der Wirklichkeit. In: *Neue Perspektiven der Wissenssoziologie*, Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH, Nummer 8 in *Erfahrung – Wissen – Imagination*. Schriften zur Wissenssoziologie, S. 15–26.
- LUDWIG-MAYERHOFER, W.; BEHREND, O.; SONDERMANN, A. (2009): *Auf der Suche nach der verlorenen Arbeit. Arbeitslose und Arbeitsvermittler im neuen Arbeitsmarktregime*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.

- LUSSIER, G.; DEATER-DECKARD, K.; DUNN, J.; DAVIES, L. (2002): Support Across Two Generations: Children's Closeness to Grandparents Following Parental Divorce and Remarriage. In: *Journal of Family Psychology*, 16(3), S. 363–376.
- LÖW, M. (2013): Soziologie des Raums – Grundlagen und Ziele. In: *Arte & Ensaïos*, (26), S. 106–123.
- LÖW, M.; STURM, G. (2005): Raumsoziologie. In: KESSL, F.; REUTLINGER, C.; MAURER, S.; FREY, O. (Hg.), *Handbuch Sozialraum*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 31–48.
- LYNCH, K. (1960): *The Image and the City*. Cambridge, Massachusetts, London: MIT Press.
- MAASEN, S. (2012): *Wissenssoziologie. Einsichten*, Bielefeld: transcript.
- MAGER, C. (2011): Heidelberger Nobelpreisträger. In: MEUSBURGER, P.; SCHUCH, T. (Hg.), *Wissenschaftsatlas der Universität Heidelberg*, Knittlingen: Bibliotheca Palatina, S. 250–253.
- MAHNE, K.; HUXHOLD, O. (2012): Social Contact between Grandparents and Older Grandchildren – A Three-Generation Perspective. In: ARBER, S.; TIMONEN, V. (Hg.), *Contemporary grandparenting – Changing family relationships in global contexts*, Bristol/Chicago: The Policy Press, S. 225–246.
- MAHNE, K.; MOTEL-KLINGEBIEL, A. (2010): Familiäre Generationenbeziehungen. In: MOTEL-KLINGEBIEL, A.; WURM, S.; TESCH-RÖMER, C. (Hg.), *Altern im Wandel – Befunde des Deutschen Alterssurveys (DEAS)*, Stuttgart: W. Kohlhammer, S. 188–214.
- MANNHEIM, K. (1921-22/1970): Beiträge zur Theorie der Weltanschauungs-Interpretation. In: WOLFF, K. H. (Hg.), *Wissenssoziologie – Auswahl aus dem Werk*, Neuwied a.R./Berlin: Luchterhand, Nummer 28 in *Soziologische Texte*, S. 91–155.
- MANNHEIM, K. (1925/1970): Das Problem einer Soziologie des Wissens. In: WOLFF, K. H. (Hg.), *Wissenssoziologie – Auswahl aus dem Werk*, Neuwied a.R./Berlin: Luchterhand, Nummer 28 in *Soziologische Texte*, S. 308–387.
- MANNHEIM, K. (1928): Das Problem der Generationen. In: *Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie*, 7(2-3), S. 157–185, 309–330. Zit. nach Faksimile (pdf-Version), zur Verfügung gestellt von der Bayerischen Staatsbibliothek 2011 unter http://www.1000dokumente.de/index.html?c=dokument_de&dokument=0100_gen_&st=MANNHEIM&l=de. (19.10.2015).
- MARBACH, J. H. (1998): Beziehungen zwischen Kindern, Eltern und Großeltern. Online. URL <http://www.dji.de/bibs/GRENK.pdf> (15.10.2015), Vortrag auf der Tagung "Die Mehr-Generationen-Familie - Neue Formen des Zusammenlebens", Evangelische Akademie Tutzing, 6. bis 8. März 1998.
- MARTIN, L. (2014): Accounting for the Familial – Discourse, Practice and Political Possibility. In: *An International E-Journal for Critical Geographies*, 13(3), S. 457–462.
- MARTÍNEZ, M.; SCHEFFEL, M. (2012): *Einführung in die Erzähltheorie*. München: C.H. Beck.
- MARX, W. (1970): Lebenswelt und Lebenswelten. In: MARX, W. (Hg.), *Vernunft und Welt – Zwischen Tradition und anderem Anfang*, Den Haag: Martinus Nijhoff, Nummer 36 in *Phaenomenologica*, S. 63–77.
- MASSEY, D. (2001): Talking of Space-Time. In: *Transactions of the Institute of British Geographers*, 26, S. 257–261.
- MASSEY, D. (2005): *For Space*. London/Thousand Oaks/New Delhi: Sage.
- MATTISSEK, A. (2008): *Die neoliberale Stadt – Diskursive Repräsentationen im Stadtmarketing deutscher Großstädte*. Bielefeld: transcript.
- MAY, J.; THRIFT, N. (2001): Introduction. In: MAY, J.; THRIFT, N. (Hg.), *Timespace – Geographies of Temporality*, Routledge, *Critical Geographies*, S. 1–46.
- MAYRING, P. (2002): *Einführung in die qualitative Sozialforschung – Eine Anleitung zum qualitativen Denken*. Weinheim/Basel: Beltz.
- MCCORMACK, D. (2012): Geography and Abstraction – Towards an Affirmative Critique. In: *Progress in Human Geography*, 36(6), S. 715–734.
- MENZL, M. (2007): *Leben in Suburbia – Raumstrukturen und Alltagspraktiken am Rand von Hamburg*. Frankfurt/New York: Campus.
- MENZL, M. (2014): Zielgruppenkonstruktion im spätmodernen Wohnungsbau: das Beispiel der jungen Mittelschichtsfamilien. In: ALTROCK, U.; HUNING, S.; KUDER, T.; NUISSL, H. (Hg.), *Zielgruppen in der räumlichen Planung – Konstruktionen, Strategien, Praxis*, Berlin: Verlag Uwe Altrock, Nummer Nr. 21 in Reihe *Planungsrundschau*, S. 183–204.
- MERRIMAN, P. (2012): Human Geography Without Time-Space. In: *Transactions of the Institute of British Geographers*, 37(1), S. 13–27.

- MEUSBURGER, P. (2005): Sachwissen und Orientierungswissen als Machtinstrument und Konfliktfeld – Zur Bedeutung von Worten, Bildern und Orten bei der Manipulation des Wissens. In: *Geographische Zeitschrift*, 93(3), S. 148–164.
- MEUSBURGER, P. (2015): Geography of Knowledge. In: WRIGHT, J. D. (Hg.), *International Encyclopedia of the Social & Behavioral Sciences*, Oxford: Elsevier, Band 13, S. 91–97.
- MEUSBURGER, P.; KOCH, G.; CHRISTMANN, G. B. (2011): Nähe- und Distanz-Praktiken in der Wissenserzeugung – Zur Notwendigkeit einer kontextbezogenen Analyse. In: IBERT, O.; KUJATH, H. J. (Hg.), *Räume der Wissensarbeit*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 221–249.
- MÜHLING, T.; RUPP, M. (2008): Familie. In: BAUR, N.; KORTE, H.; LÖW, M.; SCHROER, M. (Hg.), *Handbuch Soziologie*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 77–95.
- MIGGELBRINK, J. (2002a): Der gezähmte Blick – Zum Wandel des Diskurses über „Raum“ und „Region“ in humangeographischen Forschungsansätzen des ausgehenden 20. Jahrhunderts. Nummer 55 in *Beiträge zur Regionalen Geographie*, Leipzig: Selbstverlag des Leibniz-Instituts für Länderkunde.
- MIGGELBRINK, J. (2002b): Kommunikation über Regionen – Überlegungen zum Konzept der Raumsemantik in der Human-geographie. In: *Berichte zur deutschen Landeskunde*, 76(4), S. 273–306.
- MIGGELBRINK, J. (2002c): Konstruktivismus? „Use with caution“ ... Zum Raum als Medium der Konstruktion gesellschaftlicher Wirklichkeit. In: *Erdkunde*, 56(4), S. 337–350.
- MIGGELBRINK, J. (2005): Die (Un-)Ordnung des Raumes – Bemerkungen zum Wandel geographischer Raumkonzepte im ausgehenden 20. Jahrhundert. In: GEPPERT, A. C.; JENSEN, U.; WEINHOLD, J. (Hg.), *Ortsgespräche – Raum und Kommunikation im 19. und 20. Jahrhundert*, Transcript, S. 79–105.
- MIGGELBRINK, J. (2009): Räume und Regionen in der Geographie. In: BAUMGÄRTNER, I.; KLUMBIES, P.-G.; SIEK, F.; KOHLS, M. (Hg.), *Raumkonzepte – Disziplinäre Zugänge*, Göttingen: V & R unipress, S. 71–94.
- MIKL-HORKE, G. (2001): *Soziologie – Historischer Kontext und soziologische Theorieentwürfe*. München, Wien: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.
- MILLIGAN, C.; BINGLEY, A.; GATRELL, A. (2005): 'Healing and Feeling' - The Place of Emotions in Later Life. In: DAVIDSON, J.; BONDI, L.; SMITH, M. (Hg.), *Emotional Geographies*, Aldershot/Burlington, S. 49–62.
- MONTANARI, G. (im Erscheinen): Die Interviewdauer als Qualitätsmerkmal qualitativer Interviews? Zum angemessenen Umgang mit sehr unterschiedlichen Gesprächen. In: BEURSKENS, K.; MEYER, F.; MIGGELBRINK, J. (Hg.), *Zwischen Fettnäpfchen und harten Hunden – Praxisprobleme qualitativer Forschung in der Sozialgeographie*, Berlin: Springer.
- MORRIS, S. M.; THOMAS, C. (2005): Placing the Dying Body: Emotional, Situational and Embodied Factors in Preference for Place of Final Care and Death in Cancer. In: DAVIDSON, J.; BONDI, L.; SMITH, M. (Hg.), *Emotional Geographies*, Aldershot/Burlington, S. 19–31.
- NADLER, R.; MONTANARI, G. (2013): Der Wohnbegriff in der Multilokalitätsforschung – Überlegungen anhand der Beispielgruppen Großeltern in Nachtrennungsfamilien und kreative WissensarbeiterInnen. In: SCHEINER, J.; BLOTEVOGEL, H.-H.; FRANK, S.; HOLZ-RAU, C.; SCHUSTER, N. (Hg.), *Mobilitäten und Immobilitäten – Menschen, Ideen, Dinge, Kulturen, Kapital*, Essen: Klartext Verlag, Nummer 142 in *Blaue Reihe Dortmunder Beiträge zur Raumplanung*, S. 417–430.
- NASSEHI, A. (1994): Die Form der Biographie – Theoretische Überlegungen zur Biographieforschung in methodologischer Absicht. In: *BIOS*, 7(1), S. 46–63.
- NAVE-HERZ, R. (2003a): Die Mehrgenerationen-Familie – Eine soziologische Analyse. In: BUSCH, F. W. (Hg.), *Familie zwischen Tradition und Moderne – Ausgewählte Beiträge zur Familiensoziologie*, Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg, S. 73–91.
- NAVE-HERZ, R. (2003b): Wozu Familiensoziologie? Über Entstehung, Geschichte und Aufgaben der Familiensoziologie. In: BUSCH, F. W. (Hg.), *Familie zwischen Tradition und Moderne – Ausgewählte Beiträge zur Familiensoziologie*, Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg, S. 17–36.
- NAVE-HERZ, R. (2003c): Zeitgeschichtliche Differenzierungsprozesse privater Lebensformen – am Beispiel des veränderten Verhältnisses von Ehe und Familie. In: BUSCH, F. W. (Hg.), *Familie zwischen Tradition und Moderne – Ausgewählte Beiträge zur Familiensoziologie*, Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg, S. 37–57.
- NELSON, M. K. (2006): Single Mothers '„Do“' Family. In: *Journal of Marriage and Family*, 68(4), S. 781–795.
- NEUGARTEN, B. L.; WEINSTEIN, K. K. (1964): The Changing American Grandparent. In: *Journal of Marriage and Family*, 26(2), S. 199–204.
- NOHL, A.-M. (2012): *Interview und dokumentarische Methode – Anleitungen für die Forschungspraxis*. Qualitative Sozialforschung, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- NOHL, A.-M. (2013): Relationale Typenbildung und Mehrebenenvergleich – Neue Wege der dokumentarischen Methode. Qualitative Sozialforschung, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- OBERNDORFER, R. (2008): Großeltern als Unterstützung im Trennungsgeschehen. In: STIFTUNG, H. M.; FTHENAKIS, W. E.; GRIEBEL, W.; NIESEL, R.; OBERNER, R.; WALBINER, W.; FIEBIG, J. (Hg.), Die Familie nach der Familie – Wissen und Hilfen bei Elterntrennung und neuen Beziehungen, München: C.H. Beck, S. 233–242.
- OECHSLE, M.; GEISSLER, B. (2008): Modernisierungstheorien: Anregungspotenziale für die Frauen- und Geschlechterforschung. In: BECKER, R.; KORTENDIEK, B. (Hg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, Nummer 35 in Geschlecht und Gesellschaft, S. 203–211.
- OSSENBRÜGGE, J.; POHL, T.; VOGELPOHL, A. (2009): Entgrenzte Zeitregime und wirtschaftsräumliche Konzentration – Der Kreativsektor des Hamburger Schanzenviertels in zeitgeographischer Perspektive. In: Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie, 53(4), S. 249–263.
- OOSTENDORP, R. (2014): Wohnstandortentscheidungen von Doppelverdienerhaushalten – Zum Zusammenwirken von Wohnen und Arbeiten in der polyzentrischen Stadtregion Köln/Bonn. Dissertation, Universität Bonn. URL <http://hss.ulb.uni-bonn.de/2014/3819/3819.htm> (15.10.2015).
- OTTE, G. (2004): Sozialstrukturanalysen mit Lebensstilen – Eine Studie zur theoretischen und methodischen Neuorientierung der Lebensstilforschung. Nummer 18 in Sozialstrukturanalyse, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- PAIN, R. (2014): Gendered Violence – Rotating Intimacy. In: Area, 46(4), S. 344–360.
- PAIN, R.; MOWL, G.; TALBOT, C. (2000): Difference and the Negotiation of 'Old Age'. In: Environment and Planning D: Society and Space, 18(3), S. 377–393.
- PARKES, D.; THRIFT, N. (1980): Times, Spaces, and Places – A Chronographic Perspective. Chichester, New York: John Wiley.
- PERSSON, O.; ELLEGÅRD, K. (2012): Torsten Hägerstrand in the Citation Time Web. In: The Professional Geographer, 64(2), S. 250–261.
- PEUCKERT, R. (2007): Zur aktuellen Lage der Familie. In: ECARIUS, J. (Hg.), Handbuch Familie, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 36–56.
- PILLEMER, K.; MÜLLER-JOHNSON, K. (2007): Generationenambivalenzen – Ein neuer Zugang zur Erforschung familialer Generationenbeziehungen. In: LETTKE, F.; LANGE, A. (Hg.), Generationen und Familie, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 130–157.
- POHL, T. (2009): Entgrenzte Stadt - Räumliche Fragmentierung und zeitliche Flexibilisierung in der Spätmoderne. Urban Studies, Bielefeld: Transcript.
- POTT, A. (2007): Sprachliche Kommunikation durch Raum – das Angebot der Systemtheorie. In: Geographische Zeitschrift, 95(1-2), S. 56–71.
- POTT, A. (2011): Die Raumordnung des Tourismus. In: Soziale Systeme, 17(2), S. 255–276.
- PRED, A. (1981): Social Reproduction and the Time-Geography of Everyday Life. In: Geografiska Annaler, Series B, Human Geography, 63(1), S. 5–22.
- PROJEKTGRUPPE, A. L. (1995): Alltägliche Lebensführung – Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung. Opladen: Leske/Budrich.
- PRZYBORSKI, A.; WOHLRAB-SAHR, M. (2014): Qualitative Sozialforschung – Ein Arbeitsbuch. Lehr- und Handbücher der Soziologie, Oldenbourg.
- RECKWITZ, A. (2003): Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken – Eine sozialtheoretische Perspektive. In: Zeitschrift für Soziologie, 32(4), S. 282–301.
- REDEPENNING, M. (2006): Wozu Raum? Systemtheorie, critical geopolitics und raumbezogene Semantiken. Nummer 62 in Beiträge zur regionalen Geographie, Leipzig: Selbstverlag Leibniz-Institut für Länderkunde.
- REDEPENNING, M. (2008): Eine selbst erzeugte Überraschung – Zur Renaissance von *Raum* als Selbstbeschreibungsformel der Gesellschaft. In: DÖRING, J.; THIELEMANN, T. (Hg.), Spatial turn – Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften, Bielefeld: transcript, S. 317–340.
- REULECKE, J. (2003): Einführung: Lebensgeschichten des 20. Jahrhunderts – Im „Generationen-Container“? In: REULECKE, J.; MÜLLER-LUCKNER, E. (Hg.), Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert., München: Oldenbourg, Nummer 58 in Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien, S. VII–XVI.

- REUSCHKE, D. (2010): Living Apart Together Over Long Distances – Time-Space Patterns and Consequences of a Late-Modern Living Arrangement. In: *Erdkunde*, 64(3), S. 215–226.
- RÜGER, H.; SCHIER, M.; FELDHAUS, M.; RIES, T. (2014): Einstellungen zur Akzeptanz räumlicher Distanz in erwerbsbedingt multilokalen Lebensformen. In: *Zeitschrift für Familienforschung*, 26(2), S. 121–143.
- RÖNKÄ, A.; KORVELA, P. (2009): Everyday Family Life: Dimensions, Approaches, and Current Challenges. In: *Journal of Family Theory & Review*, 1(6), S. 87–102.
- ROBERTSON, J. F. (1977): Grandmotherhood: A Study of Role Conceptions. In: *Journal of Marriage and Family*, 39(1), S. 165–174.
- ROLSHOVEN, J. (2006): Woanders daheim - Kulturwissenschaftliche Ansätze zur multilokalen Lebensweise in der Spätmoderne. Online. URL www.uni-graz.at/johanna.rolshoven/jr_textauswahl.pdf (15.10.2015), redigierte Fassung der Antrittsvorlesung vom 28. Januar 2006 an der Universität Zürich.
- ROLSHOVEN, J. (2009): Kultur-Bewegungen – Multilokalität als Lebensweise in der Spätmoderne. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde*, LXIII /112(3), S. 285.
- ROSA, H. (2005): Beschleunigung – Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- ROSA, H. (2009a): Beschleunigung und Entfremdung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- ROSA, H. (2009b): Kapitalismus als Dynamisierungsspirale – Soziologie als Gesellschaftskritik. In: DÖRRE, K.; LESSENICH, S.; ROSA, H. (Hg.), *Soziologie – Kapitalismus – Kritik*, Suhrkamp, S. 87–125.
- ROSA, H. (2012): Weltbeziehungen im Zeitalter der Beschleunigung – Umriss einer neuen Gesellschaftskritik. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- ROSENTHAL, L. (1976): Schwerpunkte der Soziologie des Alters (Gerosoziologie). In: KÖNIG, R. (Hg.), *Handbuch zur empirischen Sozialforschung*, Stuttgart: Enke, Band Band 7: Familie, Alter, S. 218–406.
- ROSENTHAL, G. (2005): Die Biographie im Kontext der Familien- und Gesellschaftsgeschichte. In: VÖLTER, B.; DAUSIEN, B.; LUTZ, H.; ROSENTHAL, G. (Hg.), *Biographieforschung im Diskurs*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 46–64.
- ROSKAMM, N. (2011): Lost im 'Spatial Turn' - Konstruktionen von Dichte und Raum im Projekt „Eigenlogik der Städte“. In: KEMPER, J.; VOGELPOHL, A. (Hg.), *Lokalistische Stadtforschung, kulturalisierte Städte – Zur Kritik einer „Eigenlogik der Städte“*, Münster: Westfälisches Dampfboot, Nummer 13 in Raumproduktionen, S. 73–87.
- SCHNEIDER, J.; BLOTEVOGEL, H.-H.; FRANK, S.; HOLZ-RAU, C.; SCHUSTER, N. (Hg.) (2013): Mobilitäten und Immobilitäten – Menschen, Ideen, Dinge, Kulturen, Kapital. Nummer 142 in *Blaue Reihe Dortmunder Beiträge zur Raumplanung*, Essen: Klartext Verlag.
- SCHIER, M. (2009): Räumliche Entgrenzung von Arbeit und Familie – Die Herstellung von Familie unter Bedingungen von Multilokalität. In: *Informationen zur Raumentwicklung*, (1-2), S. 55–66.
- SCHIER, M. (2013): Multilokale Wohnarrangements von Müttern, Vätern und ihren Kindern nach Trennung und Scheidung. In: SCHWEDES, O. (Hg.), *Räumliche Mobilität in der zweiten Moderne – Freiheit und Zwang bei Standortwahl und Verkehrsverhalten*, Berlin: LIT Verlag, S. 189–212.
- SCHIER, M. (2014): Multilokalität von Familie in Deutschland. In: *Geographische Rundschau*, (11), S. 10–17.
- SCHIER, M.; JURCZYK, K. (2007): „Familie als Herstellungsleistung“ in Zeiten der Entgrenzung. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 34, S. 10–17.
- SCHIER, M.; PROSKE, A. (2010): Ein Kind, zwei Zuhause. In: *DJI-Bulletin*, 89, S. 12–14.
- SCHIER, M.; SCHLINZIG, T.; MONTANARI, G. (2015): The Logic of Multi-Local Living Arrangements: Methodological Challenges and the Potential of Qualitative Approaches. In: *Tijdschrift Voor Economische En Sociale Geografie*, 106(4), S. 425–438.
- SCHINKEL, S. (2013): Familiäre Räume – Eine Ethnographie des „gewohnten“ Zusammenlebens als Familie. Nummer 3 in *Konglomerationen*, Bielefeld: transcript.
- SCHLOTTMANN, A. (2005): RaumSprache – Ost-West-Differenzen in der Berichterstattung zur deutschen Einheit – Eine sozialgeographische Theorie. Nummer 4 in *Sozialgeographische Bibliothek*, Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- SCHLOTTMANN, A. (2007): Wie aus Worten Orte werden – Gehalt und Grenzen sprechakttheoretischer Sozialgeographie. In: *Geographische Zeitschrift*, 95(1-2), S. 5–23.
- SCHLOTTMANN, A. (2013): Reden vom Raum, der ist – Zur alltäglichen Notwendigkeit der Ontologisierung räumlicher Sachverhalte. In: JOHN, R.; RÜCKERT-JOHN, J.; ESPOSITO, E. (Hg.), *Ontologien der Moderne*, Wiesbaden: Springer VS, Innovation und Gesellschaft, S. 189–206.

- SCHLOTTMANN, A.; MIGGELBRINK, J. (2009): Visuelle Geographien – ein Editorial. In: *Social Geography*, 4(1), S. 13–24. URL www.soc-geogr.net/4/13/2009/ (8.10.2015).
- SCHMIDT, G. (2010): Arbeit und Gesellschaft. In: BÖHLE, F.; VOSS, G. G.; WACHTLER, G. (Hg.), *Handbuch Arbeitssoziologie*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 127–147.
- SCHMIED, G. (2014): Zuwendungen aus Neigung und Pflicht – Geschenke als Kommunikationsmedien. In: BELLEBAUM, A.; HETTLAGE, R. (Hg.), *Unser Alltag ist voll von Gesellschaft*, Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, S. 105–123.
- SCHROER, M. (2009): Theorie reflexiver Modernisierung. In: KNEER, G.; SCHROER, M. (Hg.), *Handbuch Soziologische Theorien*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 491–515.
- SCHROER, M. (2013): Vom „Raum“ zur „Praxis“? Probleme bei der Untersuchung „gesellschaftlicher Raumverhältnisse“. In: EWE: Erwägen, Wissen, Ethik, 24(1), S. 65–67.
- SCHÜTZ, A. (1975a): Some Structures of the Life-World. In: SCHÜTZ, A. (Hg.), *Collected Papers III – Studies in phenomenological philosophy*, The Hague: Martin Nijhoff, Nummer 22 in *Phaenomenologica*, S. 116–132. Aus dem dt. von Aron Gurwitsch, Erstdruck.
- SCHÜTZ, A. (1975b): The Well-Informed Citizen. In: SCHÜTZ, A. (Hg.), *Collected Papers III – Studies in phenomenological philosophy*, The Hague: Martin Nijhoff, Nummer 22 in *Phaenomenologica*, S. 120–134. Aus dem dt. von Aron Gurwitsch, Erstdruck.
- SCHÜTZ, A.; LUCKMANN, T. (2003): *Strukturen der Lebenswelt*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- SCHÜTZE, F. (1975a): Sprache soziologisch gesehen – Bd. 1: Strategien sprachbezogenen Denkens innerhalb und im Umkreis der Soziologie. München: Fink. URL <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-56223> (13.10.2015).
- SCHÜTZE, F. (1975b): Sprache soziologisch gesehen – Bd. 2: Sprache als Indikator für egalitäre und nicht-egalitäre Sozialbeziehungen. München: Fink. URL <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-56233> (13.10.2015).
- SCHÜTZE, F. (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: *Neue Praxis*, 13(3), S. 283–293.
- SCHULZE, G. (1992): *Die Erlebnisgesellschaft – Kultursoziologie der Gegenwart*. Frankfurt am Main: Campus.
- SCHWARZE, C. (2007): Der Topos der Zeit als argumentative Ressource in Konfliktgesprächen. In: *Forum Qualitative Sozialforschung*, 8(1), S. Art. 16. URL <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0701165> (15.10.2015).
- SCHWEPPE, C. (2007): Alter und Familie. In: ECARIUS, J. (Hg.), *Handbuch Familie*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, Kapitel B Familienformen, S. 270–282.
- SENNETT, R. (1970): The Brutality of Modern Families. In: *Trans-Actions*, 7(11), S. 29–37.
- SENNETT, R. (1974): *Families Against the City – Middle Class Home of Industrial Chicago 1872-1890*. New York: Vintage Books.
- SENNETT, R. (1998): *The Corrosion of Character – The Personal Consequences of Work in the New Capitalism*. New York/London: W. W. Norton & Company.
- SHELLER, M.; URRY, J. (2006): The New Mobilities Paradigm. In: *Environment and Planning A*, 38(2), S. 207–226.
- SIEDER, R. (2008): *Patchworks – Das Familienleben getrennter Eltern und ihrer Kinder*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- SILVERMAN, D. (2013): *A Very Short, Fairly Interesting and Reasonably Cheap Book about Qualitative Research*. Los Angeles, London, New Delhi, Singapore, Washington DC: Sage.
- SILVERSTEIN, M.; MARENCO, A. (2001): How Americans Enact the Grandparent Role Across the Family Life Course. In: *Journal of Family Issues*, 22(4), S. 493–522.
- SIMONSEN, K. (1996): What Kind of Space in What Kind of Spatial Theory? In: *Progress in Human Geography*, 20(4), S. 494–512.
- SINUS MARKT- UND SOZIALFORSCHUNG GMBH (2015): Informationen zu den Sinus-Milieus 2015. Online. URL http://www.sinus-institut.de/fileadmin/user_data/sinus-institut/Downloadcenter/Information_en_zu_den_Sinus-Milieus.pdf (15.10.2015).
- SMITH, M.; DAVIDSON, J.; CAMERON, L.; BONDI, L. (Hg.) (2009): *Emotion, Place and Culture*. Farnham/Burlington: Ashgate.
- STATISTISCHES BUNDESAMT (2015): *Zeitverwendungserhebung 2012/2013 – Aktivitäten in Stunden und Minuten für ausgewählte Personengruppen*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt. URL https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/EinkommenKonsumLebensbedingungen/Zeitbudgeterhebung/Zeitverwendung5639102139004.pdf?__blob=publicationFile (13.10.2015).

- STEINBRINK, M. (2009): *Leben zwischen Land und Stadt – Migration, Translokaliätät und Verwundbarkeit in Südafrika*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- SUI, D. (2012): Looking Through Hägerstrand's Dual Vistas – Towards a Unifying Framework for Time Geography. In: *Journal of Transport Geography*, 23, S. 5–12.
- SZYDLIK, M. (2002): Generationen: Wer sorgt sich um wen? In: BURKART, G.; WOLF, J. (Hg.), *Lebenszeiten – Erkundungen zur Soziologie der Generationen*. Martin Kohli zum 60. Geburtstag, Opladen: Leske & Budrich, S. 147–160.
- SZYDLIK, M. (2011): Erben in Europa. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 63, S. 543–565.
- TARRANT, A. (2010): Constructing a Social Geography of Grandparenthood – A New Focus for Intergenerationality. In: *Area*, 42(2), S. 190–197.
- THIEL, J. (2008): Lokale Dimensionen der Entgrenzung von Arbeit – Ein arbeitsgeographischer Blick auf die Kultur- und Medienwirtschaft. In: *Geographische Zeitschrift*, 96(1-2), S. 62–77.
- THIEME, S. (2008): Sustaining Livelihoods in Multi-Local Settings – Possible Theoretical Linkages between Transnational Migration and Livelihood Studies. In: *Mobilities*, 3(1), S. 51–71.
- THIEME, S. (2014): Multilokales Erwerbs- und Familienleben im postsozialistischen Kirgistan. In: *Geographische Rundschau*, 64(11), S. 40–45.
- TIMONEN, V.; ARBER, S. (2012): A New Look at Grandparenting. In: ARBER, S.; TIMONEN, V. (Hg.), *Contemporary Grandparenting – Changing Family Relationships in Global Contexts*, Bristol/Chicago: The Policy Press, S. 1–24.
- TREML, A. K.; WEIGEL, M. (2006): *rhythmos - kairos - chronos – Über die pädagogische Bedeutung der Zeiterfahrungen*. In: HELLER, H. (Hg.), *Gemessene Zeit - gefühlte Zeit. – Tendenzen der Beschleunigung, Verlangsamung und subjektiven Zeitempfindens*, Wien: Lit Verlag, *Matreier Gespräche zur Kulturrethologie – Schriftenreihe der Otto-Koenig-Gesellschaft*, S. 120–135.
- TUAN, Y.-F. (1974): *Topophilia – A study of Environmental Perception, Attitudes, and Values*. New Jersey: Columbia University Press.
- TUSCHLING, A. (2004): Lebenslanges Lernen. In: BRÖCKLING, U.; KRASMANN, S.; LEMKE, T. (Hg.), *Glossar der Gegenwart*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 152–158.
- UHLENDORFF, H. (2007): *Grosseltern und Enkelkinder*. Online. URL http://www.bagso.de/fileadmin/Aktuelle/Aktivitaeten/Grosseltern_BAGSO_Prof_Uhlendorff.pdf (15.10.2015), auf Grundlage eines Vortrages bei der Tagung „Jugendkultur Altenkultur - Fachtag für generationenverbindende Kulturarbeit“ der Bundesarbeitsgemeinschaft der Seniorenorganisation (Bonn) sowie Projektbüro „Dialog der Generationen“ (Berlin), 22.6.07 in Leipzig-Grünau.
- URRY, J. (1991): Time and space in Giddens' social theory. In: BRYANT, C. G.; JARY, D. (Hg.), *Giddens' theory of structuration: a critical appreciation*, London/New York: Routledge, S. 160–175.
- URRY, J. (2002): Mobility and Proximity. In: *Sociology*, 36(2), S. 255–274.
- VALENTINE, G. (1997): A Safe Place to Grow Up? Parenting, Perceptions of Children's Safety and the Rural Idyll. In: *Journal of Rural Studies*, 13(2), S. 137–148.
- VAMV, VERBAND ALLEINERZIEHENDER MÜTTER UND VÄTER LANDESVERBAND NRW E.V. (2006): *Großeltern – Ruhender Pol in stürmischen Zeiten*. Essen. Broschüre.
- VERNE, J. (2012): Living Translocality – Space, Culture and Economy in Contemporary Swahili Trade. Nummer 150 in *Erdkundliches Wissen – Schriftenreihe für Forschung Praxis (EW)*, Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- VESTER, H.-G. (2009): *Kompendium der Soziologie II – Die Klassiker*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- VOSS, G. G. (1991): *Lebensführung als Arbeit – Über die Autonomie der Person im Alltag der Gesellschaft*. Nummer 51 in *Soziologische Gegenwartsfragen*, Stuttgart: Enke.
- VOSS, G. G. (1998): Die Entgrenzung von Arbeit und Arbeitskraft – Eine subjektorientierte Interpretation des Wandels der Arbeit. In: *Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung*, 31(3), S. 473–487.
- VOSS, G. G. (2010a): Mobilisierung und Subjektivierung. Und: Was würde Odysseus zum Thema Mobilität beitragen? In: GÖTZ, I.; LEHNERT, K.; LEMBERGER, B.; SCHONDELMAYER, S. (Hg.), *Mobilität und Mobilisierung*, Frankfurt a.M., New York: Campus, *Arbeit und Alltag*, S. 95–136.
- VOSS, G. G. (2010b): Was ist Arbeit? Zum Problem eines allgemeinen Arbeitsbegriffs. In: BÖHLE, F.; VOSS, G. G.; WACHTLER, G. (Hg.), *Handbuch Arbeitssoziologie*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 23–80.

- VOGD, W. (2010): Methodologie und Verfahrensweise der dokumentarischen Methode und ihre Kompatibilität zur Systemtheorie. In: JOHN, R.; HENKEL, A.; RÜCKERT-JOHN, J. (Hg.), Die Methodologien des Systems – Wie kommt man zum Fall und wie dahinter?, VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 121–140.
- VOIGT, L. (1994): Die Verlockungen des Lebensstilbegriffs. In: DANGSCHAT, J. S.; BLASIUS, J. (Hg.), Lebensstile in den Städten – Konzepte und Methoden, Opladen: Leske/Budrich, S. 59–78.
- WARDENGA, U. (2006): Raum- und Kulturbegriffe in der Geographie. In: DICKEL, M.; KANWISCHER, D. (Hg.), TatOrte – Neue Raumkonzepte didaktisch inszeniert, Berlin: LIT Verlag, Nummer 3 in Praxis Neue Kulturgeographie, S. 21–47.
- WEBER, M. (1904/1968): Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In: WINCKELMANN, J. (Hg.), Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, Tübingen: Mohr (Paul Siebeck), Band 1968, S. 146–214.
- WEHRHAHN, R.; SANDNER LE GALL, V. (2011): Bevölkerungsgeographie. Darmstadt: WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft).
- WEICHHART, P. (1999): Die Räume zwischen den Welten und die Welt der Räume – Zur Konzeption eines Schlüsselbegriffs der Geographie. In: MEUSBURGER, P. (Hg.), Handlungszentrierte Sozialgeographie – Benno Werlens Entwurf in kritischer Diskussion, Stuttgart: Franz Steiner Verlag, Nummer 130 in Erdkundliches Wissen, S. 67–94.
- WEICHHART, P. (2008): Entwicklungslinien der Sozialgeographie. Nummer Band 1 in Sozialgeographie kompakt, Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- WEICHHART, P. (2009): Multilokalität - Konzepte, Theoriebezüge und Forschungsfragen. In: Informationen zur Raumentwicklung, (1-2), S. 1–14.
- WEICHHART, P. (2010): Das „Trans-Syndrom“ - Wenn die Welt durch das Netz unserer Begriffe fällt. In: HÜHN, M.; LERP, D.; PETZOLD, K.; STOCK, M. (Hg.), Transkulturalität, Transnationalität, Transstaatlichkeit, Translokalität, Berlin: LIT Verlag, Band Band 62 von Region – Nation – Europa, S. 47–70.
- WEICHHART, P. (2015): Multi-local Living Arrangements – Terminology Issues. In: WEICHHART, P.; RUMPOLT, P. (Hg.), Mobil und doppelt sesshaft. Studien zur residenziellen Multilokalität, Institut für Geographie und Regionalforschung der Universität Wien, Nummer 18 in Abhandlungen zur Geographie und Regionalforschung, S. 61–82.
- WEICHHART, P.; WEISKE, C.; WERLEN, B. (2006): Place Identity und Images – Das Beispiel Eisenhüttenstadt, Band 9 von Abhandlungen zur Geographie und Regionalforschung. Wien: Institut für Geographie und Regionalforschung der Universität Wien.
- WEIDENHAUS, G. (2015): Soziale Raumzeit. Berlin: Suhrkamp.
- WEISKE, C.; PETZOLD, K.; SCHAD, H. (2015): Multi-Local Living - The Approaches of Rational Choice Theory, Sociology of Everyday Life and Actor-Network Theory. In: Tijdschrift voor Economische en Sociale Geografie, 106(4), S. 392–408.
- WEISKE, C.; PETZOLD, K.; ZIEROLD, D. (2009): Multilokale Haushaltstypen - Bericht aus dem DFG-Projekt Neue multilokale Haushaltstypen (2006-2008). In: Informationen zur Raumentwicklung, (1-2), S. 67–75.
- WERLEN, B. (1988): Gesellschaft, Handlung und Raum – Grundlagen handlungstheoretischer Sozialgeographie. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- WERLEN, B. (1995): Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen – Band 1: Zur Ontologie von Gesellschaft und Raum. Nummer 116 in Erdkundliches Wissen, Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- WERLEN, B. (2000): Sozialgeographie. Bern/Stuttgart/Wien: UTB.
- WERLEN, B. (2013): Gesellschaft und Raum: Gesellschaftliche Raumverhältnisse – Grundlagen und Perspektiven einer sozialwissenschaftlichen Geographie. In: EWE: Erwägen, Wissen, Ethik, 24(1), S. 3–16.
- WERNHART, G.; KAINDL, M.; SCHIFFER, R. K.; TAZI-PREVE, M. I. (2008): Drei Generationen – eine Familie. Austauschbeziehungen zwischen den Generationen aus Sicht der Großeltern und das Altersbild in der Politik. Nummer 18 in Familienforschung – Schriftenreihe des Österreichischen Instituts für Familienforschung, Innsbruck: Studien Verlag.
- WINTZER, J. (2014): Geographien erzählen – Wissenschaftliche Narrationen von Geschlecht und Raum. Nummer 18 in Sozialgeographische Bibliothek, Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- ZIERHOFER, W. (1999): Die fatale Verwechslung – Zum Selbstverständnis der Geographie. In: MEUSBURGER, P. (Hg.), Handlungszentrierte Sozialgeographie – Benno Werlens Entwurf in kritischer Diskussion, Stuttgart: Franz Steiner Verlag, Nummer 130 in Erdkundliches Wissen, S. 163–186.
- ZIERHOFER, W. (2002): Gesellschaft – Transformation eines Problems. Nummer 20 in Wahrnehmungsgeographische Studien, Oldenburg: Bibliotheks- und Informationssystem der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.

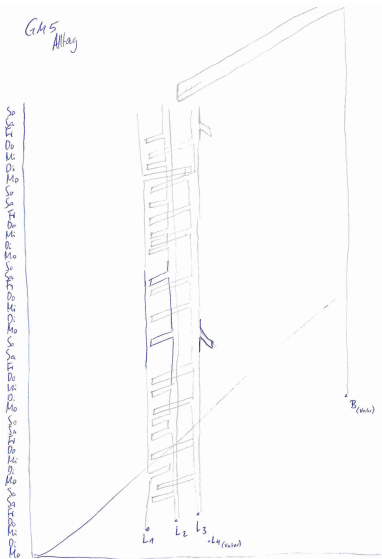
Anhang

A Raumzeitpfade

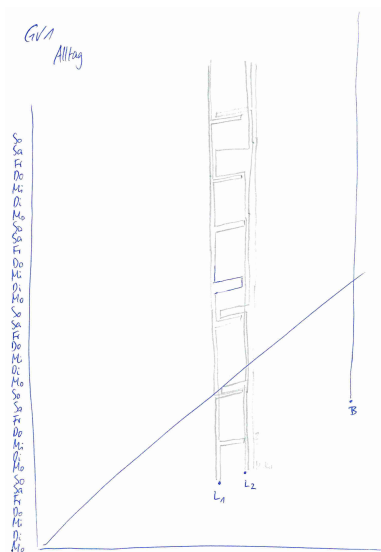
Nachfolgend finden sich die Raumzeitpfade, die für alle GesprächspartnerInnen einmal für den Alltag und einmal für die Wohnbiographie per Hand skizziert wurden. Sortiert sind die Zeichnungen entsprechend der Tabelle 6.1 (S. 134). Da bei den nachstehenden Zeichnungen teilweise fehlerhafte Darstellungen enthalten sind, wurden diese für die digitalisierte Versionen in Kapitel 7 korrigiert und weichen daher geringfügig von den Zeichnungen ab.

A.1 Alltagspfade

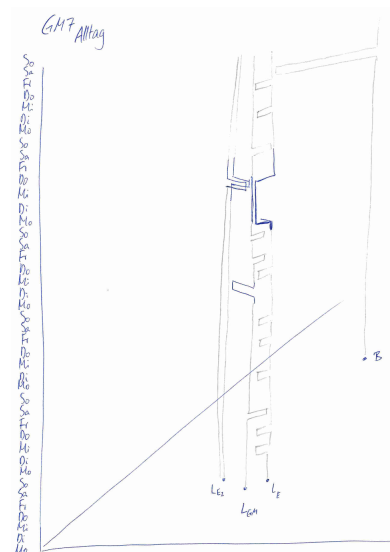
A.1.1 Beschreibend, häufige Besuche



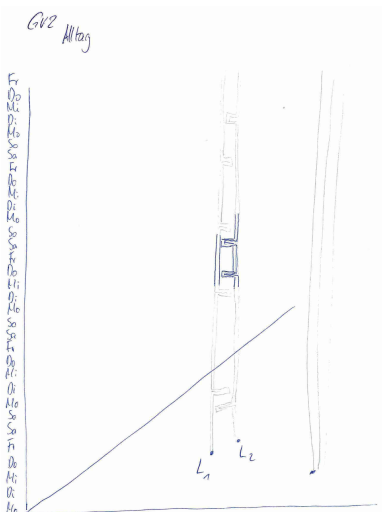
Nicole Walter



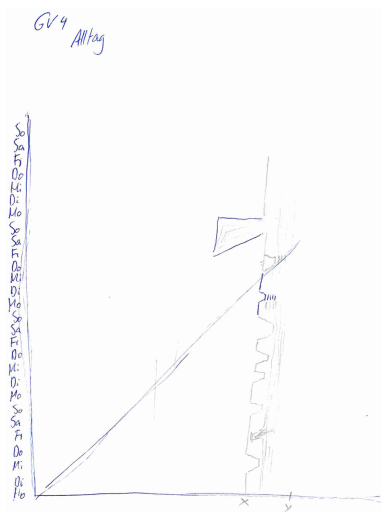
Frank Essner



Claudia Schmidt

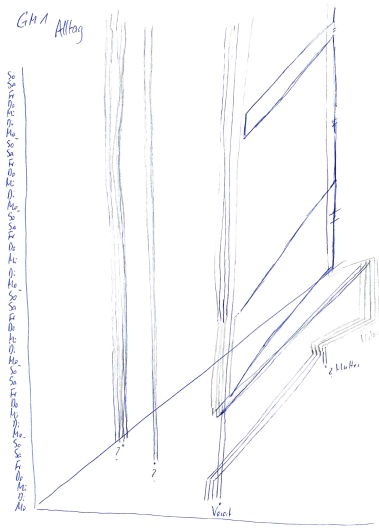


Stefan Meyer

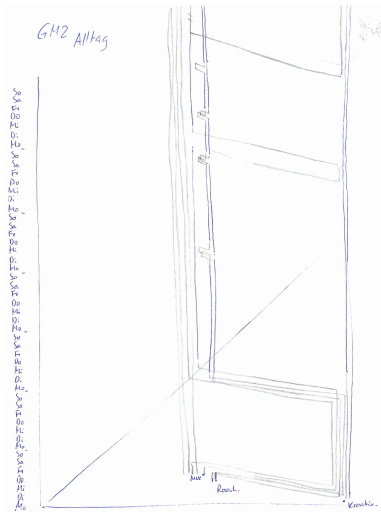


Michael Reiser

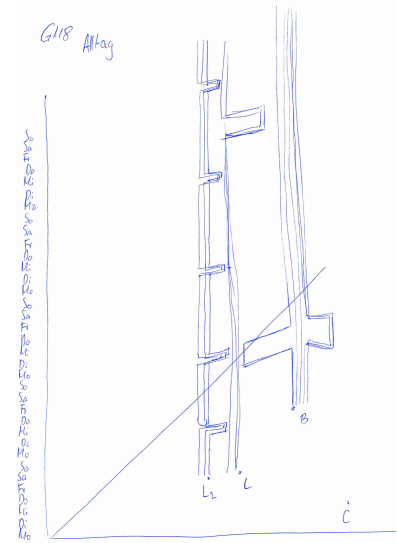
A.1.2 Beschreibend, übrige



Alexandra Hüttner

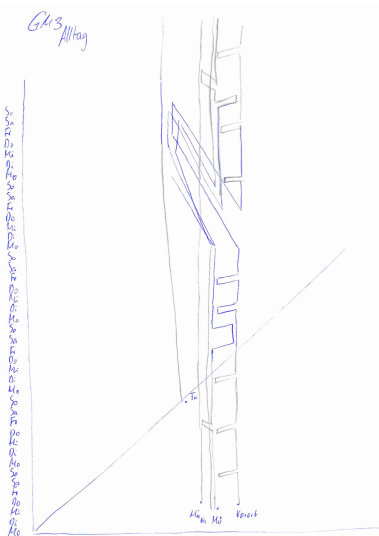


Erika Nagy

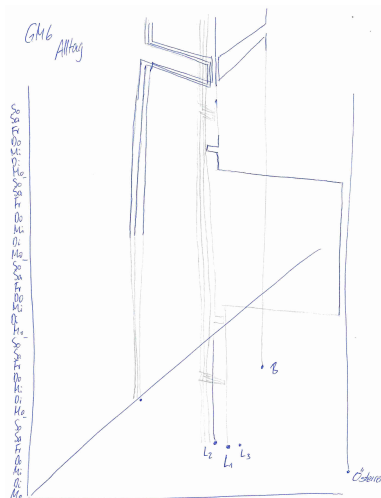


Michaela Riemerschmidt

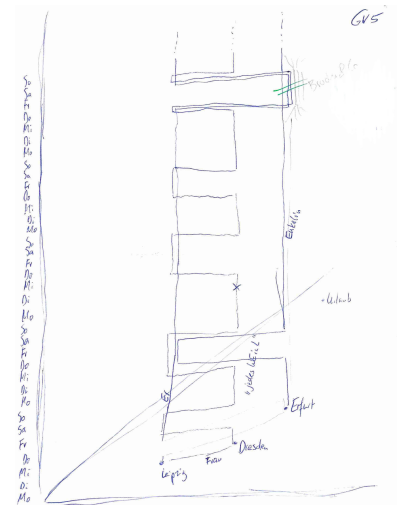
A.1.3 Erzählend, eindeutig zuzuordnen



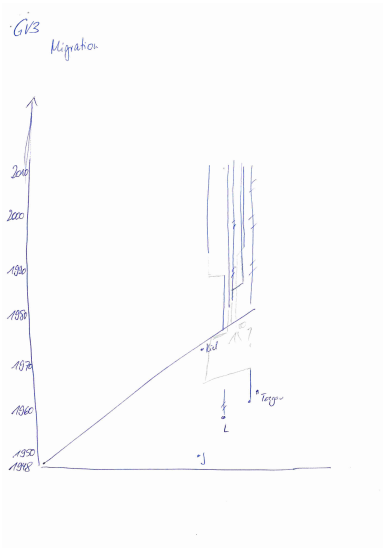
Angelika Michler



Maria Barton

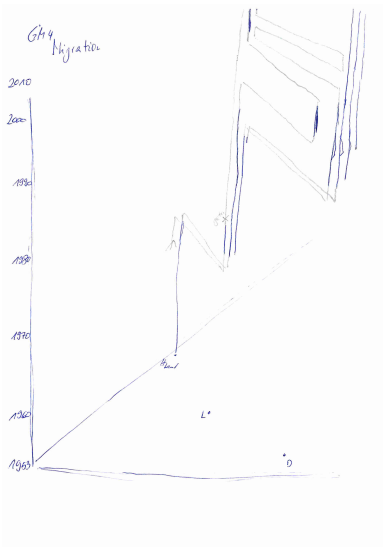


Georg Michalski

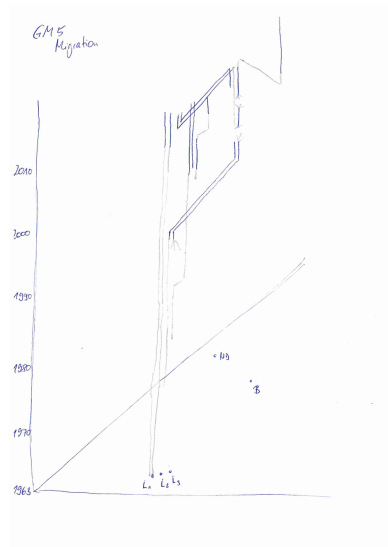


Richard Büchner

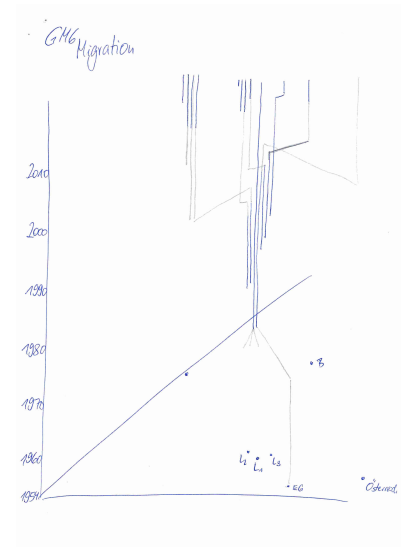
A.2.3 Beschreibend



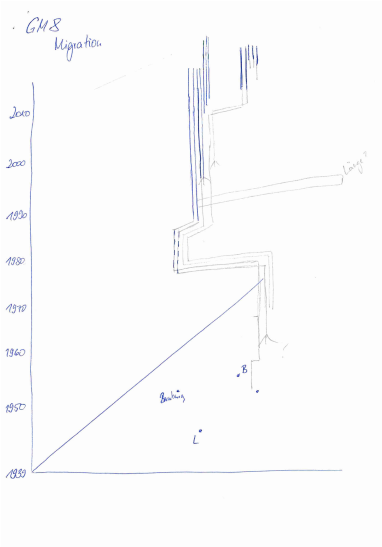
Stefanie Engler



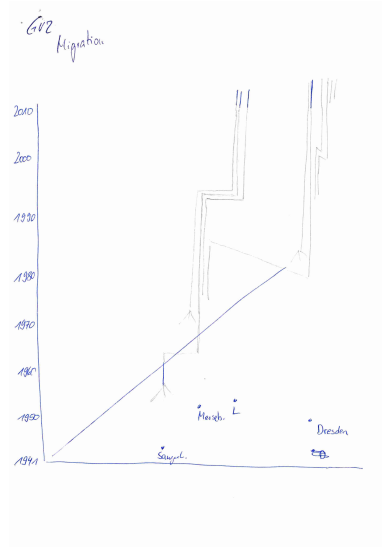
Nicole Walter



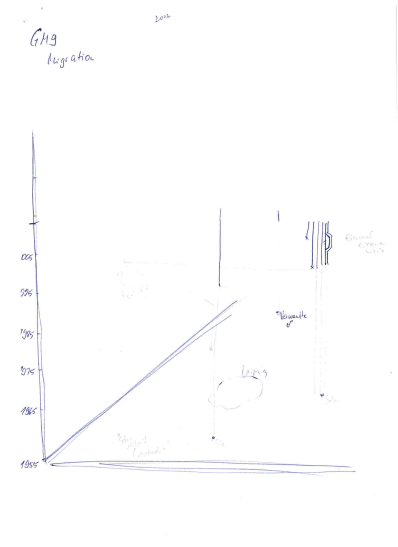
Maria Barton



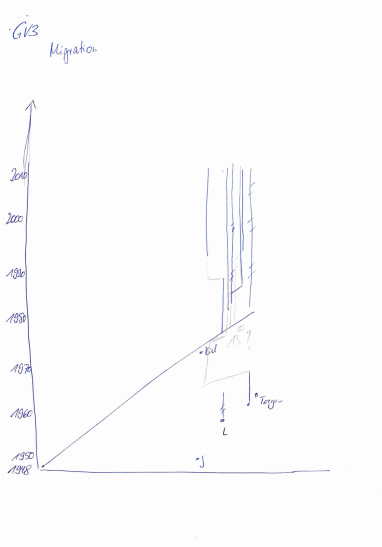
Michaela Riemerschmidt



Stefan Meyer



Jana Müller



Richard Büchner

B Leitfaden

Anleitung: regelmäßig konkrete Erzählungen nachfragen, besonders bei Beschreibung der Beziehungen/Erinnerungen

Darf ich das Gespräch aufnehmen? Außer mir wird sich das niemand anhören. Vorgehen zur Anonymisierung.

Einleitung *Mir geht es in erster Linie um Ihre Perspektive. Es gibt daher kein richtig oder falsch, und Sie können sich für die Beantwortung der Fragen so viel Zeit nehmen wie Sie möchten.*

*Vielleicht erzählen Sie mir zunächst ein wenig von sich und Ihrer **Lebensgeschichte** – nicht wundern über Ausgangspunkt, aber die Entwicklung interessant. Eckpunkte (wo geboren, welche Ausbildung, Mann kennengelernt, Umzüge, Kinder...)*

Themenkomplexe

Beziehung Kinder

- Wie viele Kinder haben Sie? Wann wurden diese geboren?
- Umzüge?
- Wo lebt das Enkelkind/er?
- Beschreibung von Treffen (eher das Kind besucht, oder Enkel im Mittelpunkt?)
- Qualität der Beziehung?

Treffen mit Enkelkindern

- Was unternehmen Sie? (beim letzten Mal)
- Wie oft sehen Sie derzeit Ihre Enkelkinder?
- Auch unter der Woche?
- Springen Sie manchmal ein, wenn Enkel abgeholt werden muss o. ä.?
- Und wann das nächste Mal geplant, was haben Sie vor?

Probleme

- Finden Sie, dass Sie Ihr Enkelkind/er oft sehen?
- Klappt es manchmal auch nicht mit den Besuchen? Müssen z. B. die Besuche hin und wieder abgesagt werden?
- Ist es für Sie einfach, die Termine zwischen x,y und die Besuche mit Ihrem/n Enkelkind/ern zu vereinbaren oder kommt es zu Problemen dabei?
- Kennen Sie andere Großeltern in einer ähnlichen Situation?

Alltag ohne Enkel

- Wie sehen Ihre Arbeitstage aus, wie lange arbeiten Sie?
- Wenn Sie Ihre Enkelkinder nicht sehen, was unternehmen Sie sonst?
- Wie sieht Ihre kommende Woche aus?
- Wie lange stehen diese Termine bereits?
- Denken Sie, dass sich da noch etwas ändern wird?
- Ist das eine typische Woche?

Abschluss

- Alter
- Berufstätigkeit

Dank, Kontaktdaten, weiteres Vorgehen

C Transkripte

Nachfolgend sind nochmals die Abschriften aller zitierten Gesprächsausschnitte zu finden (die Nummerierung bezieht sich auf die vollständige Liste der für die Auswertung berücksichtigten Zitate, siehe zum Vorgehen Kapitel 5.3.2.1; aus Gründen der Anonymisierung werden die nicht zitierten Gesprächsabschnitte hier nicht mit aufgeführt). Aufgeführt sind die Zitate der GesprächspartnerInnen in der Reihenfolge der Durchführung der Gespräche, und die Kürzel GM bzw. GV stehen für „Großmutter“ sowie „Großvater“. Die kursive Schrift kennzeichnet meine Anmerkungen im Gespräch, Fragezeichen unverständliche Stellen. Für den Zweck der Lesbarkeit wurden einige Schreibweisen im Haupttext angepasst, so dass sich die Zitate hier an manchen Stellen von der obigen Schreibweise unterscheiden. Alle Personen- und Ortsnamen wurden zum Zweck der Anonymisierung geändert – wenn sie nicht durch ein X o. ä. ersetzt wurden. Gleiches gilt für die Berufsbezeichnungen.

GM1 – Alexandra Hüttner, 80 Jahre, pensionierte Hausfrau

GM1-2 [00:10:45-11:20] *Ja, dann würd ich vorschlagen, erzähl'n Sie mir ein bisschen was über sich, damit ich mir vorstellen kann, wie die Lebenssituation bei Ihnen jetzt im Moment so aussieht.* [schnell] Schlecht. Schlecht? Dea oane muss um halb siem weg, klea, gott sei dank, hat am Autohaus Schubert, na, ja, glaub scho, da, der, Weilheimer Straße. Des erschte Joah, es war ganz [nachdrücklich], ganz schwierig, dass dea Bua, äh, die Lehrstei, aber jetzt kriegt a Geld, 600 Euro, und der, hätt's scho lang wieder gschmissn.

GM1-5 [00:25:35-29:30] *Hat sie hier gewohnt, bevor sie weggegangen ist?* Na, die, also des war so. Mein S-, i hob dahoam a Ausstattungsergänzung kriagt, XY Mark. Und der war scho volljährig, und, uns, mia hat die Heifte gheat, und mei, meim Mann auch. Die Hälfte. Und, dan hat er oba was kring müassn. Weil, er war schon volljährig. Und dann hob i eam a Wohnung kaft, in Pullach. Die hot me XY Mark kost. Und die war vermietet, na hob i no a Wohnung ghabt, und, da hat er drin gwohnt. ... Na is e dann einezong. Jetzt hob i praktisch scho kei Miete kriagt, aba, die Miete, von dera Wohnung, die wo eam zugeschriebn war, die Miete, die hob i kassiert. Weil a Eigentumswohnung, die kost a, kost was jeds Monat. Vielleicht wissen Sie. Ja. Und, da hans drin gwohnt, kennaglernt hat as fümfa-, achtzge. So uma'n. Und da hams drin gwohnt bis XY im Herbst. Und dann wollte sie ein kleines Häusschen. Und dann is die Wohnung in Pullach verkauft worn, und, äh, und ham, äh, in Niederbayern, in Kleinkirchen, is irgendwo an der Autobahnausfahrt Kleinkirchen. In der Nähe, da is a, is kloans Nest danem, was kost, Ort ko ma ned song, da is a Schloss, und, da hams a ganz a oids Haus kaft, XY Mark. Und die Wohnung in Pullach is verkauft worn um XY, und da is sie glei hoibat eigschriam woan. Und des ander han Schuidn gwen, XY. Und da hams XY Mark Zinsen zoiht im Joah, und da hams drin gwohnt. Und dann san die Kinder auf die Welt kimma, der Sebi und der Christian, und mei Sohn hat da schon in der Versicherung drin die Oabeit, ghobt. Oi Dog nach Ilmendorf fahrn, hob gsagt, des geht ned, da werste kaputt. Aber sie is da, sie hat schon an Vertrag gehabt, a Lebensversicherung, und 50' Prozent. Na hätt eam grad a no was passiern braucha, na wär sie eben, Druck ned ghobt. Und i hob gsagt, is ja schließlich mei Sohn, Bua, da werst a kaputt, wenn'd oi Dog dahin fahrn musst. 50 km. Kannst alleine baun, weil sie ham das Geld nimma herbracht, die Zins, die XY Mark Zins [?] im Jahr. Zwei kleine Kinda. Und obm koa Oabat. Ja, na, hat gsagt, dann kannst da eine baun, und da hob i dahoam no a Geid kriagt, weil, wei, mei Muada gstorm is, hams ma no a moi was gem müassn, XY, so hob i eam no a moi XY füas Haus gem. Und na hams da gwohnt, ab ... Wenn sans aufkimma, 93'ge. September. Sechs Joahr warns halt da unten, und da is hoit nimma umganga, da hätt's so vui richtn bracha, ah, war ka Heizung drin, und zwei kloane Kinder, und kei Schui dortn, mitm Bus aufd Schui fahrn, und und, ah, war hoit, schlecht. Ja. Und Dachau is a bissel so a Ort, da wo ma scho vorwärts kemma konn. Ja. Und, aber des is a so, na hot a, jetzt fohrt a ind Stadt, [?] km foahrn mehra im Monat. Des is, normal. Ja, und da sans dagwen. Und dann, hab [?] Kinder wearn greßa, die schan a owei bei mir gwen, und na wie der kloan drei Joahr oid gwen is, hats in Kindergarten do, und naher ham as aa manchmal, mal da gwen, weil sie geoabat hat, naher.

GM1-6 [00:30:10-31:40] Und, ja, und, 96'g im September, . is dann der, .. der Thomas auf'd Welt komma. Ba' Jahr. Und, 98'g, am erschten Februar na no ma oana. Na war ma bedient. I hätt [?] nimma so gern meng. Mir hätt'n die andern a scho glangt. Aber, . Na hat der Hansi no paa daherzong. [lacht]. Der ander Sohn.

GM1-9 [00:45:15-46:45] Weil, wens vo der Muada kemman, hans imma ganz wie umgewandelt. Da brauchans wieder drei Dog, bis wieder. Aber die Mutter is die Mutter, und die Mutter bleibt die Mutter. Konnte gor nix machan, da stehst du vor einem, einer Wand als wia vor der Benediktenwand. Kost aufeschaun, kost obeschaun [lacht ein wenig.]. Ja. Die Mutter bleibt die Mutter, und die Kinder san die Kinder, vo die Mutter. Ja.

GM1-11 [00:49:45-50:10] Na ham ma ihn higfahrn, fast bis fürs Tüarl. Und na is er nei, und dann ham ma an umdraht, weint und [?] Aber i ko, ko den wirkli nimma hom.

GM1-12 [00:55:15-55:40] Da muss er jetzt zoin, weil den sie gnomma hat, aber i bin a froh, weil i kannt a des ga nimma, i sags eana erli'. Der is, der is da kemma, in der sechse aufd Nacht, da war dann, den heilpädagogischen Hort, in [xy]. Um sechse aufd Nocht, ha i oi Dog do sein müassn. In der Früah han i a schon da sein müassn, weil die Großn, weg ham müassn. Hab da [?] no aufs Ohr gschlogn, bissl. Wens ganga is [lacht], wenn ned was ogstandn is, zum doa. Is fei a harte Sach.

GM1-13 [01:01:40-02:05] Mei Tochter hat se hoit a was macha lassn, dass koa mehr kriagt. Nachm zwoatn. Sie mog a ned mehra. Ja. Aber. . Aber die Kerstin hat se nix macha lassn. Die hätt no a kriagt. Die hätt gmoant, er soi gehn. Und bei ma anderna Sohn, der is ganga, der, der hats sie eher was macha lassn.

GM2 – Erika Nagy, 70 Jahre, pensionierte Kunstlehrerin

GM2-2 [00:08:20-10:15] Ich war auch - wir waren auch jetzt zwei Wochen - Ende Juni. Und äh wir mieten uns dann noch eine Wohnung dazu. Dass wir halt ein bissle, mehr Platz haben. Äh, der Robert hat ja ein Stockwerk höher gewohnt. Wir ein Stock tiefer. Und dann haben sie bei uns gegessen. Und bei uns lief mh ganztägige Programm. Und wir gehen zusammen an Strand. Und es ist eine Anlage, wo lauter so Ferienwohnungen sind, wo die Kroaten selber nur fü- in Ferien dorthin gehen. Und sind mehrere Häuser - so große, was weiß ich, drei Stockwerke cirka. Und in der Mitte gib'ts ein größere Schwimmbad, eine - äh, Swimming Pool, dann eine kleinere für Kinder und f- Spielplatz für Kinder. Und wir können immer rausgehen. Das Kind spielt. Sie hat dort, Freundinnen gehabt, andere kroatische Kindern. Und, sie fühlt sich recht wohl. Und auch die Ex-Frau geht in diese Wohnung jedes Jahr, nachher wenn wir weg sind. Also, sie geht, glaube ich, im August in Urlaub. Und in die selbe Wohnung geht die Ex-Frau auch Urlaub machen, weil der Robert zahlt die Miete für ganz Jahr. Und die Ex-Frau geht auch öfters, was weiß ich, für eine Wochenende hin. Obwohl ihre Eltern auch eine Ferienwohnung haben, aber eine, eine kleine Stadt weiter - also, nebendran. Der Robert wollte nicht unbedingt in diesen Ortschaft, nebendran. Das ist ja zwei, drei Kilometer - ist Distanz zwischen diese zwei Ortschaften. Und ähm ... es ist sehr sehr - also, muss man über die Straße gehen und das Meer ist schon dort. Also, es ist sehr, angenehm, bequem.

GM2-5 [00:19:10-23:35] Oh, mit Serena machen wir immer sehr viel. Da gib'ts einen ... - äh eine Art, äh, ich weiß gar nicht, äh wie das heißt, - Weil sind - wie viele Kilometer muss man da fahren? Zwanzig, dreißig. So eine Spielparadies. Da geht der Robert jedes mal hin. Da gehen sie halt in der Frühe - auch mein zweiter Sohn war mit und seine Lebensgefährtin waren - sind sie zusammen gefahren. Ich bin nicht gegangen, weil das ist sehr heiß und sehr - also, für mich ist es zu viel von in der Früh bis am Abend. Wo halt, sie alles probieren kann. Und der Bruder war auch dort - der Sebastian. Aber leider der ab 5 Jahre darf man nur mit Riesenrad oder andere Geräte äh benützen und was weiß ich, wie diese Sachen da heißen. Und für ihm war es ziemlich langweilig. Die Serena hat das alles gemacht. Und dann, wie gesagt, am Strand jeden Tag, natürlich. Und dann im Swimming Pool Pool. Dort ist halt schön und angenehm. Dort ist Schatten und ist auch Wasser. Und dann am Abend spazieren, Eis essen. Ja, was man halt dort machen kann. Essen gehen. Also, mehr kann man dort wirklich nicht viel unternehmen, weil es ist halt warm. Und, was anderes erleben, ist schwierig in der Hitze. [lacht] Und auch wenn's sie hier ist ähm.. ja, auch.. Da weil, ich weiß nicht, hier in Rosenheim Fest - eine Art Oktoberfest, aber viel, viel kleiner. Da waren wir mit ihr. Das macht ihr halt auch Spaß. Da war - ich hab - ich war mit ihr in München, zweimal in der Oper. Sie ist sehr musikalisch. Und sie hat es sehr gerne. Und sie wollte Oma ich geh mit dir. Und hab ich Karten verschafft. Wir haben Schneewittchen - nicht Schneewittchen Schwanensee gesehen. Und äh noch einmal waren wir. Also, das hat sie wirklich, genossen. Sie ist, äh wie gesagt, musikalisch. Und das hat ihr sehr gefallen. Und dann waren wir im Zirkus. Ja, und solche Sachen - für Kinder halt. Im Puppentheater waren wir. Das hat ihnen nicht so - das hat sie vielleicht nicht so verfolgen können, äh sprach- mäßig. Vielleicht war ihr zu schnell. Net a mal der Sebastian mit - warum war'n wir - war'n wir heuer oder voriges Jahr im Puppentheater? Ja, voriges Jahr. Der Sebastian war vier. Und es hat ihm nicht, gefallen. Weiß ich nicht warum. Aber - ja. Haben sie schon bis zu Ende ausgehalten. Und, naja so. Der Robert hat verschiedene Freundenkreis dort wo auch Kinder sind, dann unternehmen sie. Sie fahren Ammersee oder, Tegernsee. Ich glaub, öfters am Ammersee und Starnberger See. Sie ist ähm ... mit anderen - mit eine andere Mädchen war sie ei bis zu ein Jahr bei Tagesmutter gewesen. Und am Nachmittag haben wir sie abgeholt. Da sind wir zweimal, dreimal nach München gefahren, pro Woche. Und äh mit dieses Mädchen dann tritt sie sich halt öfters. Theresia. Und, spielen sie halt zusammen. Also, sie ist schon glücklich, wenn sie kommt hier auch in Rosenheim auch, in München, wenn sie kommt. Es wird immer geschaut das irgendein Programm gemacht wird. Also, nicht das naja jetzt in der Früh - von in der Früh bis am Abend zu Hause oder so. Sie zeichnet gerne. Und wir zeichnen viel zusammen. Und bastelt gerne. Dann, kauf ich halt so Sachen, etwas zum Basteln, etwas zum machen - Armbindetaschen, was halt die Mädchen in diese Alter, machen.

GM2-7 [00:26:20-27:05] Wir haben schon - Schuljahresende. Aufn Schulfest war ich mit Robert dort, weil das ist immer Ende Juni. Und dann waren noch einmal Ende Juni, in Kroatien. Dann sind wir halt vom Meer in diese Ortschaft reingefahren, wo sie halt in der Schule ist. Haben wir nicht viel von ihr gehabt, weil sie war ja mit ihrer, . Klasse und Schulfreundinnen und und und. Wir sind 200 Kilometer gefahren, [lacht] naja. Es ist halt so.

GM2-8 [00:32:00-32:40] Sie s-spielt Geige. Aber jetzt will sie nicht mehr Geige. Das ist auch ein schwere Instrument. Und sie war bei uns. Und sie will Klavier. Und sie will Klavier lernen. Wir haben halt die Klaviere. Aber es ist problematisch hinzuschicken. Und, wir haben - Eija, das ist im Computer das Bild. Die, Frau, die Natalia, hat uns ein Bild geschickt. Wir haben ihr ein Klavier ge - Geld geschickt für ihr Geburtstag. Und ähm ... die Mutter hat ein Klavier gekauft. Und, hat sie kein Klavierlehrerin gefunden. Nur ab nächstes Jahr. Naja, ich weiß es nicht. ... Ja.

GM2-12 [00:50:00-50:40] Man braucht auch eine Bekanntenkreis, Freundenkreis. Also, nur für Kinder oder Enkelkinder zu existieren, das ist nicht ideal, sagen wir's so. [lacht] Es ist sehr, sehr wichtig. Und ich mach schon viel ich kann. Aber brauch man auch für sich selber ein bisschen Zeit und ein bisschen Abwechslung auch. Aber ph, sie haben auch in München andere Großeltern. Und die helfen auch. Und - also, das, . ist ja kein Problem.

GM2-14 [00:56:50-59:10] Der Robert will auch am - Ende August vielleicht nochmals. Also, er fliegt sowieso. Aber vielleicht bleibt jetzt er dort vier Tage länger. Er hat mich gefragt, ob ich mitkommen würde. Und vielleicht nimmt er den Sebastian mit. Aber der Sebastian will - zur Zeit ist, Mama, Mama, Mama. Naja, das ist halt Zeit [lacht]. ... Äh, wir waren mit der Sebastian jetzt im Juni, im Kroatien. Und wir sind zusammen gefolgt. Mein Mann und Sebastian und mein Sohn. Und dann kam halt die Serena dazu. Aber der Sebastian, ich will zu meiner Mama, ich will zu meiner Mama. Ja gut, er - äh der Vater - er hat ja auch zum Vater eine sehr gute Verbindung. Also, es ging schon. Die Kinder sind halt - Das muss man nicht so ernst nehmen. Also, das - [Manchmal.] ist ja klar, dass man sagt, Mama, Mama. Aber nachher hat er geschlossen [?] es

ging alles gut. Aber dann ist ihm eingefallen, ich will zu meiner Mama. Und nachher, ja wir machen das und das, dann war es wieder vergessen. Also, das - das muss man nicht so ernst nehmen. Aber, ob ob jetzt der Sebastian mitkommt, weiß ich noch nicht. Mal schauen. ... *Ja, ganz schöner Organisationsaufwand.* Ja, ist schon, ist schon. Muss man - brauch man wirklich viel Nerven dazu. Und es - naja. [lacht] *Aber es klappt meistens gut.* Es klappt, ja. Wenn man will, klappt alles. ... Wenn man will. ... Ja, aber es is ... Leider das Geld spielt auch eine große Rolle, weil, wenn man das nicht zahlt die sämtliche Flüge. Wenn sie, die Serena, kommt, das zahlt der Robert extra, und alles. Das, das, das ist halt so. [lacht] Aber wenn man das will. Und ihm - ja, ihm ist es lieber so und ... dass er die Verbindung ... pflegt und hat. Also, das ist schon lobenswert, kann man sagen.

GM2-20 [00:01:22:15-25:00] Vielleicht ist es nicht richtig. Aber, naja. [lacht] Ich weiß, die Kinder haben sehr viel Sachen. Aber gut, damit spielen sie paar Tage und fertig. Oder Zeichenhefte, wo sie halt zeichnen können oder so etwas. Und ausmalen, Sachen. Ja. ... „Was hast du Oma? Was hast du Oma?“ Naja. [lacht] Es ist nicht erzieherisch, vielleicht nicht unbedingt notwendig oder richtig. Aber es ist nicht schlecht. Ich weiß es nicht. ... Natürlich, wenn man jeden Tag zusammen ist, dann, macht man das nicht. Aber wenn ... Gut, die Enkelkinder in München, da mach ich es nicht so - nicht so viel vielleicht. ... Das ist auch nicht richtig. Man sollte nicht einem mehr schenken, wie dem anderem. Aber es ist halt eine andere, Situation, sagen mer so, irgendwie. [lacht] ... Ja. Stillschweigen. *Sie wissen es ja nicht.* Ja, aber nicht so grad. Die, die in München, die haben auch sehr viel. Und die kriegen auch sehr viel von uns. Also, das - Da wird schon gefragt vor Oster, vorm Weihnachten und so größere Sachen. Natürlich wird's - Oder vielleicht sogar zwei Großeltern kaufen das, je nachdem. Fahrrad ist oder irgendetwas. Für Serena, natürlich, da, waren nur wir die Fahrrad - von einem Fahrrad mit den anderen, von - bis sie halt groß wird und alles. Kinderwagen und, alles. ... Sonst hätten wir - Ich bin, jetzt hier - hätten wir nicht diese gute Verbindung und alles. [...] Ja, es ist nicht ü,berall üblich ... Aber ich weiß nicht, ich freu mich sehr, wenn ich auch meine Kinder ... etwas schenke oder etwas Größeres für Geburtstag oder für Weihnachten. ... Also, und ... oder ein Buch oder so. Also, das macht mir kein Freude, dass können sie sich selber leisten. ... Weiß ich nicht. Ja gut, wenn ich es kann, mache ich. Wenn ich es nicht könnte, würde ich es ehrlich anderstwie machen.

GM3 – Angelika Michler, 63 Jahre, pensionierte Buchhalterin

GM3-2 [00:10:00-10:20] *Hmm. Könnten mir ja einfach ein bisschen von ihrer Enkelin was erzählen.* Ja. Jaja die ... die is halt jetzt grad so in dem Alter zwölf, dreizehn ... wo se a bissl naja, bissl zickig. Sie geht halt gern shoppen. Und des mach i aber auch ganz gern. Da hat se Glück. So eine Oma hab i net ghabt. Das mach mir dann zusammen gern.

GM3-5 [00:19:05-20:20] Ich hab zu allen Kindern eigentlich a gutes Verhältnis. Gott sei Dank. Aber, bin jetzt net eben ... das i da und da rum ... tu oder des oder des mach. Des war eigentlich noch nie. [lacht] ... Ich hob jetzt selber eigentlich a mein Leben. Und da sind ja die Kindern wahrscheinlich a froh. Des würden sie ja gar nicht wollen, wenn i da ständig so, klammern würde. Aber ich komm halt eben allein gut zurecht. Freu mi, wenn i die Lena seh. ... Aber - Ja, die Lena is jetzt halt a -, die würd dreizehn, die bleibt dann halt auch ... allein. Früher bin i hoit dann reingekommen mit - mei Tochter dann länger gearbeitet hat oder so oder abends. Aber abends bleibt sie ja jetzt auch allein. Drum seh i sie halt a nimmer so oft, ge. Da hat sie ihre Freundinnen, da hat sie am Wochenende vielleicht was anderes vor oder sie ist bei ihrem Papa. ... Ja. *Das heißt, verabreden Sie sich dann richtig mit Lena? Oder sehen Sie sie eher, wenn Sie hier vorbeikommen am Haus?* - Also, meistens seh i sie eher, wenn i vorbeikomm. Aber so direkt verabreden. Außer es ist was, wir ham was Bestimmtes vor oder ... *Wie den Ausflug jetzt?* Ja, genau. Ja, da war sie ja sowieso bei mir.

GM3-6 [00:21:40-22:55] Ja, und dann - ja wir warn auch zusammen schon mal im Club in Kroatien. Das war - da war die Lena vier. Da war mein Mann ... des war - Mein Mann is im August gstorm. Und nächstes, im Jahr drauf, am Pflingsten sin mer dann ... da in an Club geflogen. Ja, und da - ja, da war ma hoit no bissl traurig auch. Also, auch die Lena. Die is da mal abends ... so um neun, halb zehn, war so a Sternenhimmel, und is da gessen und hat so geweint ... und hat so an Opa gedacht, also - Muss ich glei wieder das Weinen anfangen [lacht]. Ja, aber des war- ... Mir gfällt der Urlaub immer ganz gut ... mit Maria und die Lena. Und dadurch das Maria halt allein is. Und sie hat sonst net mit einer Freundin - Jetzt in Kroatien is sie ja mit einer Freundin verabredet, auch mit Kindern. Und dann, ist das natürlich auch gut. Aber wenn sie allein in Urlaub fährt ... hat's immer eigentlich ganz gern, wenn i dabei bin. Und i fahr auch ganz gern mit. [Ja.] ... Ja, also des war wirklich nett. Und wo warn mer noch a mal? ... Naja, irgendwas ham schon noch vor. Madrid vielleicht mal oder Los Angeles ... irgendwann. [lacht] ...

GM3-12 [00:53:35-56:05] Aber es is jetzt net so ... typisch gell, wie bei anderen vielleicht wie zum Beispiel ... Ah, des wär jetzt was ja bei meiner Golf Freundin ... die, zum Beispiel ... die hat en Sohn, der scho lang verheiratet is, der keine Kinder will. Und ihre Tochter is so alt wie meine zweite Tochter also 37. Die hat einen Sohn mit 3 und hat ein Geschäft in Luzern. Lebt aber mit ihrem Mann in Schongau. Der hat auch a Geschäft. Und die hatten - also erst keine Kinder und dann hat meine Golf Freundin, weil - Die is verheiratet. Die lebt in Moosach. Die wollt unbedingt, dass sie ... dass sie halt a Kind kriegt ge. Aber weil die eben berufstätig war ... hats gsagt, sie kümmert sich die ersten 3 Jahre ... wird sie sie unterstützen. Und tatsächlich, die hat dann en Sohn bekommen ... den Elmar, der is jetzt 3 Jahr ... und jetzt is das zweite Kind gekommen und die fährt jetzt seit drei Jahren ... fährt ... die jeden Donnerstag oder Freitag nach Schongau. ... Die übrige Zeit is dann die Tagesmutter da. Und wenn er krank is, dann bleibts sie länger drin. ... Bleibt da über Nacht von Donnerstag bis Samstag, manchmal a bis Sonntag. ... Versorgt den Elmar ... und, weil die Tochter a net wollte, dass de'n holen, sondern er is immer drin geblieben. Ihr Mann is dann in der Zeit daheim ... Ja und jetzt hat die Tochter - Und das sollte eigentlich ... Die wollt jetzt nach dem aufhören, nachdem sie das zweite Kind erwartet ha. Und das aufhören war anscheinend steuerlich, war des so ... kostspielig dass is also noch - doch wieder en größeren Laden jetzt genommen hat, so Laden ... trotz des zweiten Kindes. Also da, wird sie jetzt ... dis is jetzt erst ... am 5. August geboren, das zweite Kind. ... Ja jetzt wird sie wieder ... Die san aber dann immer bei Tagesmüttern. ... Also die ham 3 Bezugspersonen, mindestens. Und mit dem zweiten Kind wirts wieder so sein also ... Jetzt fährt die wahrscheinlich wieder drei Jahre da jede Woche nach Schongau fahrn. Also des is eine Oma ... ja. Also, ich würd des nicht tun. Des ... des weiß ich sicher. *Ja, das is auch* - Ja. Die Fahrereidie Woche darein. Und ...

die is jetzt a 70 geworden. Des is für sie schon a Belastung. ... Merk ich schon ... also. Aber sie ... sie klagt nicht, sie jammert net. Ich finds nur, ehrlich gesagt, von der Tochter ... schon ... bissl a Zumutung.

GM4 – Stefanie Engler, 60 Jahre, arbeitssuchende Hotelfachangestellte

GM4-3 [00:07:55-09:15] Und, äh, und und des war immer also, viel mehr wie ne Freundin. Es war auch, wo noch keine Kinder da warn, ich hab mal kurze Zeit in Dresden gewohnt, ich hab auch ein sehr bewegtes Leben, aber, des is uninteressant. Weil ich hatt nen Partner, wir hattn n Haus und des musst ich verkaufen, weil er, .. Ja. Und dan, dann bin ich eben nach Dresden gezogen, es war aber der Wunsch der Kinder, ich selber hätte mich nicht aufgedrängt. Sie ham mir gesacht, komm doch, Mensch. Du hast doch hier, ich war, ich bin aufs Dorf gezogen. Und, äh, hast doch nichts zu verlieren, und komm doch. Und ich hatte aber meinen Freundeskreis aber trotzdem hier. Und da hab ich lange überlegt. Wir wollen nochmal Kinder haben, und so, du ja jetzt auch mal vor Ort, und, des war dann [?], wo ich dann gesagt hab, ja, des willst du. Hab ich dann, ne Wohnung gesucht, bin da hingezogen, habs Haus verkaufen müssen, was mir auch unwahrscheinlich schwer fiel, is klar, man hängt dann auch, man is ja auch. Des is ja, ich hab ja damals mit dem Partner alles alleine gemacht, ich habe, äh, wir ham, alles, äh, renoviert, saniert, und ich hab nen Garten angelegt, und alles. Des war, des war, da hing viel dran, Ne. Ja, auch das hab ich überstandn [lacht]. Und dann, war ich, sag ich ich war mit meiner Schwiegertochter, ham uns getroffen und Cafe, oder, oder mal shoppen gegangen, oder mal tanzen gegangen. War ja mein Sohn musste ja immer zeitig aufstehen. Oder mal ins Theater gegangen. Ich hab dort ehrenamtlich gearbeitet, im Theater, ich musste was zu tun haben, ich war echt drei [?], ich bin eigentlich schon lang sehr lange immer ohne Arbeit. Aber ich habe mich immer, ähm, bewegt, was zu suchen, was zu machen.

GM4-4 [00:12:05-15:30] Ja, und dann is es dann eben so gekommen, dass d, dass danach das Verhältnis sehr gut war - also das Verhältnis is Quatsch, aber zumindestens, mit ihm man konnte mit ihr reden, wir haben alle 14 Tage die Kinder gehabt. Wir ham die Kinder, sind runtergefahren, ham die Kinder geholt. Sind sonntags ham wer se wieder zurückgebracht. Alle 14 Tage. Ham wir wunderschöne, also, klar, ich hab [?], die Wohnung sah aus wien Schlachtfeld, wenn die Kinder denn wieder drau, aber des war mir egal, des war ne wunderschöne Zeit. Und ich, ich hab des wirklich unglaublich genossen, ich, ich hab se dann auch noch. Und dann is mein Sohn, arbeitstechnisch dann nach, nach, musste er wieder zurückziehn. Also hat er sich dann ne Wohnung gesucht, in der Nähe von den Kindern. Äh, hat er sich ne Wohnung gesucht, und, ja, dann bin ich alle 14 Tage runtergefahren und habe dann, dort ham, wir [?] Ich meine, des is in ner Sächsischen Schweiz is auch ne schöne, ne schöne Ecke. Und dann ham wer auch die, die Zeit immer s-sehr schön, ham vieles unternommen, und hattn eben viel Spaß. [...]

GM4-5 [00:16:35-19:45] Und nach dem geh ich seh ich se, sehr sporadisch [...] Und äh, im im Wintermonaten wars ganz, äh extrem. Jedesmal wenn ich nen Termin hatte, ja, da war denn grade, gerade der vergangene Winter war ja äh, sehr, sehr viel Schnee und glatt und und und in ner Sächsischen Schweiz und ich hab nur so n kleines Auto und war da bin da auch ein bisschen unsicher. Ich dachte, wenn du dann mit den Kindern unterwegs bist und es passiert was, dann hast du dann machst du dir n Leben lang Vorwürfe. Und des wollt ich einfach nich provoziern, oder riskiern. Hab ich dann immer gesacht, ich kann jetzt, äh, du wirst es einsehen, h, mir is, mir is des Wetter einfach, zu ungünstig, na. Ja. Da musste ich dann mal nen Termin absagen. Aber es war ja, es war, war ja begründet. Es war ja, s, es war ja, äh, einfa, einfach, so dass die Wetterverhältnisse bescheiden warn. Ja. Und des is, des is n ganzes Jahr. [...] Und ich mein, die ham dann auf meinem Schoß gesessen, und es war, es war, ich habs. Hach, war des schön. [lacht] Es war wirklich. Aber nur, nur immer kurz. Sofort war, äh, entweder sie da und hat komm, wir, mh, machen das, oder, und so. Das, des war extrem. Ja. Und die, Tagesmutter war ja auch mit, mit der Tagesmutter hab ich auch nen sehr guten Kontakt gehabt. Weil ich immer mal gekommen bin, die Kleinen gleich abgeholt von der Tagesmutter. Und dann nach, ah, weitergefahren. Des ham wer alles so, immer, sehr schön organisiert. Alles, alles, als die Welt noch in Ordnung war. Und, und plötzlich kannte die mich nich mehr.

GM4-7 [00:25:20-29:50] [...] Ich muss sagen, es is traurig. Also ich war zudem, des schön, des gute Verhältnis, was wir mal mitnander ham, es is, total auf der Strecke geblieben. Ich weiß nich. [...] Ja, und jetzt hab ich bin ich. Bis es soweit, ich hab ihr auch gesacht, ich sahe, Mädels, du weißt, dass ich, dass es jetzt das Gesetz is, dass die Großeltern auch n Umgangsrecht ham. Und und ich sahe, ich möchte des auf keinen Fall soweit kommen lassen. Weil ich weiß, dass das äh die Kinder dann, ähäh, dass die Kinder dann, ähäh, so beeinflusst werden, oder, von dir. Des hab ich ihr auch gesacht. Äh, ich sahe. Des muss nich so weit, wir können uns doch menschlich, oder ganz einfach s, richtig gut, arrangieren. Und so. Ich sahe, wenn sie krank sind, ich komm auch mal runter. Und und und, nehm sie dir ab. Oder oder, irgendwie. Ich sach, ich bin da, wenn du mich brauchst. Na, des was der Vorteil is, ihre Eltern sind in der Nähe und, äh, können da, äh, sehr schnell reagiern. Ich mein, gut, ich hab nen weiteren Weg. Aber ich würde es machen. Ja. Nö. Jaja, is in Ordnung, is schön zu wissen. Aber, so ungefähr, und weg wars.

GM4-9 [00:34:35-34:50] Ich hab mir vorgenommen, nur ruhig zu bleiben [lacht]. Ich weiß es nicht, obs klappt. Auf keinen Fall will ich irgendwelche, mir von ihr irgendwelche Vorhaltungen anhörn, des is nicht der Kern, der Punkt der Knackpunkt. Der Knackpunkt ist, ich möchte meine Enkelkinder sehen und wir müssen uns da irgendwie auf halber Strecke treffen.

GM4-14 [00:48:20-49:50] Und diesn, des hab ich mir selber gesucht, ich habe, also, diesen, also mein anderes Enkelkind. Und zwar hab ich [lacht] hab ich in der Zeitung, weil ich immer, immer versuch Arbeit zu bekommen, und habe, in ner Zeitung ne Annonce gelesen, dass se, äh im Büro, äh, für, äh, [...] Dinge jemandn brauchn. Ich dachte, nja, ich hab vieles schon gemacht in meinem Leben. Und hab auch [...], und alles, des kann ich, und da hab ich dann mich dort bewor-, nen Termin mich beworben. Und, da hat er gefragt. Weil ich ging davon aus, dass ich nur, jetzt im Büro irgendwelche [...], irgendwas, dass es so was is. [...] Und hat er gefragt, was hab ich denn sonst so, was mach ich denn sonst so. Und dann hab ich erzählt, dass ich in ner Kinderkrippe, und viel, Ersatzoma. [...] Wir müssen über was andres reden. Wir suchen nämlich dringend ne Omi. [lacht] Hat er seine Frau geholt, des is so n kleenes, äh, sie arbeiten beide in der Firma. Sahe, wir ham jetzt, wir haben soeben ne Oma, äh. Des heißt, er is dann rausgegangen, hat gesacht, hat se, vorbereitet und hat, so ungefähr, wie,

äh, sie sollte reinkommen, ob die Schemie stimmt. Ja, ob des so. Naja, da kommt se rein, guckt mich, sacht se, wir ham ne Ersatzoma. *Schön*. [lacht] So schnell ging des.

GM4-16 [00:56:45-57:50] Ich mein, die Großeltern sollten ja auch dann, in der Beziehung n Puffer sein, wo, wo die, äh, die Kinder hinkönnen, und sich auch mal, äh, ja, aufgefangen fühlen, und und, die Zwistigkeiten der Eltern, wo man bissel, einfach ein bissel austarieren kann. Dass die Kinder, äh, nich das Gefühl ham, Schuld an der ganzen Sache zu sein. Dass man als Großeltern da hilft, den Ki-, und des des, des nich, nich, äh nicht superschlecht vom Vater denken, da kein schlechtes Bild vom Vater kriegen. Dass, ah. Wissen Se, so, so hab ich mir des geäh gedacht, so, aber, die, die Eltern von ihr sind, sehr, ha, sie kann nich so, sie darf nich so. Sie is, ich weiß es nich. Aber is ein, unmöglicher Mensch. [...] Mh. Und dann, und dieses, des is es eigentlich, diese Art und Weise, des is nich schön. Des is eigentlich, gerade, ja, des Negative. Die negative Entwicklung. Und, des-s, was eben beschwerlich hinzukommt, ich bin weit weg.

GM5 – Nicole Walter, 62 Jahre, Sachbearbeiterin im Vorruhestand

GM5-1 [00:03:05-04:30] Mit dem Kind, also hat dann zwischenzeitlich ein Kind, is jetzt seit anderthalb Jahren wieder hier, also, deswegen ich kann isch auch sachen, ich weiß wie jetzt ne Trennung über zehn oder elf Jahre is. Und isch weiß auch, wie das räumliche Miteinander jetzt wieder sehr kompliziert is. Also wir müssen uns erst wieder, also, wir müssen uns erst wieder annander gewöhnen. Man merkt, also isch merk des jetzt eigentlich, dass wir uns gar nüschtisch kannten. Also, wir ham eigentlich bloß, wir ham zu Besuch immer. Und sie warn hier, und da setzt man eigentlich immer sein, bestes Gesicht auf. Und hier ist jetzt wieder Alltag. Ja, und meine kleine Tochter war eigentlisch, hat immer mal nen Freund, dann hatte se den Michael kennengelernt. Da ham, nisch geheiratet, hat, das Kind bekommen, innerhalb, äh, nachdem se sich n halbes Jahr kannten. Des war n Wunschkind, und, die Partnerschaft hat dann vier Jahre gehalten, und, die hatten süsch nischt mehr zu sagen. Also, des war jetzt nisch, mit Krach. Und so einfach, des sind ausander gegangen. Er kümmert sich sehr wenig ums Kind, obwohl er hier gleich um de Ecke wohnt. Ja. *Sie wohnt auch hier* Ja, sie wohnt auch, sie wohn, sie wohnen jetzt alle hier. Mittlerweile. Hab ich auch n bisschen Probleme, weil, .. Ich sach jetzt mal, also ich bin, also für alle muss isch ja auch da sein [lacht]. Des is jetzt, äh, vielleicht jetzt auch für Sie, dass Großmutter dann och, man kann nicht nein sagen, und man sacht auch nich nein. Und man macht des alles. Aber, . Es is n bisschen problematisch.

GM5-3 [00:08:15-08:55] *Sind beide Töchter vollzeit berufstätig?* Ja. Ja. Das ist ja auch das Problem, dass se eben kein Partner ham. Ich mein, die Große hat jetzt jemandn kennengelernt, aber da kann man nisch von Partnerschaft reden, wenn se seit zwei Monatn n Freund hat jetzt. Das. Ja. Er hilft ihr auch schon, also, er macht auch schon Sachen, die jetzt n andrer, in der Situation noch nisch machen würde, ja. Passt auch mal auf, oder so. Aber dadurch is ebent, ähm, bleibt des jetzt alles bei uns hängen. Und die Schwiegermutter von meiner Großen, is eben in Münster. Und die andre Schwiegermutter hat Demenz. So. Und, dass sich da jetzt auch nichts entlastet [lacht], ja, dass es eben dann immer bloß an unserem Haushalt hängen bleibt. Meine Eltern, ähm, sind auch zu uns in die Nähe gezogen, und die, ähm, die fangen des auch manchmal mit ab, aber die sind eben 80 beide. Und des geht dann bloß mal zwei drei Stunden. Dass se mal, des Kind mal betreuen. Vor allen die Große. Den Kleinen, des geht nich. Ja.

GM5-6 [00:15:00-15:45] Also, bis je, bis voriges Jahr bin ich ja noch arbeiten gegangen. Und da muss ich ehrlich sagen, also, den Jahresurlaub, den hab ich mir dann schon alleine gegönnt. Weil wir sie ja auch in der Woche sehr viel habm. Ich weiß nisch, ich hab grade dieses Jahr viele Großeltern mit ihren Enkelkindern gesehn. Da sach ich zu meim Mann, also, ich sahe. Also entweder sind die, ruhiger als wir. Oder sie ham die Enkelkinder nich so oft. Ne. Des könnt ich mir denken. Aber übers Wochenende ham wir nächsts Jahr geplant, dass ma mit allen beiden mal fahrn. Aber bloß in die Nähe. Weil, n, ich sach mal, zwei Tage hält der Kleine bei uns aus. Und dann weiß ich jetzt nich, wenn ich mit ihm an de Nordsee hochfahr, ob er des aushält ohne die Mama. Und dann wern wa irgendwo in die Nähe fahrn. Und dann wer ma so un Bungalow mieten. Das ham wer uns für nächstes Jahr vorgenommen. Dass wer alle zweie dann mitnehmen.

GM5-8 [00:19:00-20:25] Ne, des beißt sisch nisch, aber, .. Also sie arbeitet sieben Stunden. Und der Arbeitgeber hat aber in seinem Arbeitsvertrag drinn, äh, dass Überstunden unentgeltlich gemacht werden. . Ich mein, sie hat das unterschriebn, ja, aber zu dem Zeitpunkt, sah's nich so aus, und jetzt, sind da natürlich, grade zur Monatsabrechnung, Überstunden, notwendig. Also, bis, in der Buchhaltung bis, sach ich mal, bis die Abrechnung steht, nach oben offen. Und, sie macht das zwar gerne, und un, sie denkt, dass sie jetzt auch übernommen wird ab 1. August, aber des is halt eben mit der Arbeit nich so ganz einfach. *Da müssen Sie wahrscheinlich auch immer mal wieder einspringen?* Da müssn immer so, also, zum Monatsanfang auf alle Fälle. Also, so, den dritten Werktag oder so is des, des is OK. Des is kein Problem. Ne. Aber da muss ma ebent immer, immer irgendwo parat sein. Und dann, kommt mal der Anruf, hier, kannste nochmal abholen heut Abend. Klar, es is kein Problem. Aber, .. Ah. Es is nisch einfach für junge Mütter heutzutage zu arbeiten. [lacht] Dess nicht einfach. Und wenn man dann ne Großmutter oder n Großvater hat, die dann, schon in dem Alter sind, sach isch ma, wenn ma spät angefangen, wenn, wenn man nich spät angefangen hat mit Kin, gehn die Großeltern ja noch arbeiten. Und, was macht man dann.

GM5-12 [00:32:20-33:15] Also, mein kleiner Schwiegersohn hat, also von der Kleinen der Schwiegersohn hatte sie jetzt am Wochenende, erstaunlicherweise. Des geht dann plötzlich, äh, . Mutti, könntste Dich bereithalten? [lacht] Michael will am Sonnabend d-, Emilia nehm. Aber vielleicht klappts auch nisch. [lacht]. So, des is dann nisch. Und sie hat dann ne Geburtstagsfeier, oder, oder irgendwas hat se sich dann was eingerichtet für das Wochenende. Und damit se dann nisch absagen muss, wenn er dann, vielleicht doch nich kann. Dann halt ma uns bereit. [lacht] Ja, auf Abruf. Aber es is, ja. *Des is jetzt der von der Kleinen?* Ja, von der Kleinen. Der andre, wohnt ja weit weg. Also. Da kann ich nisch sagen, wann der sich wiedersehn. Und, jetzt hat, Michael nur des, die Emilia gehabt, und wann er sie jetzt wieder nimmt, normalerweise müsst er eigentlich so 14-Tages-Rhythmus mal bisschen festgelegt sein, aber.

GM5-13 [00:34:10-34:30] *Wenn er herkommt, wo wohnt er dann?* Er wohnt im Hotel. Also erst hat er bei ihr gewohnt, und, dann hat se immer gesagt, sie will das nich. Ich sach, dann musst du ihm des sagen. Ja, der hat kein Geld, und ja'ert immer drum [?], ich sache, aber wenn dus nisch möschtest? Ich sache, dann kann er nisch bei dir schlafen. Und das hat sie jetzt das letzte Mal durchgesetzt. Ja, es is, wenn mas nisch möschte, ich meine, ja, pf. *Wenn dann schon dieser Stress dann da is.* Ja,

genau, genau. .. Ja, aber zu tun hat er mit dem Kind ja dann eigentlich och nischts, er nimmt ja jetzt nisch mal das Kind und hat es. Sondern, er is bloß da und spielt mit ihm. Meine Tochter kocht dann Essen. (lacht) Und, ja, also, es is für ihn jetzt keine Last, ne.

GM5-18 [00:49:05-50:45] Also, seitdem isch Oma bin, is des och, ähm, is och ne gewisse Eifersucht eigentlisch, die ich vorher nisch hatte. Ich hatte meine Kinder, und dann war das Kind geboren, und da warn ja jetzt noch andre Großeltern da. Des hat sich jetzt relativiert dursch die Krankheit. Aber sie war auch sehr dominant. Und meine Tochter, ich bin dann auch arbeiten gegangen, und meine Tochter war ja im Baby-Jahr. So, und sie warn schon beide zuhause, und da, also wir warn nur das fünfte Rad am Wa, also, so hatt ich misch gefühlt. Isch hab da wirklich des erste Mal rischtisch in meim Leben Eifersucht gespürt. Weil, wenn wir da warn, ich möcht se füttern, isch möcht se f-, ich sach, du kannst se doch füttern. Isch. Dann füttrte ich se, wenn se bei mir is [lacht], oder so. Aber das war, oh, des war, also, da hab ich Eifersucht gespürt. Hat mein Mann immer gesagt, warte, deine Zeit kommt [lacht]. Ja, weil ich so n bisschen male und bastle, und des mögen Kinder ja eigentlisch gern. Irgendwo. Hat er schon recht gehabt. Aber zu dem Zeitpunkt hab isch gedacht, die, wenn, wenn wir dort warn, die guckte mich ja och nisch an, des Kind wo des so anderndhalb bis zwei war, also hatt ich abgegessn [?] Wenn die bei uns war, war alles schön. Ja. Aber, des, och so ne Sache. *Ja, so unterschiedlich dann is.* Och ne finanzielle Frage, manche machen Riesen-Geschenke, dann wolln die andren nachzieh'n. Des ham wir jetzt zum Glück nisch, weil des bei uns, also des is soo, des kann isch mir auch vorstell'n, dass des in viel'n Familien so is. Oder isch hör des dann auch von Freund'n, die dann sagen, oh, die ham wieder riesen Geschenke Weihnachten gebracht, und ich will das nischt, oder kann des nisch so. Des ist bei uns überhaupt kein Thema, weil da, kommt nischt [lacht]. Oder wenig. Ja.

GV1 – Frank Essner, 63 Jahre, arbeitssuchender LKW-Fahrer

GV1-3 [00:32:30-34:00] Ich meen, ich komm halt nicht hin mit der, mit den Enkel komm ich gut klar, eigentlich. Nja, ich sache, sint eben och nich so hier ordentlich un, nja, wenn sich, mich an[?] oder was, da versuchen se immer bissl aufzuräumen, und, nja. Aber ich bin o nich immer so often, ordentlich. Ich sache, dann liegts alles am Opa. Ja. Dann irschenwas is, oder. Aber ich bin, ich sach, ich war aufm Bau oder was, manchmal och nich so die Umgangssprache, was ma ebent, ja, verliert man eben manchmal a Wort, oder was. Das kriegen die ja dann e, die kriegen sie dann och gleich mit. Und sowas merken se sich. *Mh. Sind dann die Enkelkinder häufig hier? Sie meinten, Sie fahrn ab und zu rüber, ham zu den Enkelkindern, aber wenn Sie sie sehen, sind Sie meistens hier? Verbringen Sie dann die Zeit hier mit den Enkelkindern?* Ne, da, entweder Sie kommen her, da, da, oder ich holn, aber zwee'e kommen nich her, immer bloß ein, weil dann, gibts bloß Streit. Und, da holn wir bloß en her, na da bleibt er dann her, kommt dann freitags, un, dann sonntags geht er wieder. Also der Große fährt schon alleine, und, den Klein muss ich dann holn. Oder meine Frau bringtn mit. *Ham Sie ein Auto, oder machen Sie das dann mit der Straßenbahn, Bus?* Ich hab Auto, aber mein, wenn, fahrn wir, oder der Große hier, der kennt hier äh, des Straßenbahnnetz hier, so gut kenn ich des nich, der kennt die Fahrzeiten, un, also. All das, Straßenbahnen.

GV1-6 [01:00:20-06:30] Aber, is ja nu so, jedes, jeder's andersch und. Aber so, hier wo, wo ich hier Tach der Architektur, un, oder wie ma jetz hier, wo ma hier n, in der Sächsischen Schweiz warn, obmd och, hier, da hatt, der Kleine da hab ich mich ebmt au gewundert, da ham ja hier, hier, wir Abendbrot dort gegessen, also, hatten wir alles mitgenommen, hat meine Tochter alles mitgenommen. Ham wir dort noch Abendbrot gegessen. . Da hat der Kleine extra bei mir bedankt, hat er gesacht, Opa, des war wieder schöner Tach. *Mh. Ah, der Große hat des ebmt, hat des nich drof, aber wie der Kleine, der. Da war ebm, da hatten die ebm hier Vorführung gemacht, hier so hier, Tannenzapfen pflücken und so hier, sind die ebmt dort hochgemacht, und. Und sowas hat dann. Dann hatten sie hier Versteckspiele, jedenfalls. .. Für den Kleinen. Nja, da sin mir aber, bin isch ja, . da hab ich drei Touren mit denen gemacht, ja. Früh sim mer hier, an den, na, hinter Hermsdorfer Schleuse, und da war meine Frau mit gegangen, mitgewandert, sin mer dann, bis drei ham se auf die Schleuse gelaufen, dann, mitm Boot gefahren und dann wieder zurück zum Auto. Dann bin ich nochmal durschn, dann is meine Frau, meint se, ich kann nisch mehr, bin isch dann mit meiner Tochter, und mitm Freund und de Kinder, sin mer noch die Teufelsschlucht und so, dann bin ich nochmal hier, zweieihalf Stunden gelofm. Dann war ma so um dreie wieder da. Und, da war die letzte Führung dann nomal hier, vom Tag des Waldes, mitm, mit der, Naturschutzbehörde. Da bin ich dort hingegangen. Und da sollt wollt ich schon früh mitgehn, aber, reicht, ich wollte unbedingt hier Hermsdorfer Schleuse machn, sach ich, ich kann hier nisch mitmachen. Un, am Ende, ja, die Kinder sind schon weg hier, un, ich bin eigentlisch bloß noch für Erwachsene, aber Sie sind der Einzige noch. Men, wir warten noch fünf Minuten, aber, ob man die dann einkriegen, ment, Sie sind ja och schon mit de Kindern ne ganz schöne Tour gelofm. Ich sache, na seit von heute Früh an. Un, ja, hoffentlich schaffen Sie das, des geht ja och, mindestens zwei Stunden noch. . Wir sind n Stückchen gelofm, da hat er gesacht, ich merke noch nich, dass die hier, dass die müde sin. Mir hatten die in, zeh Minuten oder Viertelstunde hatt ma die Truppe ein. Denn wir kann gar ned, die sind nur gerannt untn. Und dann wo ich hier, dann war dort am Forscht [?], gab's dann noch hier, Bratwürschte, aber konnt ma ni bezahln, aber, jedenfalls war dann dort Schluss. Und, dann musste ich dann noch ma, ich weiß nich, wie lange mir da, zehn Minuten, Viertelstunde, ich gehe, zehn Minuten bin isch mit dene gelofm, ja, und da hatt ma scho das Auto gesehn, da hat sich der Kleine hingesezt hat gesacht, Opa, isch kann nich mehr. Ich sach, wenn Du nich mehr kannst, musste hier bleim. Ich sache, der Opa fährt weg. Da hat der gesessn hier, bis ich mit dem Auto hier, schon n ganzes Stückchen dann kam er hinterhergerannt, ich sache, renne doch nisch, du kannst doch nich mehr. Opa, ich will doch mit. Ich sache, ich wär gefahrn, ich sach, Du kennst Dich doch aus, du weißt wo der Förster wohnt, ich sache, der hätt dich schon behaltn. Da kann mich doch nich behaltn. Gehts ab bei mir. Je, ich sahe, wo ich schon im Schwäbische Alb war, klein, ich bin mit dene gelofm, . ha, da da hat der gebrüllt, und, aus, aus heit-, aus heiterem Himmel, mir sin gegangen, dann hat er sich hingesezt, und dann hat der gebrüllt, als, ich denke Men-, ja, den, den, die Leute, die hamsch alle umguckt, und dann ment die eine, Frau, och hier, wenss, wenn ich Sie nich die ganze Zeit beobachtet hä, hätt ich gedacht, sie ham das Kind geschlagen. *Und er hat gestreikt?* Ja, gebrüllt wie am Spieß. hier, ich hab, bin weitergegangen, ich sach, .. Ja. . Aber des is ebmt, alles ab, des, ist ebmt o alles hier, wie se, ma geht dann a in Kraht [?] o hier, ich hab hier, n Garten, ham wer Kirschen, pflück ich immer Kirschen, der Große muss se immer verkofm. Hier, is aber verboten, weil des hier Kinderarbeit is. Aber,*

er, er freut sich immer. Erschtens krieg ich se dadurch besser los, is aber verboten, isch darf nich verkofm. Der hat aber bissl Taschengeld, und, mir deln uns des Geld dann immer, und dann bezahln, von dem Geld, das geb isch ihm nich, und des Geld nimmt er dann immer, wie jetzt hier, hab ich die Fahrten bezahlt. Un, . Ich sache, da hast, da kannst, ich sache, und, da kriechst du dann des Taschengeld von deiner, Mutter. So, aber, is alles nich gestattet. . Aber wie se zu Geld kommen, is, sacht eim, .. Und im Grund genommen könn, ich sache, mehr wie essen kann man nich die Kirschen, nh. Kann ich se bloß, wegschmeißn. Auflösn [?]. In de Tonne. So. .. Ja, nisch, ich war, gehe, manchmal wenn ich hier mit der Tochter hier zur Tafel gehe, wenn ich das sehe, dort hier oder was. Da kommt das Auto, da wird das ausgeräumt. Die sitzen dort und warten, un, so, oder, die ham o gesacht, wenn se Kirschen könn se, ich sache, ja, ich pflücke die no, und bringe die hierher, ich sache, und die Leute ham, ham Zeit, ich sach, ich bin selber arbeitslos, ich sache, und die ham Zeit und und warnt, und das, und für mich is des, o andre, der geht no arbeitn, der muss och seinn Gartn machn, oder. Für mich is des alles a bissl. . Nich ordentlich, ich weiß es nich.

GV1-8 [01:32:25-34:40] Aber ich sache, meine Tochter, ich sache, die war im Schwäbische Alb, da, da hat die angerufen, die war ja noch nich 18, hat se rumgeheult. Da ham die hier, ham die im Schwäbische Alb, hatte die, sollte die sich dort anmeldn hier, Bo, polizeilich meldn. So. Ich sache, du brauchst dich nich polizeilich meldn, du bist noch gar nich 18, ich sach, du bist hier noch gemeldet un, Ja, ich habe hier schon des zweite Mal ne Einladung gekriecht und hab den n des och gesacht, wie du das mir gesacht hast, un, und der hat gesacht, ich muss das machn. Ja, ich sache, zur Frau, mir müssn nunter fahrn. Dann hab ich hier, Termin hab hat meine Frau noch angerufn dort unt, jedenfalls, er hat och mit meine Frau hat gesacht, ja, anrufrn. Jedenfalls, und ich hatte hier gelesen, kurz vorher gelesen irschenwo, Gesetzblatt alles rausgeschriebm, runter gefahrn, und des war och behindert. Und der ging mir o an un, ich sache, ich sache, ehe ich hier noch laut wer, sach ich, des dauert nich mehr lange, ich sache, guckn Sie in das Gesetzblatt so un so nach. Ich sache, und dann sprechn Sie mich wieder an, und dann seh ma weiter. . Ja, jedenfalls war er ne Stunde weg, eh der die Gesetzblätter hatte oder was weiß ich, jedenfalls hat er durschgelesn. Un, ment, des steht doch so alles drinne. Ich sache, was steht hier drinne. Ja, das un das. Ich sache, un, hier steht, 18 Jahre. Mh, Ihre Tochter is doch in der Gastwirtschaft. Ich sache, die is aber noch nich 18. Ja, die is doch schon aus der Schule und alles. Ich sache, ja, mir sin ausm Osten. . Ich sache, wenn man da mit6 auf e Schule geht, da is man manchmal noch nich 18. Ich sache, die Ein, die Genähmischung gebm dürfn, dass die, die im Gaststättengewerbe arbeitn darf. Ich sache, hätten Se sich ma nich bloß, auf ihre, hier auf ihre 18, sondern hätten se mal ins Gesetzblatt reingeguckt, und aufs Geburtsdatum.

GM6 – Maria Barton, 58 Jahre, Krankenschwester in Altersteilzeit

GM6-3 [00:33:10-33:35] Manchmal ändert sich bei mei'm Mann auch manchmal n bisschen was, wann er kommt, wie er kommt. Oder, wenn ich ihn frag. Das is eigentlich, das erste mal jetzt, nur, Vorrang hat, dass wir uns treffen. Und die Kinder, wissen auch, wenn was is, dann sind die eben auch untereinander. Schonmal. Oder kommen zueinander, oder wie auch immer. Ja.

GM7 – Claudia Schmidt, 53 Jahre, Steuerfachgehilfin

GM7-8 [00:26:20-27:45] Wir ham dieses Jahr Urlaub gemacht mit der Jenny, wir hatten die ne Woche mit in der Sächsischen Schweiz, zum Wanderurlaub. *Auch mit der Tochter dann-* (gleichzeitig) wunderschön. Die nich, die musste arbeitn, weil ihre Chefin, äh, is, äh, in Vorbereitung aufn Babyurlaub, und, da gabs halt im Büro viel zu tun. Und da hat se in der Zeit kein'n Urlaub gekriegt. Und da war die Jenny mit uns zum Wanderurlaub. Aber, das war so schön (betont). Die is gelaufn, die is gewandert, ohne murrn, und ohne schimpfen, is die jede Strecke mit. Wir sin' dann manchmal bis zu elf zwölf km gegangen. Es war, wirklich, sehr schön, sehr entspannt. Wir ham ham, viel angeschaut dort. (schneuzt sich) Weil die Sächsische Schweiz ist ja ne schöne Ecke, is nich so weit weg. Und, man kann auch viel unternem, die Berge sind nich ganz so hoch. Also. *Ist nicht gleich Alpinbergsteign.* Richtig. Und Seilbahnfahrn, und, ähm, dann sind wir zum [Name des Berges?] gelaufn, zu Fuß, von [x] aus, sechs km nur steil Anstieg und über Steine gelaufen. Und die hat nicht einmal gesacht, dass ihr die Füße wehtun, dass sie nich mehr weiter will, dass se müde is, nichts. *Ja.* War wirklich, super entspannt. ...

GM7-14 [00:45:00-45:25] Also, ich hab ja kein Auto selber, weil mein Mann, der muss ja zur Arbeit fahren, ich erledige alles mit Bus und Bahn. Bis nach Marienbrunn is es halt sehr weit, und wenn ich dann von der Firma in Gohlis, mitm Bus erst nach Marienbrunn hätte fahrn müssen, wäre schon, umständlich gewesen. S' s für uns auch günstiger.

GM7-17 [00:52:45-53:00] Die sind nich so integriert in den Familienverbund. Es is auch zu weit. Also man fährt halt mal hin zu Besuch, oder die kommen mal her zu Besuch. Und, der wöchentliche Kontakt, der is dort, der is nich möglich.

GM8 – Michaela Riemerschmidt, 71 Jahre, pensionierte Kindergärtnerin

GM8-3 [00:00:15-02:35 [Neustart der Aufnahme]] Ich erinnere mich auch noch sehr deutlich an viele Dinge, ja. Als se das erste Mal bei mir geschlafen hat, und und Schlafanzuch. Ich, habe aus praktischen Erwägungen, immer auch, Sachen von meinen Enkelkindern, hier gehabt. Also, zum Anziehn, zum Wechseln. Das hat sich auch bewährt, und is auch alles, dann vielfach genutzt worden. Und, da erinnere ich mich noch, also er wollte den Schlafanzuch nich anziehn. Es warn ganz entzückender, ein ganz weicher Schlafanzuch, mit kleinen Bärchen drauf. Und denn konnt ich ihn aufgrund der Bärchen, überzeugen den Schlafanzuch- und nun is das, wissen Sie, so richtig n bisschen so n Ritual, alle meine Enkelkinder bis auf das Mädchen, weil der Zwillinge können nicht gleichzeitig d Schlafanzug, haben in diesem Schlafanzug hier bei mir geschlafen. Ja. .. Äh, mh, man weiß sich och am Anfang dann manchmal dann nicht richtig zu behelfen, weils ja doch ne ganze Weile, äh, zurücklag. Dann erinnere ich mich an eine Trotzreaktion von, von Enkeln. Wir sind also einkaufen gegangen, und da, war so, großer, äh, Mercedes [lacht], mercedesartiges kleines rotes Auto, man sich [?]. Und der wollte

das haben. Und der hat da einen Wutanfall in der Kaufhalle gekriegt. Und ich bin als Kindergärtnerin eigentlich nervenstark, ich kann das also uf-[-?]. Aber, also irgendwie bin ich schwach geworden, dachte, ach, warum sollste ihm die Freude nich machen. Hat damals 40 Mark gekostet, äh, 40 D-Mark nehm ich an. Ja, DM, müssen DM gewesen sein. Naja, wie gesagt, ich hatte mich nur alleine zu versorgen, mein Mann war da, und, äh, so schlecht hat mein Mann dann auch nich verdient, also relativ gesehn, zur anderen Bevölkerung. Also hab ich diesen Mercedes gekauft. Und der is jetzt entsorgt worden von meiner Tochter, ja. Also er hat wirklich, 17 Jahre gehalten [lacht]. Ja, also, das ist mir später nich passiert, dass ich mich so hab runterbuttern lassen [lacht]. Aber, man wird schwach, und, mh, es ist ja klar, Großeltern sein ist Kür, Eltern sein ist Pflicht, ja, eindeutig. Also man genießt es ungemein, Zeit für die Kinder zu haben. Ich gehöre also nicht zu den Leuten, die sagen, sie haben niemals Zeit. Das ist Quatsch. Weil, jeder hat, wenn er sich vollädt, keine Zeit, und äh. Man muss manches och, äh, mit Gelassenheit angehen und, man merkt wie endlich das Leben ist.

GM8-5 [00:17:30-18:40] Und wissen Sie, dann wiederholt sich, was, wenn n Kind erstmal, alleine is. Vergöttert, späte Mutter, schlechtes Gewissen, wird überhäuft von allen (nachdrücklich) Seiten. Ja. Ähm, also ich habe, . als ich merkte, worauf das hin-, ha, ich, ich kaufe ganz wenig Spielsachen. Äh, ich kauf Klamotten für die Kinder, weil ich sahe, die ham so viel, und das muss nich, usw. Ne Kleinichkeit kriegen sie schon, über die sie sich freun. Aber ich habe, eingeführt, und das machen jetzt och alle meine Freundinnen [lacht]. Kinder kriegen zum Geburtstach ein Zeitungsabo. Und, das können se sich aussuchen, und, damit se ans Lesen, unsinn, damit sich alleine beschäftigen können, und. Da gibt's wirklich tolle Sachen. Ja. Also, der älteste, der hat die Biker-Zeitung, weil er kein Fahrrad fährt. Die [Name einer Enkelin] hat jetzt die Zeitung BravoGirl, is ja des Alter. Äh, gesacht, will se nich, weil se sich aufs Abitur konzentriern muss.

GM8-11 [00:29:40-30:00] Also is ein Süßer. Die [Name einer Enkelin], is mir im Wesen auch wieder, ähnlich. Also, die hängt s, sehr an mir. Ich hab das Gefühl, dass sie mehr an mir hängt als an der andern Oma. Sie hängt an allen Großeltern, sehr. Und die groß, der Großvater väterlicherseits macht och viel mit den Kindern.

GM8-18 [00:53:10-54:45] Und, . Die, pendeln zwischen drei Orten, sag ich mal. Die pendeln zwischen [Ort bei Hamburg oder Berlin], sind da immer nur ein paar Tage, meist, manchmal, fährt die Oma vor, und er holt sie denn ab. Der macht also viel, die Kinder, Kinder lieben ihn. Er kann auch, vor allen Dingen spielt er Fußball, da hat mein Mann nie jemacht. Was i n bisschen bedauere, mit, dem [Name eines Enkels], mit dem älteren hier, dem [Name anderes Enkels] hätt ers machen können. Äh. Und dann ham, hat der andre Sohn, ne Chilenin geheiratet. Und die leben bei Ingolstadt. Und die ham nun gar kein Hinterland. Ja. Äh, also, .. Kein Freundeskreis, sah ma, den ham se sich inzwischen aufgebaut. Aber, keine Verwandten da, und sie ihre Verwandten sehr weit. Die kommen dann mal für'n Vierteljahr, solange wie das Visum geht, aber des könn'n se auch nich jedes Jahr machen. Ja. Und dadurch sind die, die pendeln also zwischen [Name des Ortes bei Hamburg/Berlin], ne, sin se wieder zuhause und kümmern sich um den, Uropa Hans, der, langsam erblindet, nich mehr viel sieht. Und dann fahrn se nach Ingolstadt [lacht], also es is sozusagen die drei [lacht], drei Routen. Und wir wissen eigentlich och immer gegenseitig Bescheid, wo se sind. Also wenn, in xy nur der Mann is, dann stelln wir das so ein, oder ich, . komprimiere meine Arzttermine möglichst so für eine Woche, ses is eine Woche hab ich frei, dann [-?] und sie machts andersrum. Oder so. Also, wir machen das, was viele nich können.

GM8-20 [01:10:30-11:30] Wissen Sie, was meine, meine Tochter, weil sie weiß, dass ich so begeisterte Oma bin. Sacht, Du, ich, wenn wenn [Name einer Enkelin] groß is und kriegt ihre Kinder och so spät wie ich. .. Dann hab ich nisch mehr davon, bin ich über 80. *Mh.* Ja. Das, das is auch, wissen Sie, die Tragik. Dass man, in der Gesellschaft dafür sorgen muss, dass die Mütter ihre Kinder, früher kriegen könn'n. Ich hab Glück gehabt mit meiner Schwiegertochter, die hat, also, mit knapp über 20, ähm. Die, das erste Kind bekommen, un und, meine Tochter, mit 36, ja 36 un und. Ne 35 und 38. Und [-?] find ich schon n bisschen spät. Und 38 find ich schon risikobehaftet. Ja. Also, ich meine, meine, man siehts ja. Äh, die Frauen sind vitaler, länger vitaler und und und so weiter.

GV2 – Stefan Meyer, 69 Jahre, pensionierter Vermessungsingenieur

GV2-2 [00:08:15-09:35] Das ergab sich aber aus, ... Im Dresden familiärn Problemen. Isch konnte, meine Enkeltochter, . An ersten Tach meiner Geburt, und das zu DDR-Zeiten, auf den Arm nehm, und dursch, den Gang gehen, war für DDR-Zeiten, nisch üblich, dass man das durfte. Uuund, weil, meiner Tochter, alleine war, als, das Kind zur Welt kam. Und hier bei meiner Großen, war ich natürlich, auch, gleich, am ersten Tag da, und, hab mir mal in Augenschein genomn, wie so was kleines is. Während dem, bei, bei den Enkeln, also da, (husten) der große männliche Enkel in Dresden, da, bin isch erst vierzehn Tage, drei Wochen, später in Dresden gewesen. Ganz einfach, weil, inzwischen komplette Familie da war, äh, Großeltern vom Schwiegersohn vorhandn warn, also, es, es musste niemand, jetzt sacht ich, in den Arm genomn wern. Und hier bin isch natürlich, am Tag nach der Geburt zu meiner Enkel hoch gefahrn, is ne logische Sache.

GV2-4 [00:10:40-12:10] Ich finds auch gut, wenn Großeltern, .. von außen, zuguckn und unterstützn. Und nur eingreifen, wenn es wirklichs nötisch wäre. Bin der Meinung, Großeltern quatschen viel zu viel rein, äh, . In vielen Fälln. Oder, nehmen sich zu stark raus, wo se sich reinbringn müsstn. Also, dort, äh, hab ich, aber wie gesacht, is meine persönliche Meinung, und im wesentlichen wird sie auch von meiner Frau getrag'n. Äh. Es ist, sind zwei Generationen, nach uns. Die Fehler, die wir bei unsern eignen Kindern gemacht ham, müssen wir bei den Enkelkindern nich wieder machn. . Der schlimmste Fehler, is sie nisch loszulassen. Uuund, Kinder, .. wissen, je älter sie werdn, aber auch schon, wenn sie relativ klein sin, wo sie, .. die Großeltern habn möchtn, und wo se se nisch habn möchtn. Natürlich holn se sich gerne, ihr Taschengeld bei uns ab. Wobei man sie heute auc schon manchmal dran erinnern muss, weil so viel andres gibt, des, .. Wo dann plötzlich am Dienstach der, Enkel kommt und sacht, Oma, wir ham noch gar kein Taschengeld gekriegt. Aber, das is, was ich meine, Unterstützen oder Helfen.

GV2-5 [00:13:05-13:15] Großeltern ham kein, Anrecht auf Enkelkinder, sie dürfn sich freuen, dass die Kinder sie akzeptiern, und man mit ihnen auch was gemeinsam machen kann.

GV2-13 [00:25:20-26:55] Also, sie müssen nich zu uns kommen. Sie können ihr Anliegen genauso Vati oder Mutti mitteiln. Und, es wird dort nicht, instrumentalisiert. Weil, es wird nicht anders behandelt, als wenn sie zu uns komm'n. So dass, auch

von dieser Seite, einiges, was in andern Familien vielleicht, notwendig und gut is, hier, nich notwendig is, und damit auch kaum eintritt. Auf der andern Seite, erlaub ich mir auch, hab ich, bei der großen Enkeltochter, wo schon, die Urenkel da sind, mir erlaubt, mir gefiel einiges, wie sie ihr geleb ge, also ihr Leben gestaltet hat, nich. Und da kann ich sehr deutlich werd'n. Ja.. Das hat aber nichts zum Zerwürfnis geführt, sondern, wenn bestimmte Probleme sind, die hatte viele Probleme, in ihr, gesacht, sie is gerade 25, aber, von 16 angefangen. Is se ebnt dann trotzdem dann, zu Oma und Opa, zu beidn gegangn. Und hat hinterfragt, und sich beraten lassn. Also man, man muss auch, mit, mit Enkeln, nich hätschlich umgehn, wenn es Probleme gibt.

GV2-14 [00:31:05-31:40] Dort ist ebnt och, ein phantastisches, Familienzugehörigkeitssein, vorhandn. Was ich erst so im Laufe der Jahre, ähm, .. mitgekriegt habe, weil, sach ma mal so. .. Ich hätt die Söhne zusammengeschissen, wo se klein warn. .. Schwiegereltern ham den'n Luft und Freiheit gelassn, äh, inzwischen sinds ganz ordentliche Menschn gewordn. [lacht]

GV2-16 [00:34:30-36:45] Dann wolln die schnell wieder rüber. Denn dann kommn Mama und Papa, uuund, nö, das, .. So, so wolln se da mit uns, r-relativ wenig unternem'n. Wenn, was unternom'n wird, is es häufich, mit der ganzn, Familie. Wir warn also vor Sonnabend, zu der Ausstellung, [Name der Ausstellung]. In, [Ortsname]. Dann bei, meim Schwager, äh, noch auf Besuch, mitn Kindern, und abends warn mer hier in [?], da war, äh, .. Feuerwerk. Aber, da, ebn, nich zu zweit, sondern zu sechst. Alo, das, das klappt och gut, und wie gesacht, manchma is [?], wir geh'n mitn Kindern, wenichstens zweimal im Jahr, in so ne Schwimmhalle, in nen Ferjen Schwimmen. Also etwas, was sie sich sonst, nich, leisten können. Wir sind och hin und wieder, im in, in, in Taucha, in diesem, Freibad, in [?]. Im Sommer. Aber dort, merke ich schon eins, . Vor zwei drei Jahr'n war das noch ganz, intressant, mit Oma und Opa. Aber jetzt sind kene gleichaltrichen da. Ja. Also, äh, es is n andrer Fokus von den fünzzehn und zwölfjährichn. Er, er will, mit, sein'n gleichaltrichn, im Freibad was erlebn. Is zwar schön, wenn der Opa da ma n bissl. Aber, das is nich das, als wenn, und, is och schön, teilweise lädt ebn die Große dann, ihre Freundinn'n mit ein, dass die sich dann dort treffn. Da sind wir abgemeldet für die Zeit. Aber, .. Es war dann herrlich, im Bad. Während dem, wenn wir alleine da sin, also spätestens nach drei Stundn, naja, jetzt reichts. Ja, das is. Das, was ich am Anfang gesacht habe. Man muss auch akzeptiern, das, hat ke'n Sinn.

GV2-17 [00:38:15-39:35] Zu dieser Zeit hatten wir n Wochenendhaus, auf Pachtbasis, im Rostocker Raum, das war natürlich. Also, das war, für die Tochter, und das sacht se och immer wieder, . S Größte. Dort, hat sie ihre erste, Liebe kennengelernt, dort war der Wald, dort war, äh, muss ich sachn, äh, das, das war zu, zu DDR-Zeiten, in solch'n Gebietn, das warn ja bloß ne Hundertseelengemeinde. Aber, die, ... Datschenleute, die warn ungefähr 300, . die bestimmtn das Leben in diesm Ort, an den Wochenendn. S, die Kneipe war der zentrale Bunkt. Und, dort hat die Kneipe ne andre Bedeutung, in so'n, dort ham wer uns getroffn zum Skatspieln, wir ham uns getroffn, mal Bier zu trinkn. Die, . Die Kinder, warn zusammen, im Wald und wenn, für die Gemeinde was zu machn war, dann ham wir uns, die wir aus der Industrie kamn, bemüht, mal Rohrleitungen zu beschaffn, mal dies zu beschaffn. Das klappte.

GV3 – Richard Büchner, 64 Jahre, arbeitsuchender Gastronom

GV3-2 [00:08:30-09:35] Naja, und die, die Große is im Westn, die is j, die hat keine Kinder. Die hat das Pech, die hat n Mann, geheiratet, der auch keine Kinder hat. Des, . *Aber sie wollte auch keine?* Sie wollte, isch hab, meine Tochter ist die zwete, die Klene, von der jetzt die Enkel sind. Die hat gesacht, dass sie hätte schon gewollt. Aber sie hätte, nicht, äh, also nur mit Einverständnis. Sie wollte nich mit ihm, wie die andre, dass sie einfach, alleine zu leben und alleine Kinder [?]. Obwohl das natürlich och beim Mann, wenn der Vater voll hinter den Kindern steht, und das war nich der Fall. .. Naja. Bleibn ebn, zwei Enkel.

GV3-5 [00:16:00-16:15] Naja, jedenfalls, die hat's nich einfach gehabt. Die hat och n Haus. N Haus, Gartn, in der Nähe von Hamburg aufm Dorf. Eigentlich alles Voraussetzungen, um Kinder ofzuziehn.

GV3-7 [00:18:35-19:30] *Das heißt, als Sie nach Leipzig gegangn sind, ist Ihre Tochter in Torgau geblieben? .. Oder?* Ja, (nuschelt etwas?) sicherlich, ich leb getrennt von meiner Frau. Zehn Jahre. Und sie is in Torgau geblieb'n, hat dort gelernt. Und hat sich dann, n, versucht, festen Freund zu kriegn. Hat nisch geklappt. Bis se n rischtischn, die hat im [Firmenbezeichnung] gearbeitet. Hat se sich irgend so nen Kundn gekrallt, der irgendn [Produkt] brah [?]. Als der öfters kam, und, und, eigentlich gar nichts zu [...] hatte, hatte sie, da is se dann, so is es dann gekommen. Ah, Liebesgeschichte. .. Ja, so, bin ich zu'n Enkeln gekommen. Gott sei dank.

GV3-8 [00:19:50-22:45] De Aue, gefällt den'n, des sin mehr Landkinder. Es is, den Trubel hier, des ss [?]. .. Freun sich zwar immer, wenn d, die da aufm Hauptbahnhof eintreffen un, und den, äh, und den großen Bahnhof, und das Untergrund-kaufhaus sehn, und so. Freun se. Aber, so nach ner Stunde sins erschöpft. Und da, eh, sacht, hör [?], und meine Tochter, die [Name], sacht dann, wenns se, jetzt sin se fertich, jetzt muss'sch, dann gehn wer zu McDonalds. Das, kriegn se was zu Abendbrot, da falln se danach nur noch ins Bett. Aber das is nur einmal im Jahr. Also, ansonstn fahr isch hin, . Und dann, spiel isch mit den'n, da, wissen se schon, da ham wir, ham wer, so rischtischs Programm, was wer machen. Frühe, äh, holn die mich raus, äh, geh, gehn se so lange Zeichen, und und Klopfn, und Klingeln. Bis ich, bereit bin. Die ham nen großen Gartn. Mh, . Un da spieln ma, wenn schönes Wetter is. Dann ham wer schönen Sandkastn. So als alten Telegraphenstand [?], aber, Vater gebaut, wunderbar. Mit schattichen Bäum'n, sind die, och im Winter, spieln die. Machn, in n Kindergarten gehn se och, in Torgau. .. Ja, was gibt's da, der große geht jetzt also, is jetzt in Chor oft gegangn. Kirschnchor, und, in der Torgauer Kirsche, also jetzt in der [?]. So lang in [?] Find isch gut. Weil, singen is wischtisch. .. Gut für de Seele. ... Naja. Obwohl des, wir spieln ma n bisschen zusammn, dann müssn die, aber die ham alle ganz regelmäßische Zeitn, die Mutter is dann, .. Sehr streng. Was ich och gut finde. . N bisschen, dressiern. Mahlzeitn einhalten, und, also, solche Sachn.

GV3-9 [00:25:35-26:45] Aber es findet och innerhalb, ein ein, seelischer Prozess statt. S also, in den Großeltern, in den, in den Enkeln. Un und, die wissn och irgendwas d. Die müssn misch anders behandeln als ihre, äh, als ihre, äh Eltern. Sin jetzt natüersch nich wild oder, oder. Nehmn da kene Rücksicht. Aber wenn ich den, das sache, die wissen da schon genau, also [?], und ich kann sachn [?], dass die das bei ihrn Eltern nich könn'n. Ja. Die altn sin, sind da geduldiger, oder, toleranter.

Weiß och nich, nich alls, aber, wenn, irgendwas schief läuft, dann sach ich das schon, dass se, und puller immer rum, wei ich ja, ich hab e ma im Winter in de Schneewehe geschmissn, als e nisch, als nisch, äh hörte. .. Aber, das hat unsra, unser Verhältnis nisch getrübt. Wei, ja, so is des.

GV3-10 [00:44:30-50:50] Am 30. hat er Geburtstag. ..Freut er sich drof. Ich kof ihm äh, zum, zum als Geschenk Fußballtor. Fürn Gartn. Bestellt meine Tochter, über über, übers Weltnetz. Beim, zahl ich dann. . Ja. .. *Telefonieren Sie manchmal mit den Enkeln?* Bitte? *Telefonieren Sie manchmal mit den Enkeln, oder?* Ja, ja, also, wenn, wenn se, äh, wenn ich se erwische, wenn se noch nich schlafn, also, so ne Dings, dann da, der [Name] telefoniert schon ganz gerne. .. Und die Klene fängt och an, jetzt. Aber die kann noch nich so richtig antwortn, weil se, weil se am Telefon. Die is ja erst vier. [?]. Das is natürlich, Geheimnis für sie, die ander hat so n Knoch in der Hand, und, mit zwei [?] Stück, dann hört se de Stimme, Großvater, und dann, dann is se natürsch. Und der [Name], der hat sich dann schon, dran gewöhnt. Und der quatscht natürsch, aber, äh, sie is noch n bisschn vorsichtisch. Aber, sie erkennt die Stimme. Und und, ja. Wechseln se ab, oder. Is immer gl [?], noch so'n Klene, ruft ja schon an. ... *Könn'n Sie mir noch n bisschen vom letzten Besuch erzählen, was Sie unternommen habn, wo Sie warn?* Mir, wir warn meist im Gartn. Der Gartn is groß, un. Und da hab isch [kruschelt, holt Fotos?]. ... Hier sieht man, hinterm Grund, das is der Zaun, das dahinter is Feld, und da spielen die. Hier, hier, is der hier drunter is der, der große, Sandkastn, aus aus Telegraphenmastn. Und hier is das Haus, wo, äh, die, also neu gebaut und, ähm, Abriss. Das war ma, früher en, en Stall und Schlachthaus, von ner [?], so ham wer das aufgebaut. Kein Bauplatz, oder kein, kein Land vergeudet, sondern, . Auf dem alten Grundstück, den alten Haus-, Hausplatz. Neugebaut dort. Keine Verschwendung vom Boden. .. Und das alte, [?] abgerissn, das ham se dann nachher verkauft, das war dann. War richtig, dass ma Stück, weil ma das Geld nich mehr hattn. Des war, des war ebn, futsch des Geld, und, und Bauern. [?] Und da, ja, da ham wer das so gekauft. Der Rest von dem, steht der Gartn, des sisch [?] Gartn hingeleht. Hat das abgerissn, und, der Nachbar hier, hatte, sein Territorium erweitert, oder des geht och. .. So. .. So is es. N [?] Spielplatz is och in der Nähe. . Schaukel, und was ich nisch weiß. Aber meistens sin wir so faul, dass mer da bleim, in den, in den, in den Sandkastn, der is nich so schön wie unsrer. Un, . Ne Schaukel höchstens noch, wenn die, wenn die schaukeln wolln. Aber ja. Meistens [?], im Grundstück rum. Oder, ham ja hier, ham Bäume, da ham se ihr Verstecke. De Klen, der kemmt [?] immer of so, so, n, äh, Baum am Zaun, is so n, Buchs, Buchs, äh, ne Quatsch, Buhre, so so, die eigentlisch ma, vor 30 Jahrn mal eingepflanzt als als, Zauns, als Zaunbegrenzung, aber b, bei den ganzn Buchn sind vielleicht drei oder vier rausgekommen, die andern sin eingegangn. Und da, den Rest, den hatt er so, Kletterbaum, mh, hat der Vater n Brett draufgenagelt, und da klettert der hoch und guckt da immer. [?] Sie ham alle Spielplatz am Haus, die brauchn, n, vom Kindergartn, ham die och Spielplatz. . Ja. Da sin wir bei ner, vorlesen tu ich sehr viel. Wenn die, meine, meine Frau wohnt ja och in dem Haus, die ham ja jetzt, ne Einliegerwohnung, so dass sie, alles ganz schlaun angefangn ham. Der Alte, der größte Mißvergnügen bereitet, is weg [lacht]. . Und da, sin mehr, hilft mit, bei der Aufzucht. Si mer dabei. Is och Rentnerin. Naja, und da hatte, die Mutter das zuhause, also, äh, .. das, is zuhause. Sehr, sehr zum Leidwesen, komischerweise, meiner Frau, und auch der Schwiegermutter. [Unterbrechung durch Kellnerin.] ... *Zum Leidwesen, der Schwieger-,* .. Die, ja, die, des, des, dass die sich kene Arbeit, sucht, äh, . Was ich nich verstehe.

GV3-11 [00:55:10-57:10] Dass die alle beide, n, Krippe und Kindergartn, so verrückt sind. Dass se ihr, ihre Enkel, dass se sagn, wie könnt ihr das zulassn. Und dass se, dass die Mutter, mh, [Name], wieder arbeitn soll. Is doch a Mensch, die hat doch das Haus, die hat, die hat, äh, n Mann, der, hat, Gartn, hartn Beruf hat, der muss viel rumfahrn, der macht, diese, diese, [...]anlagen. Wartn, und der wartet die Maschinen. Und des hat die, dann, mein, meiner Tochter, also die [Name], hat die ihn, immer, also, ohne, ohne, [Name] hätte der nie nen Job gekrieht. Hat sie, sie hat sich immer gekümmert, um, [?] Stelln warn, und und, telefonieren, die hat ihn [?], wenn irgendne Stelle war, dann sacht die, musste mal was besseres für das, was er könnte. Der [?] geschickt, der kann sich bloss nich so verkaufn. A. Also der is, so, n bisschen introvertierter Kerl, der, die hat sich och nen Kerl osgesucht. Nja, jedenfalls hat die, hat er, is er gute Arbeit, gute Arbeitsstelle. So ne, aber was bringt das, wenn du noch auf Arbeit ran bist. Sacht er, bleibt alles liegen. Jes, [?], der geht nächschs Jahr in die Schule. So, weil, der, ebn, och so sagn, was ich jetzt, die die, des is, über Bildung, meine, dass die, Ranzn wern immer größer, dass, jetzt, was se, was se, n, rauskommt, lern'n tun se nüscht. Wenn de, . Permanent's Bildungs-, äh, chaos, seit 40sch Jahrn, von der BRD auf hier übertragen.

GV4 – Michael Reiser, 69 Jahre, pensionierter Fahrer

GV4-8 [00:23:45-24:15] Isch hab gesacht, eh isch, der Vati e is weiter weg, also, von, da vorne, es is a ganz schönes Stückchen. Sach isch, erstens is bei mir gar ken Platz, wenn die alle bei mir anf, ich [?], die warn schon ma bei mir, wenn die ma zum, Konzert aus is, i ho ken. Und die Kinder komm'n ja manschma zu mir, Opa. Kann isch komm'n. Der hat nischts voll [?], da müssn Frühstückn machen, dann komm'n die Frühstückn hier drum und dran. Und dann, Gitarre von der Wand, dann geht das los hier. Und dann, hupsen [?]. Dann siehts hier aus wie ein Schlachtfeld [lacht], dann bin isch och froh, dass se wieder aus [?].

GV4-13 [00:38:25-39:45] En trifftts gewaltisch und des wär mene Tochter. Triffts gewaltisch, das weiß isch. Das hat se mir schon gesacht. Die, hängt ja nu [?] Vater die Enkelkinder. Die Jungs wenscher, ich hab och mit de Jungs och wenscher Kontakt. Die ziehts mehr zur Mutter. Der Junge, der is och [?] bei mir, der Studierende hier, der [Name], machtn [Institution] se jetzt. Normalerweise is bei den [Berufsbezeichnung], e Fraunberuf. Er arbeitet jetzt aber als [?]. Er gibt sich da mit [?] ab, ich sache, nu [Name], das hat der nach der Realschule gemacht. Das sacht er Vati, und der is, den ham die [...] gerne. Die lieben den alle, der kann mit den sehr gut umgehen drum un dran. Ich sache, du [name], ge, sacht er, ich will gar nisch anders machen, Vati. Isch will gar nisch anders machn. Der hat och ne Freundin gehabt, un ne drum und dran, der hat das Kind mit ihr, hat sich um das Kind gekümmert, die ander, die andre, die erste [?]. Die war zu sehr kirschlich, war ne Pfarrer, der Vater war Pfarrer, und die Mutter war [?]. Des wollte der nich so. Und, aber der hat sisch wirklichs um de gekümmert. Der hat hier, hier mit dem Herz was gehabt so, vielleicht vo der Mutterseite her, isch weiß nisch, vo meiner Seite is es nisch. Isch hab, und aber, . Er, . Macht das.

GV4-14 [00:41:25-44:05] Heute is se wieder, dienstachs gehn die jede Woche eine Stunde. Da sacht er, will isch 20sch Euro bezahl'n. Ich sache, des krichste normalerweise vom Arbeitsamt. Arbeitsamt muss ja zehn Euro, zehn Euro musste selber zahl'n. Gesacht, ne, das macht der Opa. Geb isch jedn Monat die zehn Euro, damit er [?] gehn kann. Ja. Das blieb nisch bei der Klen. Des kam, es kam der Mittelste an, der kam, Opa. Du, das is so ener, wie sacht ma hier so so, [?], da mach'n. Ich sache, der ander hat ihn mitgenom'n. [?] Jetzt will der, jetzt will der da hin. Jetzt hat er, bei mir die Gitarre gesehn, dass ich manchma bissl drumrum klimper. Isch kann, isch kann nisch nach Noten spiel'n. Isch spiele nur nach Musik, nach, nach Gehör. Das kann och nich jeder so. Manschma kommt was raus, manschma kommt nischts raus. Aber wenn [?] hör isch doch gar nisch. Und bei mir obn, der sacht, du, wenn, wenn, so Lieblingslieder hör, von früher, grad so die Italienschen, isch hab, ja eine Musiksammlung, des globn se gar nisch. Da geht das bei mir los, da, bin isch rischtisch [?]. Da geht manschma scho, geh isch scho, dreh isch schon ma of, die Anlage, die [?] aufdrehe, das is Wahnsinn. He. Und wenn ma da. Und, das sah, da war der Vater jetzt, zum Geburtstag, da, da hat de [?] och ne Gitarre geschenkt gekrieht. Und der geht heute des erste mal zum Gitarrunnterrischt. Ich sache, du [Name], das is gut, sach isch, wenn isch, wenn isch da hinkomme, sach isch, da kommt der zu mir, sach isch, da soll der Gitarr mitbring'n, da mach isch mit ihm en Duo. Sach isch, da geht das los. Da muss der noch [?] Gestern isch hab nur Tränen gelacht. Ich sache, der hat, hat isch a Auto geschenkt, so a großes, da Battrien eingebaut. Da sacht er, Opa, da muss ich dir zeign, wie des läuft. Isch sache, Weihnachtn steht och vor der Türe. Was willstn dann wieder hab'n. Opa, ich hab schon was gesehn. So a Legobausteinkasten. Ich hab ich gesacht, des kost über hundert Mark, des is teuer. He. So, muss isch ma sehn, muss der Opa noch n bisschen arbeitn gehn. Sach isch. Da sacht er, Mutti gibt o was dafür. Macht das schon. Man soll se ja nich verwöhn, aber wenn mans kann, kann mans. Mir wurden nisch verwöhnt, bei uns gabs nämlich nischts. Und des is das, wo ich mich immer freue, wenn die Kinder das, wenn ich den Kindern das ermöglischn kann. Denn mein Vater, wir hattn doch nichts, bei uns gabs doch nüscht. Isch hatte n Buch, Robinson Crusoe, Weihnachtn, da hab isch misch gefreut, bis Oktober, des hab isch gesel'n, das weggeleht, die Geschichte kann ich heut noch erzähl'n drum und dran. Und mei Schwester kriehte n Roller, die brauchte n Luftroller, rischtischn Kreisel [?]. Hat mein Vater den Roller selber gebaut, handwerklich war der sehr geschickt, drum un dran. Und und, war ma zufried'n. Fahrrad, später, Auto, schon Auto gehabt, aber da war isch von meiner Frau schon geschied'n.

GV4-15 [00:44:50-46:25] Glaubn Se, isch bin froh, dass ich kens mehr hab. Isch hab mein Fahrrad hier obn stehn, wenn isch ma irgendwo hinfahr, ich fahr mit meiner Fahrrad, isch brauch ken Handy. Isch brauch das nisch. Wenn isch habe, ich bin jetzt Rentner, isch habe so ne Karte, bezahl ich jedn Monat ne, Fahr[?] auf der Straßnbahn. Bezahl isch 50sch Euro, krieche aber nur mit 65isch die Karte. Ihr kriegt das z.B. nisch, und da kann isch, fahrn, in jede Zone rein. Zum Beispiel, wenn Sie jetzt fahrn würdn, nach [?] rüber, bis hier an der Stadtgrenze, Zuschlag bezahl'n. E, brauch isch nisch. Ich kann, fahrn. Ich kann mit der Karte bis [?] fahrn, Sie müssen auf dem Bahnhof ne Karte kofn, kostet fünf Mark, w, also fünf Euro bis Halle, ich steig dort ein, fahr mit meiner Karte bis Halle und fahr zurück. Isch könnt bis Dresdn fahrn, aber Dresdn zählt nisch in die Zone rein. Und da bin isch clever, wissen Sie, was isch da mache? Da fahr isch bis Oschatz, da steich isch aus, mit der Karte kann ich bis Oschatz fahrn, weil die zählt ja. So, Oschatz geh isch an'n Schalter, da hol isch mir von Oschatz bis Dresdn ne Karte, da fahr isch nach Dresdn, fahr isch wieder zurück, und da steich isch in ne Zuch, und fahr nach Leipzsch, kostenlos. Mach nich strafbar, oder, ganz normal. Dadursch, reis isch überll hin. Isch kenne fast jede Ecke. [lacht] Thüringn kenn isch wie meine Ecke, isch kenn Hartz wie meien Ecke, isch kenn Berlin wie meine Ecke, so. War isch in [?] bin isch jetzt gewes'n, vor kurzem. So. Frach, [?] meine Tachesfahrtn. Jetzt am 2., November, mach ich wieder Spreewald, war isch noch nich. Mösch ich och ma hin. Bring isch wieder was mit. Immer, äh, wo isch gewes'n bin, Spanien, überall, überall n kleines Andenken mitgebracht. Des is mein, Film.

GV4-17 [00:58:35-01:01:00] Isch mache kene Unterschiede, och jetzt mit Weihnachtn, will dann sach'n, weil er hat ja bloß dieses praktisch bloß der [Name] hat de Enkel, e Kind, ja, meine Tochter, und die andern zwe'e hattn ja kene. Die hattn ja gar kene Kinder, die woll'n, [?] gar nisch. Und da mach isch aber jetzt, wenn isch den'n was schenke, zu Weihnachten oder was zum Geburtstag, mach isch kene Unterschiede. Es gibt immer des glesche. Isch kof och nisch. Ich sache, Du klene, bass of, hier, haste hundert Euro, du hast dreie, [Name] hat die einzischn viere, jeder 25 Euro, und nimm das, da gibste jedm 25 Euro, die Klen was kofn, sach'n, das vom Opa. Das is bis jetzt jahrelang so gelofn, isch mach das och ja so weiter. Isch bin och froh dadrüber. Sonst müsst isch mir Gedanken mach'n, ah. Und das und das und das. Und so mach ichs och beim Geburtstag. Meiner Tochter sache, was wolltn der Junge zum Geburtstag. Ja, Vati isch hab da n Auto gesehn, kost 30 Euro. Sache, du klene, pass of, [?] du hast nisch viel, der Opa gibt dir die 30 Euro. So haste 50sch Euro, sach isch, wollt se mir 20sch Euro, ich sach, du, pass of, nimm die 20 Euro und du geh ma mit den Kindern bei Mc[?] ess'n. Gestern bin isch o wieder, gestern war isch o, die wissen genau, der Opa kommt. Isch hab immer vier Stück mit, wenn isch, is ja klar, die Dinger da, oder was weiß isch, hier, immer vier Dinger. Dreie für die Kinder, und ene für'n [Name]. Und och Weihnachtn mach isch des so. Weihnachtn jetzt, Geburtstag, schreib isch ne Karte, wenn isch nisch rüberkomme. Vo, vom Opa. [?] Und das, is das Verhältnis. Wirklich, angenehm, würd isch sach'n. Nisch, dass des es irschendwie befremdet is. Und bei Eusch, ich, also bei meiner Tochter kann isch komm'n, zu jeder Taches- und Nachtzet. Die hat da nisch dageschen. Aber isch will das nisch. Isch, isch, wenn isch erstma die Jahre nein komme, [?] kannst mal zu uns nein ziehen. Ne, das hab isch vorschs Jahr gestand'n, des will isch nisch. Weil isch genau weiß, die hat mit ihrn Kindern zu tun, und, die Kinder stehn bei ihr im Vordergrund. Und das is och gut so. Denn solange, wie isch misch noch rührn kann, bin isch selber mir verpflichtet. Isch muss ja, selber, misch erhaltn. Und isch seh das och, dass meine Tochter dann für die Kinder da sein. Ebenso sind dann die Kinder wieder für die Mutter da. Man sachte ma früher immer so, sechs Kinder, [?], de Mutter kann sechs Kinder oder zehn Kinder ernähr'n. Aber zehn Kinder kene Mutter. Sacht ma so.

GV4-18 [01:01:20-02:00] Die möchtns, aber isch will das gar nisch. Isch möschte, isch möschte, . wie soll isch misch ausdrück'n, isch wills nisch verkehrt sach'n, isch möschte jetzt, meine Enkelkinder und meine Tochter, nisch belast'n. We isch gar nisch nötig hätte. Wenn ichs nötig hätte, jetzt, wenn isch am Boden wäre und sonst noch was, dann würd isch velleischt sach'n, du, Klene, isch hab mein Lebm für disch geopfert drum und dran, und, äh, wie sieht des jetzt nu aus? Würde sie nie ne sogn. Och die Enkelkinder nisch. Aber, solange isch das nisch will, will isch das nisch. Ma sacht immer, wir haltn uns raus.

GV4-21 [01:17:20-19:20] Na, da hat n Freund im Haus, hat so noch ne Freundin'n dort oder wa. Unterstützung, die Hausgemeinschaft is klasse. Sin alles so, Fraun, in ihm Alter. Ge, die sisch das so gegenseitisch unterstützn. Weil, wenn ma es Kind krank wird, nimmt die die Klene. Ich sache, du, das zieht sich aber mit, mitm, ham se mal gesacht, du, deine Tochter, die rennt scho immer mit vieln Kindern auf der Straße rum. Ich sache, na lass se doch, die passt of die Klene of. Wenn die of Arbeit gehn, so, muss dahem blebm, weil jetzt [?], was. . Sonst warn se im Kino, oder, wie isch das Kind [?], das intressiert misch nisch. S Hauptsache, du kommst zurescht. Naja, so is es doch. Und, ah, . ja, hat gesacht, Vater, hat gesacht, nja, isch hatte so mene Gedankn misch manschma [?], 20sch Jahrn a ma, [?] ma Gedankn, naja, wenn ma so n klene Hos kafst, Mietsbasis, abbezahln, und wenn du ma stirbst, gehört dir das Haus. Große [?] weiter [?]. Isch bin aber froh, dass isch desch nisch gemacht habe. . Hättn meine Jungs gar nisch mitgemacht. Sie hättn gesacht, na, Vati, was solln wir denn mit e Haus? Isch will doch me Lebm für misch habm. Die Kinder sind halt so. Die wolln ihr Lebm für sisch habm. Des is nisch wie bei, Italien isch das andersch. Italien, wie, Enkelkinder, bei der Mutter sin, zumindest, in der Nähe von der Mutter. Und der Großvater in der Nähe. In Deutschland is es och so, aber, es geht jeder bissl seine Wege. Aber isch nisch. Isch, fühle misch in, de Familie eingebundn. Wei mir, wie gesacht, isch habs ja vorhin schon gesacht, mir warn ja selber sechs Kinder. Und isch weiß ja, was ne Großfamilie is. Mir hattn zwar nisch viel, aber, Weihnachtn, Ostern, Pflingstn, und de Sommerferjen, und na dann, Schulferjen, immer bei [?] spiel, dann ebn Sonnabend Sonntach mit de Eltern naus, ins Grüne. Wir hattn nisch viel, ne Bockwurscht, oder ne Bootsfahrt war immer drinne gewesn, aber wir warn mit de Eltern zusammn. Und das hat, das hat uns geprägt. . Und die Kinder heute, die gehn in de Disko [lacht], die sitzn am Computer, da gibts kene Spiele mehr.

GV4-22 [01:19:40-25:45] Da hat scho der Klene, hat zum 'Burtstag, isch musste scho lachn, isch hab gestern wieder gelacht, der sacht, Opa, komm ma her. Isch sach, zech ma, hab isch zum Geburtstag vom Vati gekriecht, a Telefon. A Handy, a hätt ja, da hätte isch davon geträumt, a Handy. Das sacht, aber [Name], wa will der denn mit a Handy mit sei'n neun Jahrn. Nja, Vati, sacht se, wenn da, n der Schule was is, dass der misch anrufen kann. Mutti, holst du misch ma ab. Das seh isch och ein, [?] passiert is drum un drein. Aber muss denn sen? Mir hattn doch och ke Handy. Aber weil die ebnt alle ens ham, und teschnisch, tesch, der hat mehr teschnische Sachn n daheme. Der weiß b, sach, isch wenn, [?]. Der kommt dann mit se Roboter da, und die Klene kommt mit ihm, mit ihm, Prinzesschenkleid an, da sacht se. Nächsts Jahr komm isch doch in die Schule. Sache, ja. Und, Opa koft dir e Ranzn. Da geh isch da mit dir Shoppn, sacht die zu mir. Geh isch da mit dir Shoppn. Wir warn a mal drinne, hab isch mei Tochter mitgenommn, da warn wir in der Stadt, hier, in der Höfe am Brühl. Wei [?]. Drei Kinder mitgenommen. Frau Montanari, ich sache, e ma, ich sache, e ma und nisch wieder. [?]. Wir sind dort rein, meine Tochter is vorhin weggefahrn, wir ham uns beim Bäcker, beim [?] untn getroffn. Opa, komm ma mit. Sache, ja. Ene Treppe, is der Mediamarkt. Der Junge. Was isn da obm, isch weiß nisch, is doch alles das selbe. [?]. Komm, isch muss dir was zeischn. Die Mutti braucht a neun Computer. Hat en [?], [?], ein Schweinegeld. Sache, was denn, e Laptop oder Computer? Ne rischtn Computer, Rechner is och dro. Ke Laptop zu Mitnehm, drum und dran. Sache, wo stehnt der? Na, de Mutti hier, zwehnd, zwehndert, isch sache, na, die komm abe teuer jetzt hier, die gehn doch alle mitm Preis runter jetzt. Mitm Windows 7, kommt jetzt Windows 8 raus. Es gibt scho welsche, mit 14, 15, 2tausend, hier, gibts solsche. Isch sache, na und, na soll wohl Opa kofn, isch sache, isch muss selber kofn. Die weiß genau, wenn isch mir wieder e'n hole, kriescht die mein'n. Dafür spekuliert sie, weil der loft nämlisch, der [?]. Und, sahe, na, [Name], da musst noch bis nächsts Jahr wartn, isch kof mir sowieso ma e'n. Isch brauch bloß no so'n einfaches Modell wie den hier, mit zwe Laufwerk, des reischt aber nisch, brauche ken großn Mist. Un, Opa, isch hab da was andres gesehn. Du hast do Boxn. Isch sache, du hast doch von mir erscht Boxn gekriescht. Ne Boxn gekoft, schne gekoft [?], meine alten Boxn gekriescht. Ich sache, [?] erst n halbs Jahr gehabt, vom Computer. Ja, da braucht die Mutti aber jetzt n Anschluss da, brauch ma doch so Subwoof, was weiß isch, was da dran kommt. Isch sache, is doch bei Eu super, muss doch bloß, [?]. Ne, de Mutti hat den, alten Reschner, macht sisch glob isch gar ke Anschluss dran, wo de nei gehn kann. S. Der hat bloß, eigne Wiedergabe oder was weiß isch. Isch kenn misch da nisch so aus. Sahe, da muss die Mutti bis nächsts Jahr wartn, dann hat se ne eigene Wiedergabe, dann kannste den Sub[?] neinsteckn. Und dann kommt dann die Musik, für de Boxn. Wie bei mei'm hier. Und, ja, warum denn bis nächsts Jahr? Du gehst doch noch arbetn. [lacht] Sacht er. Und die Klene, Opa, komm ma her, wir gehn ma hier. Da warn wer in der Spielebox untn, so n großer Raum da untn, sach ma, was willstn da? Komm ma mit, Opa. Frau Montanari, e Kled nach e andern, du, das will isch habn, Opa, das will isch habn, isch will die Mütze habn. Mutti sacht, du, [Name?] wir müssn noch ne Mütze kofn. Die passt mir, die passt mir, die passt mir. Sache, na, des Geld von de Opa, das rescht dir wohl gar nisch. Isch will alles ham. Prinzesschenkleid, isch will das habm, isch, isch sache, geh raus hier. Isch war froh, als isch wieder ausm Brühl raus bin. Sach, los, Opa, wir gehn essn. Opa, isch weiß wohin. Isch sache, wohin denn? Bei McDonalds, da is der McDonalds inne drine. Brühl. Isch sache, na, wo isn hier e McDonalds? Na, wo früher das Kino war. Das Kapitol. Kennen Sie das noch? Ne. *Mh, ne.* Von von von, e, am Markte, wo, n, H& M is. *Ach, da hintn.* Wo H& M is, da is der mit drin. Wenn se da so obm, untn, kanns noch hoch gehn. Hat die mich da neingeführt. Isch les ma, das warn noch früher, Cafe Central war das ma, das war ma so ne Bar gewesen, aber, war isch, als Jugendlischer, kenn isch noch aus mein'n jüngeren Jahr. Und, sach [?] geht so Treppn hoch. Ja, Opa, geh ma hoch, Mutti, wir kofn jetzt, sache, du gehst mit hoch. Mache ma Platz, sacht die Kleine, musst se stelln Tisch [?], mir warn ja nu, die drei Kinder, isch, mein Tochter, das is ebn, hingesezt. Und, hat mei Tochter hier, . Stand da, mit nem, was weiß isch, mit Ketchup da und und, Cola dazu, und das hier, des, wie sacht ma hier, was weiß isch hier, die Hamburscher da, die doppeltn. Sache, isch will nischts essn. Isch brauhe nisch, sahe, hier, isch trink nur meine Cola, eisgekühlte Cola. Da ham die gefuttert, die ham neingehaun. Opa musst es bezahln. Isch hab das Geld extra, de 50sch Euro, sach isch, hier, bezahlt de Scheiße, macht se, sacht se, Opa, macht se, Vati, hier, 30sch Mark geb isch der wieder. Oder über über 20sch, 25 warns kam, hat se so ne Karte, kriechste wa billisch. Opa, wenn isch mit de esse gehe, geh ma mal in a feines Restaurant. Ich sache, mit dir geh isch nisch, sah isch, du machstn Opa blank. [lacht] Das is ebn ne freche. Und da hab ich zu meiner Tochter gesacht, sache, du [Name], sach isch, wenn die nächsts Jahr in die Schule kommt, ne, sacht, Vati, sacht se, [?], um Gottes willn, die macht die Lehr'r verrückt. Die is ganz, die is ganz clever is die. Sacht se, Opa, mit dir geh ich shoppn, wir kofn n Ranzn. Sache, du willst doch bestimmt, ja, n Prinzessin-Ranzn hier, Prinz, es gibt doch den Prinzesschenkleid, Prinzessinranzn. Sache, wie siehnt der aus? Barbie, Barbie, und da hat die mir,

nur Barbie, die will nur Barb, s. Ich sache, ja. (? , lacht). 47sch [?], un da drinne stehn, Barbie, s, Fernseh drinne stehn. Was soll isch da zu sachn, was soll isch dazu sachn? Wenn isch misch aufreche, bin isch [?]. [?].

GM9 – Jana Müller, 57 Jahre, selbstständige Kosmetikerin

GM9-1 [00:02:25-03:30] Ich sache mal, ich bin nicht die geborene Oma. Also ich liebe meine Enkelkinder, aber ich bin nich so, dass es für mich, nichts anderes gibt wie Oma zu sein. Also mir is meine Berufstätigkeit, is mir wischtisch, sehr wischtisch. Wobei ich sachen muss, s dass jetzt das-, selbstständigsein manchmal, äh, das schon n bisschen schwierischer macht, weil ma da, ähm, mh, ja, da, da sin so zwei Seelen in einer Brust, also ich meine, isch, kann hier nisch einfach sachen, ich mach jetzt zu. Was mir schonmal auch vorgeworfen wurde. Dann musste ebn dein Laden zumachen, wenn dein Enkelkind disch braucht. So einfach is es halt nich [ja], ich meine, da is irgendwie nisch, irgendwo, dass isch zum Arzt gehe und mich krankschreiben lassen und dann mein Geld weiterkriege wenn hier keiner kommt, n, wars das. Und dann denk isch mal, . sin meine Enkelkinder auch nisch glücklich. A weil isch nichts finanziell irgendwie, mehr kann. Und B, weil isch misch dann och selbst nisch gut fühle und das tut ja och niemandm gut.

GM9-7 [00:14:15-16:55] Es is manchma, so so, ich ich ich weiß gar nich, wie ich das beschreiben soll. So, es wird gewollt, und dann, aber, doch nisch. Das sis, ih sah ma jetzt, das is wie wenn ma'n Chef hat, der da will dass man kreativ is, und und selbstständig arbeitet und bei jedm, was ma vielleicht ma, andersrum legt, glei eine auf die Mütze kriegt, und sagt, ich hab nur gesagt, das legt ma so hin. So, so, is is is, manchmal das Empfinden. Und wie gesagt, ganz dominante Frauen, wo wo dann die Männer schon gar nich mehr in die Erziehung, großartig, eingreifen irgendwo. Des, des is mir so, so aufgefallen. Wo dann ebnt, och schnell ma, die Männer in'n Wind geschossen werden, und d dann die armn Alleinerziehenden und und, ja, wo isch denke, äh, es es is dann och für die Kinder, wenn die nich irgendwie ne gewisse, Regel, also ma sacht, die dürfn alles, uns is es ebn so gekommen, dass wir ebn spaziern gegangen sind, alle Mann, und unser Enkelkind bestimmt hat, wo's lang geht. Also, ähm, wo isch dann denke, n Dreijährichn, muss ma och nich sagn, würdest Du bitte, mach ma. Ich meine, bitte danke is ok, dass ma das sacht, dass ma vielleicht sacht, möchtest Du jetzt den roten oder den grünen Pullover. Aber nisch dass man den Schrank aufmacht und sacht, was möchtest dn? Such dir was aus oder. Möchtest Du jetzt gehn oder möchtest Du nisch gehn? Ich, ich sacht, irgendwo, n paar Ansagen, find isch, müssen, müssen Kinder einfach, kriegn. Ich meine, es is ja so, wie wenn isch jetzt, isch bin eigentlich so, früher, früher hieß es mal, Du bist die Erlebnis-Oma, weil ich eigentlich immer irgendwas, gucke, wo ich was unternehm kann. Und irgendwas, also, die wolln, wie gesagt mal, äh, Bus fahrn, oder Straßenbahnfahrn, was ja Kinder kaum noch kenn'n. Dann versuch ich das irgendwo zu machn. Ja, und na da stößt ma och ma auf was, was dem Kind nisch gefällt. Ja, ich meine, also wenn die jetzt partout nicht Straßenbahn fahrn wolln, dann muss ich hin irgendwie zurückfahrn, es is ja klar. Aber dann werd ich mich bei meim nächsten Besuch, sachn, so, und du fährst jetzt wieder mit der Straßenbahn. Das is jetzt vielleicht ein blödes Beispiel. Aber das sind so so Dinge, wo ich denge, ich muss es doch o mal ausprobieren, immer, wenn ich vorneweg schon sache, möchtest Du denn Straßenbahn fahrn? Mh.

GM9-8 [00:18:30-19:15] Ja, so, so ist das. Aber wie gesagt, wenn man berufstätig is, is natürlich, ja. Gut, kann ma jetzt aber och nich, finde isch nisch verlangn, dass die Omas immer, Gewehr bei Fuss stehn. Sondern das muss dann schon irgendwo Konsens sein, wo ich sache, wo auf beiden Seiten, wo ich jetzt ma anrufen kann und sagn, se kann sagn [?], ne, heute ham wa keine Lust, heute wirds nisch, wo ich aber umgedreht auch sachn, möchte, wie heute kann isch ma nisch. Und da möschte isch eigentlich och wieder gefracht werdn und nisch, also, ich hab die jetzt letztens gefracht, da hat se nein gesacht, das hat sich erledigt. Das, das, würd, würd ich mir schon mehr wünschen, so.

GM9-12 [00:30:45-33:30] Und, da wars dann ebnt echt so, also ich bin dann ebnt hingefahrn, hab mein Enkelkind besucht und das stand nebm mir im Stubenwagn, und, und quäkte, und ich guckte dann ma so ganz vorsichtig und ma und so. Und dann kommt die andre Oma, und nimmt des natürlich raus. Und sacht, na, jetzt biste froh, dass de Oma da is. .. Ja, dann sind se, dann sind se ma, a- ausgezo, also dann ham se ihre eigene Wohnung gehabt. Immer noch, äh, im Ort, aber. N Stückschen, n Stückschen entfernt, also war, zu fuss zu erreichen. Also da muss ich sachn, das war ne richtig schöne Zeit. Das klingt jetzt vielleicht blöd, und vielleicht, weiß ich nisch, aber da war, da hab isch dann ma och so, versucht, einmal im Monat mein Enkelkind vom Kindergartn abzuholen. Und mit ihr zu verbringen. . Äh. Da, des lief richtig gut, dann, äh, sind die wieder zurückgezogen, also, da wohntn andre Leute im Haus, sind die wieder zurückgezogen. [...] Dann, dann wurd es mal kurz schwierig, weil mein Enkelkind dann, die war damals drei oder vier. Jetzt ist. Dann hatte die mal, du brauchst gar nich mehr kommen und so und dann war. Dacht isch, ja, dann hatt isch aber n sehr gutes Verhältnis mit, noch mit meiner Schwiegertochter, sacht dann so, ne, isch hab dann wirklich da gesessen mit Tränen in den Augn, und hab gesacht, ich kann mir das jetzt gar nich erklärn. Was, was das soll. Und dann sacht se, ne, wir ham da, aber nisch zu ihr gesacht, ne, das Gefühl hatt ich och nisch, das se irgendwie, mh. Und da kam aber dann raus, das hat ma dann geklärt. Da war folgendes, natürlich hat die da gesacht, heute kommt die Oma [Name]. Und dann gehst du nich zur Oma [Name]. Und das kann natürlich so n drei, vierjähriches Kind, das das konnte man nisch machn. Das war gut gemeint, aber da hab isch gesacht, ne, des des könnt ihr nisch machn. Da denkt die natürlich, wenn die kommt, darf ich nisch zu meiner Oma [Name]. Und ich meine, die Oma [Name], wie gesacht, dadurch, dass mein Sohn nisch da is, meine Schwiegertochter arbeitet. Und, und so, Schischt, verkürzt, aber Schischt. Und dann hab, hat is immer eine Woche, sind die Kinder bei den andern Großeltern, dass die natürlich eine Favoritenrolle, also da, will isch och gar nisch dagegen, oder da kann isch gar nisch mithalten, das is klar.

GM9-14 [00:42:45-44:45] Wie gesacht, ich ruf die Woche an, und frag dann immer mal, wie gehts. Mh. Und dann, ruf ich das eine Wochenende nisch an, war grad des letzte, vor irgendeiner, vor dn großn Ferien, und dann krieg isch am Montag ne Nachricht, wir dachten, du rufst ma an, wegen Zeugnis. Is sehr gut, Grüße. . Wo isch dann denke, aber isch hab mein Enkelkind, n Handy, damals n altes, aber Karte. Ich habe gesacht, ich bezahle auch, wens nisch über die Maßen is. Lad isch des wieder auf, brauchste mich bloß anrufn. Und dann denk isch, mit zehn Jahrn, kann man vielleicht och ma sachn, he, Oma, ich dachte, du rufst ma an, weißt du, was ich für gutes Zeugnis hab. Dann hätt ich vielleicht gesacht, mensch,

schade, das hätt ich machn können. Aber. Ja, wenn wenn die Oma sich nisch meldet, is in Ordnung, aber wenn isch, och, ganz oft sache, a was, du gehst, äh, du gehst jetzt, zum Beispiel zum Geburtstag mit, mit ihm, wolltn se, wolltn se, da och ma essen gehn, isch hatte mir freigenommen, an dem Montach. Da wurde aber nisch gefeiert, weil mein Sohn nisch da war, und das andre Wochenende wurde auch nisch gefeiert, wo isch mir freigenommen habe, weil da die andern Großeltern in Urlaub gefahrn sind. Und se wolltn ja alle zusammen, feiern. Das nächste Wochenende dann, dann war isch, dann warn wir nisch da, an dem wurde dann gefeiert. Und an dem Montach, sacht se, äh, wir ham jetzt no ne Überraschung vor. Äh, hat zwar gefracht, ob ich mit kommen will, zum Essen. I hab dann gesacht, ne, ich fahr dann nach Hause, se sind abends um fünf essen gefahrn. Also, meine Schwiegertochter, mein Enkel, meine zwei Enkelkinder, und de Oma, die andre Oma. Und dann sach zu meim Enkelkind, oh, ich wusste nisch, dass de Essen gehn. Da kannste ja mal der Oma ne Nachrischt schicken, was des für ne Überraschung war. Die du jetzt noch erlebst. . Da kommt gar nischts.

GM9-17 [00:53:55-59:35] [...] Aber, nichts destotrotz, ich versuche immer mal, irgendwo, paar Stunden mit mein'n Enkelkindern zu verbringn. Und hoffe nun, dass s mir gelingt, dass ich mit meim klein'n Enkel och ma, alleine aufn Weihnachtsmarkt. Weil, es is zwar ganz hübsch wenn ich dort, wenn ich den abhole und dann, aber, aber wenn isch misch dann nur in, in der Wohnung aufhalten muss, das is mir immer, nich so schön. Würd ich sachn. Also isch bin jemand, der gerne ma, was. unternimmt. Und schlimmstenfalls muss ich ihn dann ne Stunde, irgendwo durch die Gegend schleppen. Das is dann ebnt so, ich meine, noch geht das. Un, auf der andern Seite, mein, meine Große, die is dann, och schon, ach, wir ham dann och schon, mal, so ganz schön Marschn da hinlegen müssen, weil isch irgendwo, ins Theater wollte, und die falsche Adresse hatte [lacht]. Ja, falschen Ort warn, und mussten dann, tigern, dass wers noch schaffen. [...]

GM9-18 [01:01:10-01:50] Ich sache ma ebnt, äh, anders, anders da. Also. Ich, ich, ich weiß es nisch. Aber irgendwo, merkt ma des doch, also ich sach mal, es bedeutet ja nich immer, die totale Aufopferung und Liebe, denk isch. De, ääh, . Ich finde eigentlich viel wichtiger, in, also wenn, wenn ne ernsthafte Situation is, dann muss ma dafür da sein. Aber ich finds jetzt nich, wenss um, um, mal Nachmittach n halbe Stunde spielen geht und ich dann sache, na, also da komm ich nisch extra rübergefahrn. Das find isch nisch so schlimm.

GM9-22 [01:20:10-22:20] Wo ich da jetzt ebnt och manchmal denke, ja, manschma, . Ja, das kommt ebn manchmal erst mit zunehmendem Alter, dass ma, vielleicht mehr Verständnis für den andern aufbringt. Des, das, des denk ich schon och so, dass, wo isch dann sache, . Und ich sahe so, meine Devise is immer, Mütter nerven immer, Mütter oder Schwiegermütter, weil, dieses, man meints ja nur gut. As, . Das will ma manschma [lacht], das will ma selber nisch, aber man is dann selber genauso. Man meints ja nur gut, und will ja nur helfen, und, und, ähm, ja, und und, fühlt sisch dann manchma, denkt ma, jetzt empfinden die des als aufdringlich, du willst doch nisch aufdringlich sein, du wolltst einfach nur helfm. Naja. Äh, ja, gelingt einmal mehr und einmal weniger. .. Aber wie gesacht, zusammenfassend is es, is es ebnt wirklich so, dass ma, dass ich so ganz viele Dinge, äh, schon mit meim Enkelkind, trotzdem gemacht habe. Äh, die isch, alleine, escht nie, also, wo isch, wo isch nie hingekommen wär, weil ich das jetzt für uns, obwohl wir ich och, nu nich grade jemand sind, die bloß zuhause sitzn und warten, dass, dass irgendjemand ma, vorbeikommt. Aber trotzdem, die ich nisch gemacht hätte. So. Und wenss ebn so, wie gestern so n Kinofilm is, in der ersten Reihe, weil das Kino ausverkauft war. Nu. Äh, wo isch dann denke, oh, den Film hättste dir nie angeguckt. Das Geheimnis der Feenflügel. Und des war so entzückend, und ab und zu kriegte man sogar ma n Tränschen ins Auge, wenn dann so, der Flügel gebrochen war, und so ganz traurig dargestellt wird. [lacht] Ja. .. Des is dann och sch, schön. Jetzt sag ich nichts mehr.

GV5 – Georg Michalski, 63 Jahre, selbstständiger Chemiker

GV5-2 [00:06:10-06:30] [zeigt Fotos] Das war in Polen, das war wunderschön damals, der Strand war menschenleer. Nicht wie die Heringe bei uns, sondern des war, wunderbar. *Da habn Sie gemeinsam Urlaub gemacht?* Ja. Aber das Flair war dort auch wieder weg, weil als ich dort, war dort auch wieder Kaufland, und Lidl, un, [lacht] wie hier.

GV5-6 [00:19:55-20:25] Abgesehn davon sind se geschiedn. Etwas verzwickt, die Sache, aber. Ja, Kontakt ist da. Also, ich hab zu allen Leutn Kontakt. [lacht]. Ja, das muss einfach so sein. . Wenn die Mutter Geburtstag feiert, dann, lädt die Oma natürlich auch die [Name der Enkelin] ein, und da sind wir auch mit dabei, [?], und, der nächste Kreis immer. Und sie fährt auch mit zum Familientreffn, wenn unsre Familie sich trifft.

GV5-9 [00:33:30-35:25] Ich seh sie im Dezember. Fahrn wir nach Ingolstadt zum Weihnachtsmarkt. *Ah ja, genau das war doch der Weihnachtsmarkt.* Das is der Aufhänger. [lacht] *Wie laufen eigentlich die Verabredungen dann, machen Sie das alles schon über die nächsten Monate, mit der Tochter, oder is das relativ spontan?* Des is relativ spontan. Also, im, Sommer warn wir in Ingolstadt, da [?], wir komm'n Weihnachtn mal vorbei, Tante besuchen und die Kinder. Und jetzt is nicht so weit, ham wer geguckt, was ham wer noch an Terminen frei, wo s, immer ausgeplant. Aber ma ebn, der 4. is noch frei, da, dann nehm ma den. Dann ham wer angerufen, klappt das bei Euch? Ja, mir kommen. So schnell geht das manchmal. *Ja, mh. ...* Erstens sins einfach, Entfernungen, die man, ohne große Probleme bewältigen können mit den Kindern. *Mh. ..* Höchstens die Autobahn is nich frei, aber wenn ich die 20 Jahre denke, die ich nach Ingolstadt, vier Stunden im Stau gestandn, mit alln, mit allen Kindern an Bord, also meine Töchter. Ham wa damals Spiele gespielt, Lieder gesungen, und irgendwas, damit die da ruhich bleibn. Denn. Ja, die.. Die Kleine war sieben, und die Große war grade, so elf, das is ein Alter, wo se dann im Auto, es nich mehr aushaltn irgendwann, nh. [lacht] Ja, man kann ja nich aussteign auf der Autobahn. Ja, naja. *Ja, das kenn ich gut, wir sind mit meinen Eltern früh oft nach Italien gefahrn, und das warn auch lange Fahrten, heiße Fahrten, grad im Sommer.* Als wir nach Rom gefahrn sind, das sin 1000km, das is nh, ne ganz schöne Tour. [lacht] .. Oder Paris, ham wer se auch schon durch, aber das, s, vor allen Dingen mit dem Auto nach Paris rein, das, einmal langt mir.

GV5-11 [00:41:55-42:20] Wir verwöhnen die Enkelkinder, also, es is mehr, äh, Pflege und Verwöhnen, sach ich jetzt ma so, grob. Die Erziehung macht meine Tochter, da häng ich mich eigentlich auch gar nich rein, auch wenn ich se mit ihr alleine bin, dann erzieh ich sie natürlich auch, indem ich ihr was vorlebe oder irgendwie was mache. Das is ganz klar. Aber hier, wie gesacht, hü kann ich ja nich hott sagen. Obwohl sie's manchmal drauf anlegt.

GV5-24 [01:08:15-08:45] Meine Eltern wohnten mit ihrn Eltern, mir warn, ich als Kind, meine Eltern, meine Großeltern wohnten in einem H-, in einer Wohnung. War ne große Wohnung. Und da gabs immer, Zoff, mit dem Papa. War nich so das Gelbe vom Ei. Dann warn wer froh, wenn wir ne neue Wohnung hattn. Bleibt da, wir gehn dann dort hin, dann sehn wir uns jedn Tag, oder jede Woche. Ss-, mit unter nich immer so einfach.